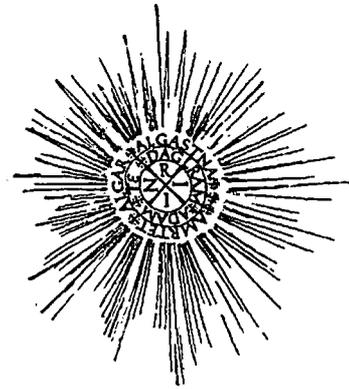




GUSTAV BÜSCHER

BUCH DER GEHEIMNISSE

*VOM UNERKANNTEN UND UNENTDECKTEN*



*MIT 17 ABBILDUNGEN*

---

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT  
BERLIN UND DARMSTADT

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT  
C. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin W 15 und Darmstadt



2006.67  
(B 6260)

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1952 by Verlag Heinrich Scheffler GmbH., Frankfurt a.M.  
Gesamtherstellung: A. Seydel Druck und Buchbinderei G.m.b.H., Berlin  
Einbandentwurf: Willy Giske · Printed in Germany 1955

## INHALT

Geheimnisse des Lebens .....	9
<i>Vom Ursprung des Lebens   Stoff und Leben   Künstliche Lebewesen   Der konservierte Mensch</i>	
Geheimnisse der Seele .....	15
<i>Seele und Wissenschaft   Was ist die Seele? Wo hat sie ihren Sitz?   Leib - Geist - Seele   Im Unterbewußten   Verirrte Gedanken und Zwangsvorstellungen</i>	
Mysterium und Mysterien des Glaubens .....	32
<i>Christliche Glaubenswunder oder Mystik?   Die Wunder von Fatima   Der Glaube an das Gute</i>	
Traumhaftes und Träume .....	39
<i>„Hab' ich's doch geahnt, daß...“   Seltsame Vorahnungen   Träume und Traumgesichte   Der Wunschtraum   Der Wahrtraum   Wie lange währen Träume?   Schlafwandeln und Schlafwandler</i>	
Grenzgebiete des Wissens .....	54
<i>Die Wissenschaft um verborgene Kräfte   Gedankenübertragung   Materie unter Befehl</i>	
Hellsehen und Hellseher .....	68
<i>Betrug herrscht vor!   „Echtes“ Hellsehen   Phänomene um Leonora Piper   Die Hellseherin Ursula Kardos</i>	
Geister und Gespenster .....	80
<i>Spuk-Berichte aus allen Zeiten   Die Medien   Zweifelsfragen</i>	
Himmelsdeuter einst und jetzt .....	102
<i>Astrologie als Wissenschaft   Kosmische Einflüsse   Was ist ein Horoskop?   Du und Dein Schicksal   Astrologische Prophezeiungen</i>	

Von wahren und falschen Propheten .....	119
<i>Weissagungen ehedem   Hellsehen - Prophezie - Politik   Der Weltgeschichtsprophet Nostradamus   Madame Lenormand   Der Wald-Hiasl</i>	
Wahrsagen mit Karten und Kaffeesatz .....	128
<i>„Die Karten lügen nicht“   Allerlei Schicksals-Aberglaube   Traumdeuter auf Abwegen   Handlesen — eine Wissenschaft?   Erpendle Dein Schicksal   Naturwissenschaftliche Voraussagen</i>	
Wunderheiler und Magnetopathen .....	145
<i>Wunderärzte   Der „tierische Magnetismus“</i>	
Ärztliche Diagnosen — einmal anders .....	153
<i>Blick ins Auge   Blick auf den Schädel</i>	
Geheimnisvolle Strahlen .....	157
<i>Das magische Reis, die Wünschelrute   Die bösen „Erdstrahlen“   Od-Strahlen   Von der Höhenstrahlung   Todesstrahlen   Lebensstrahlen</i>	
Der Alchemisten Trug und Tat .....	172
<i>Von den ältesten Goldmachern   Chemiker und Alchemisten im Mittelalter   Bis in neueste Zeiten...   Der Stein der Weisen   Mystik der Alchemistensprache   Magie muß helfen   Besessene, Betrüger und Mäzene   Alchemisten auf Fürstenthronen   Alchemie, positiv gesehen   Moderne Alchemisten</i>	
Ein Hexenkapitel .....	192
<i>Hexenglauben und Hexenlegenden   Sind die Hexen ausgestorben?   Die Hexensalbe   Der böse Blick   Hexenkräuter   Moderne Zaubersäfte</i>	
Magie und Magisches .....	204
<i>Schwarze und weiße Magie   Ägyptische Magier und Gaukler   Tibetatische Geheimnisse   Von indischen Yogis und Fakiren   Urwaldmagie   Eingeborenenmedizin   Geheimnisse um Pharaonengräber</i>	

Suggestion und Hypnose .....	222
<i>Suggestive Kräfte   Gelähmtes Bewußtsein: Hypnose   Heilhypnose   Blutbesprechen   Verbrechen in der Hypnose</i>	
Geisterschiffe .....	234
<i>Der „Fliegende Holländer“   Treibende Wracks   Verschollene Schiffe   Geheimnisvolle Begebenheiten   Geister zur See   Kometen und fliegende Untertassen</i>	
Halluzinationen der Gesunden .....	249
<i>Täuschung der Sinne   Irrrende Augen   Farbe - Auge - Psyche   Fühlen ohne Präzision   Warm und kalt   Schall und Ohren   Biologische Geschmacksverirrungen   Musikerlebnisse und Musikphantome</i>	
Zufall und mehr als Zufall .....	263
<i>Sterben und Tod</i>	
Geheimnisse aus dem Tierreich .....	276
<i>„Seele“ der Tiere   Tiere träumen   Tierahnungen   Winterschlaf   Geheimnisse der Zugvögel   Aale auf Wanderschaft   Rätsel um Elefanten   Tierische Elektrizität   „Neue“ Tiere   Das Schnee-Ungeheuer des Himalaja</i>	
Rätsel um Länder und Meere .....	293
<i>Versunken und verschollen: Atlantis   Ophir   Thule   Vineta   Rungholt   Länder werden - Länder vergehen   Inselgeburten - Inselsterben   Weiße Flecken auf den Karten der Erde   Meere unter der Sahara   Warme Seen am Südpol - Eis am Äquator</i>	
Ein paar Worte zum Schluß .....	312

## VORWORT

Geheimnisse, ewig unergründbare Vorgänge um uns und in uns gibt es in unerschöpflicher Zahl. Wir begegnen ihnen auf Schritt und Tritt, in jedem Augenblick, bewußt und unbewußt. Manches Geschehen wiederum wird aus Leichtgläubigkeit, aus einer Neigung zum Okkulten, aus Ignoranz und Aberglauben trotz klarster Erkenntnisse gesunden Menschenverstandes den großen Rätseln zugeordnet. Eine weite, unüberwindbare Kluft klafft zwischen den scheinbaren Geheimnissen und den wirklichen, die verhüllt bleiben; den umgebenden Schleier lüften zu wollen wäre sinnloses Beginnen. Gläubig und bewundernd in einer Welt der Wunder und Rätsel zu stehen ist schicksalsgewollte Aufgabe des Menschen. Geheimnisvoll umbrämten, unechten Wunderglauben aufzuzeigen, den künstlichen Schleier, den Aberglaube und Dummheit gewebt haben, zu zerreißen ist ein Anliegen dieses Buches. Es zielt auf verehrendes Hinnehmen der unerforschlichen Mysterien, auf bewundernde Achtung vor der Arbeit der forschenden Wissenschaft dort, wo ihrem Ansetzen ein positiver Sinn zukommt — aber auch auf eine Zerstörung abergläubischer Illusionen.

Hier und da wird über das eigentliche Thema hinausgegriffen, historisch erläuternd, klare und trübe Quellen heranziehend. Doch es schien unerläßlich, ferne Hintergründe zu beleuchten, aus denen falsche Anschauungen erwachsen.

Gustav Büscher

## GEHEIMNISSE DES LEBENS

*Geheimnisvoll am lichten Tage  
läßt sich Natur des Schleiers nicht be-  
rauben,  
und was sie deinem Geist nicht offen-  
baren mag,  
das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln  
und mit Schrauben.*

GOETHE

### Vom Ursprung des Lebens

Woher kommt das Leben? Eine uralte Frage, über die sich so viele Gelehrte und Ungelehrte den Kopf zerbrochen haben. Eine Antwort ist bis heute nicht gefunden und wird nie gefunden werden. Der Glaube an den einmaligen Schöpfungsakt ist durch nichts, durch gar nichts zu ersetzen oder zu erschüttern.

Einstmals war die Erde ein glühender Feuerball. Undenkbar, daß hier Leben in irgendeiner Form vorhanden sein konnte. Nach der Erkaltung der Erdrinde „entstand“ Leben auf unserem Planeten. Wo kam es her, wenn es nicht schon vorher auf dem Gestirn vorhanden war? Nach einer neuere Ansicht gelangten Keime aus dem All, getragen von Lichtstrahlen, auf die Erde. Das ist immerhin vorstellbar. Die Lebenssendung aus dem Kosmos mußte aber selbst wieder irgendeine Herkunft haben, vielleicht von einem anderen, bejahrteren Himmelskörper stammen. Doch auch dieser Stern ist einstmals feuerflüssig und allen Lebens bar gewesen. So muß er wiederum Jahrmillionen zuvor Leben von anderen Sternen empfangen haben. Und so weiter bis ins Endlose, bis in die Unendlichkeit, zeitlich und räumlich. Den wahren Ursprung gedanklich erfassen zu wollen, ist unmöglich. Diese kurze Überlegung lenkt menschliches

Denken zum Glauben, zum einfachen, stillen Glauben an die einmalige Schöpfung, geschehen vor aller Ewigkeit, fortwährend in alle Ewigkeit. Der Zweifler verliert den Boden unter den Füßen.

Was ist Leben? Es ist recht billig zu antworten: eine Naturerscheinung. Mit einem kalten, nichtssagenden Wort umschreibt man verlegen ein unfaßbares, ein göttliches Geheimnis. — Große unter den Naturwissenschaftlern haben versucht, nüchterne Theorien aufzustellen, haben versucht, das Leben auf physikalisch-chemischer Grundlage zu erklären und erlitten mit ihren Anschauungen letzthin doch Schiffbruch. Zu ihnen gehört Ernst Haeckel, der später einsah: „Die letzten Ursachen bleiben freilich verborgen!“

Der Engländer Darwin, rund dreißig Jahre früher als Haeckel geboren, sah im Lebensursprung ein unlösbares Geheimnis, ja, er belächelte die Kühnheit der Frage nach dem, was zu Anbeginn wohl gewesen sei. Auch er verneigte sich vor dem größten aller Geheimnisse, vor dem göttlichen Geheimnis der Schöpfung.

Der schwedische Forscher Berzelius, der bedeutendste Chemiker seiner Zeit, sagte in einem 1827 erschienenen Lehrbuch:

„Die Lebenskraft liegt gänzlich außerhalb der unorganischen Elemente. Sie bedeutet nicht eine ihrer ursprünglichen Eigenschaften, wie Schwere, Undurchdringlichkeit oder Polarität. Was sie aber ist, wie sie entsteht und endigt, begreifen wir nicht!“

Die Wissenschaft kann keine Antwort geben. Seien wir dankbar, daß wir es nicht vermögen, in die letzten Geheimnisse einzudringen, daß sich mehr und mehr Rätsel ergeben, je tiefer die Forschung in das Reich des Unbekannten einzudringen versucht:

„Die menschliche Wissenschaft gleicht einer Kugel, die ununterbrochen wächst. In dem Maß, wie ihr Umfang zunimmt, wächst auch die Zahl ihrer Berührungspunkte mit dem Unbekannten.“ (Pascal)

Eins noch: wie leicht ist es Leben zu vernichten! Wie

oft muß es geschehen — um Leben zu erhalten: Bakterien, Bazillen, Insekten, Raubtiere. Auch in diesem Muß liegt ein Geheimnis, ein Geheimnis der Schöpfung, die den Kampf wollte. Neue Fragen tauchen auf: Darf der Mensch andere Geschöpfe töten, wenn sie nicht geschaffen wurden, um — getötet zu werden? Wer aber will wissen, wo die Grenzen liegen? Wir ahnen sie vielleicht, verstehen sie aber nicht so zu ziehen, wie im Plan einer erhabenen göttlichen Ordnung vorgesehen! Wir irren durch ein Leben, das die Größten unter uns beschlossen in der Erkenntnis: Ich weiß, daß ich nichts weiß!

## Stoff und Leben

Können und konnten die Wege der Wissenschaft auch nicht zum letzten Ziele führen, so erschlossen sie doch neue Erkenntnisse, die in anderer Richtung befruchtend wirkten. So fand man sehr interessante Beziehungen zwischen dem Organischen und Unorganischen. Beobachtungen von Jacques Loeb, einem Deutschamerikaner, sind im folgenden kurz zusammengefaßt wiedergegeben: „In einem Becken voll Meerwasser schwimmen die unbefruchteten Eier eines Seeigels. Überläßt man sie ihrem Schicksal, so gehen sie zugrunde. Taucht man sie aber für kurze Zeit in ein künstlich verstärktes Seewasser, dessen osmotischer Druck ungefähr doppelt so hoch ist, und bringt sie dann in ihr gewöhnliches Wasser zurück, so fangen sie an, sich zu entwickeln, als hätte sie ein Same befruchtet, und wachsen zu echten Larven heran. Ändert man nun in dem Wasser, darin die Larven sich entwickeln, den Gehalt der Salze, indem man Natrium zufügt, so entwickeln sich statt Einzeltiere Zwillinge! Entzieht man dem Wasser das Natrium, so verbilden sich die Eier zu unförmigen Haufen verwirrter Zellen. Nun nimmt man dem Wasser, darin die Larven schwimmen, das Magnesium: wie unter dem Zauberspruch

einer Circe erstarren ihre Wimpern, und die Larven bleiben gebannt. Man nimmt dem Wasser das Kalzium: die Zellen können nicht mehr haften, und die Larven zerfallen in ihre Teile, die wie die Planken eines wrack"gewordenen Schiffes umhertreiben. Nimmt man dem Wasser sein viertes Element, das Kalium, so spalten sich die Larven, und ihre Hälften entwickeln sich zu doppelt so vielen, aber nur halb so großen Tieren, Zwergformen. Fügt man umgekehrt dem Wasser Kalium zu, so kleben die Larven zusammen, können sich nicht mehr trennen, und es entstehen weniger, aber größere Tiere, Riesentiere. Man nimmt dem Seewasser seine Spuren an Schwefel, die es als Bittersalz enthält: die Eier, die sich unter gewöhnlichen Umständen zu zweiseitig symmetrischen Tieren von Fischformen entwickeln, bilden Larven von der Strahlenfigur der Seesterne."

Der anorganische Stoff Wasser ist für alle Organismen von ausschlaggebender Bedeutung; ja, er ist ein wesentlicher Bestandteil jedes Lebewesens, sei es Tier oder Pflanze. Der menschliche Körper besteht zwischen 58 und 69 Prozent aus Wasser; der Anteil der Knochen an Wasser wurde mit 30, der der Muskeln mit 75, der des Gehirns mit 79 Prozent ermittelt. Ein 150 Pfund schwerer Mensch schleppt 80 bis 90 Pfund Wassergewicht mit sich. Eine eingetrocknete Mumie wiegt kaum mehr als 16 bis 18 Pfund.

Es gibt Tiere, die zu 99 Prozent aus Wasser bestehen, so die bunten und vielgestalteten Quallen der Meere. Fische sind im doppelten Sinne des Wortes Wasserwesen. Erreicht ihr Wasser-, „Gehalt“ doch nicht selten 80 Prozent.

Aller Vegetation, allen pflanzlichen Lebewesen, ist Wasser unentbehrlicher Lebensfaktor; es wird aus dem Boden aufgenommen, baut zu einem großen Teil den Pflanzenkörper auf und wird zum anderen Teil aus feinen Blattöffnungen wieder verdunstet. Die Angabe nur einer Zahl mag genügen, um einen Begriff vom pflanzlichen Wasserumsatz zu geben: Ein Hektar Buchenwald verbraucht täglich etwa 300 000 Liter Wasser.

## Künstliche Lebewesen

Mit unendlichen Mühen haben Gelehrte aller zivilisierten Länder an dem Problem der Schaffung künstlichen Lebens gearbeitet, mit dem Erfolg gleich Null. Ebensovienig gelang die künstliche Nachahmung.

In unseren Tagen steht man im allgemeinen den Dingen skeptischer gegenüber als noch vor einem Jahrhundert. Damals waren viele Forscher davon überzeugt, mit Hilfe des physikalischen, chemischen und biologischen Wissens aus toter Materie Leben bilden zu können. Später gab die lange Zeit für unmöglich gehaltene Bildung gewisser „organischer“ Stoffe aus unorganischer Materie Optimisten neuen Auftrieb, insbesondere als es Wöhler im Jahre 1828 gelang, den Harnstoff synthetisch herzustellen. Dann verstand man es, eine Reihe weiterer organischer Stoffe im Laboratorium „herzustellen“, so etwa das Eiweiß. Schön und gut, aber zum Letzten, Ersehnten war und ist es noch ein recht weiter Schritt, es fehlt ein winzig kleines Etwas bei allen Mixturen: ein Tröpfchen Lebensstoff.

Goethe läßt Faustens Famulus Wagner, den Vertreter gebildeten Dünkeltums, vor dem werdenden Homunkulus begeistert ausrufen:

*Es leuchtet! Seht! Nun läßt sich wirklich hoffen,  
daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen  
durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —  
den Menschenstoff gemächlich komponieren,  
in einem Kolben verlutieren  
und ihn gehörig kobobieren,  
so ist das Werk im stillen abgetan.*

Homunkulus ward nicht nur zum Leben geweckt, nein, er brachte auch gleich Geist mit. Sollte es den Dümmlsten einfallen, an Geist aus der Retorte zu glauben? Wohl kaum. Und damit streifen wir ein zweites großes Geheimnis, das sich im Menschengeste offenbart. Müßig, das Thema weiter auszuspinnen!

## Der konservierte Mensch

In utopischen Schriften liest man manchmal von Menschen, die durch irgendein Verfahren über ein Jahrhundert hinweg in bewußtlosem Zustand lebend erhalten wurden und nach ihrer Wiedererweckung in einer neuen Welt mit für sie unergründlichen Geschehen und Problemen stehen. — Neben diesen Phantastereien werden aber tatsächlich ernsthafte Untersuchungen durchgeführt, mit dem Ziel, das Leben des Menschen auf ähnlich unglückliche Weise zu verlängern. Man mag sich fragen, ob derartige Eingriffe in den natürlichen Ablauf des Lebens überhaupt wünschenswert erscheinen, ob derartige Experimente wirklich Sinn haben. Sicher wird es insbesondere unter den materiell Denkenden Bejaher geben. Eine Erörterung des Für und Widers erscheint ebenso sinnlos, wie die Diskussionen um die geistigen Versetzungen eines Walrosses. Interessant ist es immerhin, den Gedankengängen der um die Menschenkonservierung Beflissenen zu folgen.

Man ging den Ursachen des „Erfrierens“ nach und überlegte, daß der Körper auf die Dauer durch Verbrennung im Organismus mit seinen beschränkten Möglichkeiten, Wärme zu erzeugen, nicht nachkommen kann. Man überlegte weiter: Gelingt es, den Verbrennungsprozeß durch Einwirkung tiefer Temperaturen so abzukürzen, daß die Erstarrung des Organismus früher erfolgt als der Wärmemangel, dann kann der zwar Bewußtlose am Leben erhalten werden, ja, bis zu jedem gewünschten Zeitpunkt. Wird bei der „Wiedererweckung“ in umgekehrtem Sinne innerhalb genau bemessener Zeitgrenzen verfahren und richtig dosiert, dann ist eine Utopie Wirklichkeit geworden. Unbekannte Faktoren sind „vorläufig“ noch: erforderliche Temperaturgrade, hier Kälte, dort Wärme, und Zeitspanne ihrer Einwirkung. Das Experiment, vielleicht mit niederen Tieren geglückt, dürfte für das hochentwickelte Lebewesen Mensch einige Gefahren in sich schließen.

## GEHEIMNISSE DER SEELE

### Seele und Wissenschaft

Viel hört und liest man in unseren Tagen von der Psychologie, der Seelenkunde, viel Unzulängliches — um es gelinde auszudrücken —, denn was in zahlreichen Veröffentlichungen von unberufener Seite gesagt, erklärt und geraten wird, ist mehr dazu angetan, zu verwirren und fehlzulenken als zu erklären und Hilfe zu leisten. —

Eine Unzahl von Psychologen, Psychoanalytikern, Psychotherapeuten und Seelenheilkundigen preisen sich an, andere füllen Spalten von Zeitschriften und Revuen mit unzulänglichem Inhalt. Was steht hinter all dem: ein mediokres Wissen, geschäftsmäßig und ziemlich bedenkenlos verwertet, wahrlich nicht zum Wohle von Lesern und Patienten. Über dem fast immer wissenschaftlich getarnten Phrasenwust, wird das Wichtigste, das Ursprüngliche vergessen: die Seele selbst. —

Neben dem wildwachsenden Scharlatanismus der Unberufenen müht sich die ernste psychologische Wissenschaft mit Versuchen zur Lösung von Problemen außerordentlicher Tragweite.

Wir können den vielen Wegen nicht folgen, können nur einige Ausschnitte geben, einiges zusammenfassend Grundlegendes vermitteln. In diesem Sinne mögen die folgenden Zeilen gewertet werden.

Es ist merkwürdig: die Seelenkunde gehört zu den ältesten aller Wissenschaften, im Altertum als Seelenglaube entwickelt, später wissenschaftlich behandelt, aber versandet, ist sie erst in letzter Zeit in anderer Form wiederaufstanden in der modernen Psychologie.

Das Forschen um das Wesen der Seele hat nicht Schritt gehalten mit der allerdings sehr schnellen Entwicklung auf anderen Gebieten, sei es der Astronomie, der Chemie, der Physik, der Biologie. Man wußte bald mehr über das Ge-

schehen im Kosmos als über das Geschehen im eigenen Ich. Man kümmerte sich mehr um alles ringsum, um die weite Außenwelt, als um die so viel wichtigere Innenwelt. Nur wenige Gelehrte, sehr wenige im Verhältnis zu den Vertretern anderer Wissenszweige, machten sich Gedanken über das Seelenleben, über die Seelenfunktionen und ihre Auswirkungen. Erst in den letzten Jahrzehnten eroberte sich diese wiedererweckte Wissenschaft einen beachteten Platz in der Reihe der seit langem anerkannten Fakultäten.

Ursprünglich empfanden die Menschen die ganze Welt als „beseelt“, eine Auffassung, von der man sich mehr und mehr entfernte. Die neueren Naturwissenschaften, die mit Riesenschritten vorwärtstrebten und dabei immer stärkeren Einfluß gewannen, ließen kaum mehr Raum für die Beschäftigung mit „Seelischem“. Die Seelenkunde ließ sich nicht einfügen in die strenge Gesetzmäßigkeit des erforschten Naturgeschehens, man dachte zu mechanistisch, realistisch und materialistisch.

Zur Zeit der technischen Höchstentwicklung aber begann ein langsames Besinnen auf bislang Vernachlässigtes. Die exaktesten aller Wissenschaften, die Mathematik und die Physik, konnten ihre Tore vor den großen Geheimnissen nicht länger verschlossen halten, um so weniger, als eine große Zahl von Entdeckungen deutlich zeigten, daß ein lebender Organismus doch mehr ist als eine nach physikalisch-chemischen Gesetzen arbeitende Maschine. Biologen, die eben noch ihre Lebensaufgabe darin sahen, künstliche Lebewesen zu „erzeugen“, sahen sich plötzlich vor unüberwindbaren Grenzen. Die Maschine Mensch mußte als „beseelter“ Organismus anerkannt werden.

Die zu einem gewissen Zeitpunkt übrigens allgemein auftretende Loslösung von der materialistischen Denkungsweise findet ihren Niederschlag in einem Ausspruch des großen englischen Astro-Physikers Jeans: „Das Weltall fängt an mehr einem großen Gedanken als einer großen Maschine zu gleichen.“

Es ist vielleicht bezeichnend, wenn auch verständlich, daß sich die Ärzte zuletzt die neue Denkweise zögernd zu eigen

machten. Aber sie konnten sich nicht auf die Dauer der Tatsache verschließen, daß die Seele einen wesentlichen Einfluß auf den Körper ausübt, in dem sie wohnt. Bislang war die Seele für sie nur ein „störender Begleitfaktor“. Heute weiß es fast jeder Laie: Gemütsregungen, mit anderen Worten „seelische Störungen“, wirken sich in starkem Maße auf das körperliche Befinden aus. Ein Gallensteinbelasteter kann durch erlittenen Ärger eine schwere Kolik bekommen. Angst beeinflußt den Magen, die Schweißdrüsen, das Herz, den ganzen Organismus. Trauer, Mitleid, regt die Tränendrüsen an. Freudige Stimmungen rufen nicht selten ein besseres körperliches Empfinden hervor; eine angenehme Botschaft kann die schnellere Gesundung eines Kranken herbeiführen.

Der Einbruch der Seelenkunde in den Gedankenkreis der Mediziner wurde plötzlich willkommenes Zutat; das mühsam erarbeitete Wissen der lange Zeit als nebensächlich abgetanen großen Psychologen fand begeisterte Anerkennung.

### Was ist die Seele? Wo hat sie ihren Sitz?

Schlagen wir im Lexikon nach, um eine klare Definition dessen, was man Seele nennt, zu erhalten, so werden wir das dicke Buch wahrscheinlich enttäuscht wieder zuklappen: „Wir sind so klug als wie zuvor.“ Da heißt es zum Beispiel also:

*Seele* (griechisch *psyche*, lateinisch *anima*), als psychologischer Begriff sehr umstritten, oft als Grundlage (Substrat) der seelischen Vorgänge gedacht.

Nehmen wir dem Lexikographen den gewundenen Erklärungsversuch nicht übel: die Definition des Begriffes der Seele ist unmöglich! Ihre Wirkungen aber werden in jedem Augenblick offenbar: Freude, Trauer, Stolz, Demut, Liebe, Furcht, Glauben, Staunen, Abscheu, Sehnsucht, Haß — — Lebender Mensch und Seele sind nicht voneinander zu trennen. Die Seele „entschwebt“ erst beim Tode. Wohin? Das ist eines der

großen Geheimnisse. Ins Nichts? Unvorstellbar, denn das Nichts selber ist unvorstellbar. Ins All? Unvorstellbar, denn das All selbst ist unvorstellbar. Vielleicht teilt sich etwas von dem, was die Seele des Verstorbenen war, jenen mit, die ihn liebten?

Je mehr wir nachdenken, um so mehr werden wir zurückgedrängt zum einfachen Seelenglauben, der keine Fragen stellt, der einfach da ist, wie die Seele einfach „da ist“.

Die Materialisten haben mit tausend Argumenten die „Nichtexistenz der Seele“ nachzuweisen versucht. Sie haben mit all ihren Sophistereien Schiffbruch erlitten, denn für sie wie für den Lebensforscher gab es Klippen, an denen sie stranden mußten, wenn sie nicht umkehren und neue Wege zu fahren suchten.

Es ist merkwürdig: viele Philosophen haben mit allen Mitteln der Seele zu beweisen versucht, daß es eine Seele nicht geben könne.

Wo die Seele ihren Sitz haben mag, ist ein viel diskutiertes Problem. Neuere Ansichten weisen der Seele das Gehirn als „Wohnraum“ zu. Es wird daran erinnert, daß Tiere, denen das Großhirn entfernt wurde, wohl noch laufen, wie Vögel ohne Großhirn fliegen können, daß sie aber wie seelenlose Automaten handeln, daß Hunde ihren Herrn nicht mehr erkennen, obwohl sie aller organischer Tätigkeiten nach wie vor fähig sind. Andere vertreten die Ansicht, daß Hirn und Seele durchaus voneinander zu trennen sind, wenn man auch nicht an Zusammenhängen zweifeln kann. Das betonen andere: Was man als Fühlen, Glauben, Wissen, Denken bezeichnet, ist sowohl ein hirnllich-geistiger als auch ein seelischer Vorgang! Wiederum muß man sagen, daß das stoffliche Gehirn als solches unmöglich etwas mit dem Fühlen und Denken zu tun haben kann. Das Hirn kann nach dem Tode unverändert erhalten, konserviert werden, aber nicht der Geist, den das lebende Gehirn „beseelt“.

Die Ansicht, daß das Gehirn alle jene Leistungen vollbringt, die man früher der Seele zuschrieb, erscheint primitiver als der „natürliche“ Seelenglaube der Eingeborenen.

## Leib - Geist - Seele

Ludwig Klages, ein bedeutender Philosoph und Graphologe, vertritt die Meinung, daß Geist und Seele getrennt bestehend zu denken sind, ja, in gewissen Zusammenhängen bezeichnet er den Geist als den Widersacher der Seele.

Wie dem auch sei und welche gelehrte Richtung recht haben mag: keinesfalls läßt sich bestreiten, daß Wechselwirkungen zwischen Seele und Geist bestehen. Sie lassen sich ebenso nachweisen wie Wechselbeziehungen zwischen Seele und Körper. In diesem Sinne darf man, bezogen auf den lebenden Menschen, von einer Dreieinigkeit „Leib — Geist — Seele“ sprechen.

Diese Wechselwirkungen werden besonders deutlich, wenn man sich den „Vorgang“ des Musikerlebens vergegenwärtigt. Einerlei, ob ein Orchester eine Sinfonie oder einen Schlager spielt, das physikalisch-stoffliche Geschehen ist in beiden Fällen gleich: es werden Schallwellen von den Instrumenten erzeugt, die als Schwingungen der Luft unser Ohr treffen. Diese werden von dem menschlichen Gehörapparat aufgenommen und über Nervenstränge dem Gehirn zugeführt. Hier wird das Gehörte verarbeitet, vielleicht vom Geist als dem Instrument, das jetzt die Seele beeinflusst. Eine melancholische Stimmung kann ebenso hervorgerufen werden wie eine fröhliche, obwohl in beiden Fällen rein materielle Vorgänge die Anregung gaben. Der Einfluß der Musik auf das „Seelische“ ist fraglos, ebenso fraglos wie der Einfluß auf den verarbeitenden Geist. Mehr noch: es zeigen sich, wie so ziemlich jeder aus eigener Erfahrung weiß, körperliche Reaktionen, Geist und Seele beeinflussen den Leib.

Die Wirkungen von Gemütsbewegungen, also seelischer Vorgänge auf das Körperliche, sind genauestens untersucht worden und führten zu erstaunlichen Beobachtungen. Erwähnt sei hier eine an der Medizinischen Universitätspoliklinik in Jena gemachte Versuchsreihe. Den Versuchspersonen wurden in der Hypnose starke Angstzustände suggeriert. Darauf zeigten sich merkwürdige Veränderungen der

Blutzusammensetzung, die nach zehn bis fünfzehn Minuten ihren Höhepunkt erreichten. Die Zahl der weißen Blutkörperchen hatte sich in auffallender Weise geändert. Ebenso änderte sich der Gehalt des Blutes an gewissen Stoffen: Kalzium, Kalium, Jod, Phosphor, Magnesium, des Gallenfarbstoffes und andren.

Für die Mediziner muß auch daraus der Schluß gezogen werden, daß die seelische Verfassung des Patienten bei diagnostischen Untersuchungen nicht unberücksichtigt bleiben darf. Die Zeit der „Holzhammer“-Diagnose, die das seelische Moment vernachlässigt oder unberücksichtigt läßt, die sich aber zum Teil bis heute erhalten hat, sollte endgültig der Vergangenheit angehören.

Wie stark der Einfluß der Gehirnfunktionen auf das Seelenleben ist, geht aus zwei Beispielen hervor, die Dr. Heinz Woltereck in seinem Buch: „Das Tor zur Seele“ (Heering-Verlag, Seebuck) schildert:

„Die Wissenschaft hat sich längere Zeit vergeblich darum bemüht, die Funktionen eines bestimmten Teiles des Großhirns, des sogenannten Stirnhirns, festzustellen. Wurde es im Tierversuch gereizt, dann ergaben sich, im Gegensatz zu den sonstigen „Zentren“, keine Ausfälle oder Anomalien körperlicher Art: man nennt solche Teile des Gehirns daher „stumme Zonen“. Auf die eigentliche Bedeutung des Stirnhirns wies schließlich eine ganz zufällige Beobachtung hin. In ein großes Krankenhaus wurde ein Arbeiter eingeliefert, dem durch einen Unfall der größte Teil des Stirnhirns zerstört worden war. Der Patient wurde nach längerer Behandlung körperlich wieder völlig gesund und hatte unter keinerlei Lähmungen oder sonstigen Behinderungen zu leiden. Der Mann konnte aus dem Krankenhaus als „gesund“ entlassen werden — aber die Zerstörung des „stummen“ Hirnteils führte zu sehr ernsten Folgen, die sich erst im Laufe der Zeit herausstellten. Durch die Verletzung hatten sich nämlich das gesamte seelische Verhalten und der Charakter des Verunglückten weitgehend — und zwar in negativer Richtung — verändert. Stellten ihm vorher Arbeitgeber und Freunde nur

das beste Zeugnis aus, war er arbeitseifrig, ehrlich und moralisch absolut zuverlässig gewesen, so schien der Mann nun auf einmal wie ausgewechselt. Er drückte sich um jede Arbeit, log in oft ganz sinnloser Weise und ließ sich zahlreiche Betrügereien zuschulden kommen.“

Das zweite Beispiel: „Ein recht interessanter Fall ereignete sich im Jahre 1944 bei einer Einheit der deutschen Wehrmacht, die an der bessarabischen Front in Rumänien eingesetzt war. Aus den Reihen einer Kompanie, die in vorderster Stellung lag, sprang plötzlich ein Mann auf, um zu den Russen überzulaufen. Derartige Desertationen waren damals an und für sich bei der bereits katastrophal gewordenen Kriegslage keine Seltenheit mehr. Hier aber handelte es sich um einen Mann, der allen Angehörigen der Kompanie als ganz besonders mutig und pflichttreu bekannt war. Als man den Soldaten am Überlaufen hinderte und wieder in den Graben zurückbrachte, verhielt er sich zunächst ganz ruhig, benützte aber die erste sich ergebende Gelegenheit zu einem erneuten Desertationsversuch. Er mißlang wieder, aber jetzt wurde der Mann verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Nun bestand aber damals die Vorschrift, daß jeder aus derartigen Gründen zum Tode verurteilte Soldat zunächst psychiatrisch zu untersuchen war. So wurde also auch dieser Überläufer dem Armeepsychiater vorgeführt, es konnte aber nichts festgestellt werden, und so schien das Schicksal des verurteilten Soldaten besiegelt zu sein. Indessen wollte der Psychiater nichts unversucht lassen, um ein Menschenleben zu retten, und brachte den Delinquenten in die klinische Untersuchungsanstalt nach Galatz, die damals von dem bekannten Biologen Dr. Fritz Gessner geleitet wurde. Hier wurde eine Untersuchung des Liquors (Rückenmarksflüssigkeit) vorgenommen, die zur Überraschung aller Beteiligten eine starke Erhöhung der weißen Blutkörperchen ergab. Während der normale Mensch im Liquor 3 bis 5 derartiger Zellen pro Kubikzentimeter hat, ergab die Zählung bei jenem Soldaten eine Erhöhung der Zahl der weißen Blutkörperchen auf 30 pro Kubikzentimeter! Damit war der Beweis erbracht,

daß im Zentralnervensystem des Untersuchten irgendein Entzündungsherd vorhanden sein mußte — und diese vorher nicht festgestellte Erkrankung hatte nicht nur die geistige, sondern in diesem Fall vor allem die moralische Persönlichkeit des Soldaten vollkommen verwandelt. Auf Grund dieses Befundes wurde das Todesurteil gegen den Überläufer sofort aufgehoben, denn er war wegen seiner Krankheit für die seinem ganzen bisherigen Verhalten völlig widersprechenden Handlungen nicht mehr voll verantwortlich.“

Nach alledem ist es ohne weiteres verständlich, daß chirurgische Eingriffe in das Gehirn wesentliche Änderungen nicht nur des geistigen, sondern auch des seelischen Lebens herbeiführen können. Der Psycho-Chirurgie sind bereits erstaunliche Erfolge beschieden gewesen. Große Verdienste um ihre Entwicklung hatte das frühere Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung in Berlin-Buch. Schwere und schwerste Fälle von Geistesstörungen konnten derart günstig beeinflußt werden, daß Patienten, die früher ihr restliches Leben hinter Anstaltsmauern hätten verbringen müssen, als geheilt entlassen werden konnten. Natürlich sind alle Gehirnoperationen gefährlich; sie können auch zu einer völligen oder teilweisen Änderung des Charakters — und nicht immer nach der guten Seite — führen; die ganze Persönlichkeit kann mit dem Operationsmesser geändert werden. Bei aller und höchster Achtung vor dem verantwortungsvollen Handeln der Psycho-Chirurgen: sie greifen strenggenommen mit größtem Mitteln in einen Teil des Organismus ein, der so phantastisch differenziert aufgebaut ist, daß Worte für seine Beschreibung fehlen. Wenn sie trotzdem Erfolge erzielen, so nur deshalb, weil die göttliche Natur als unkündbarer Chefarzt die Wunden heilt.

## Im Unterbewußten

*Zuweilen geben Veränderungen in unserer Seele vor, von welcher wir uns keine Rechenschaft zu geben vermögen. Wir machen den Übergang vom Wachen zum Schlaf ohne Bewußtsein und sind nachher ihn zu bezeichnen nicht imstande.*

EDUARD MÖRIKE

Das Unterbewußte, das eigene Ich, spielt bei allen Handlungen der Menschen eine weitaus größere Rolle als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Das beweist etwa die Art zu schreiben: unbewußt führt die „schriftführende“ Hand Bewegungen aus, diktiert vom Unterbewußten. Die Graphologen können uns sagen: dieser Brief wurde von jemandem geschrieben, der sich gar nicht darüber klar ist, daß er lügt, jener von jemandem, der von Minderwertigkeitskomplexen beherrscht wird, ohne daß er es weiß. Verschreibungen haben fast immer einen aus dem Dunkel des Inneren herrührenden, vom „Verschreiber“ selbst nicht erkannten Ursprung. Das Unterbewußtsein lehnt sich gegen den Geist auf und überhölt ihn; das ist durchaus nicht negativ zu werten, im Gegenteil: das Unterbewußte vertritt stets die lebenserhaltenden Momente. —

Wie das Verschreiben ist das Versprechen und sind „nicht überlegte“ Äußerungen meist vom Unterbewußtsein diktiert: „Ich wollte Sie doch noch einmal sehen“, zu einem schwerkranken Patienten gesagt, ist gewiß eine „unbeherrschte“ Ausdrucksweise, entstanden durch ein „unbewußtes Wissen“ um den nahen Tod. — Hierhin gehört auch das „Verlesen“. Wie oft kommt es vor, daß man ein Wort ganz anders liest, als es gedruckt vorliegt. Geht man der Ursache nach, so entdeckt man fast immer, daß ein geheimer Wunsch zum Ausdruck kam, oder eine vorher ausgeübte Beschäftigung die „Fehlleistung“ bedingte: die ermüdete Mutter, die statt

„Wettsingen“ „Bettbringen“ liest, der Durstige, der „trinken“ für „winken“ setzt, während der vom Abschied an der Bahn Kommende gerade umgekehrt lesen mag.

Ähnlich, aber wesentlich komplizierter sieht es beim „Vergessen“ aus. Immerhin ist es eine nicht unbekannte Tatsache, daß man die Namen nicht besonders sympathischer Menschen vergißt, daß man sich immer wieder Mühe geben muß, sie aus den Tiefen des „Gedächtnisses“ herauszuheben, während einem die Namen sympathischer Persönlichkeiten sofort gegenwärtig sind; ein weiterer Beweis für die positive Aktivität des Unterbewußtseins. — Manch einer, der sich intensiv mit einem besonderen Gedankengang beschäftigt, ein Wissenschaftler etwa, der einer bestimmten Theorie Beweiskraft geben will, erhält Impulse in erwünschter Richtung, während seinen Gedanken Entgegengesetztes einfach unterdrückt wird, wohlgermerkt: nicht verstandesmäßig.

Bewußtsein und Unterbewußtsein sind die beiden großen Faktoren, die all unser Tun und Lassen regeln. Dabei kommt dem Unterbewußtsein, so seltsam das zuerst scheinen mag, die größere Bedeutung zu. Dehnt man die Überlegungen weiter aus und fragt sich, wohin das Erinnerungsvermögen gehört, so muß man sicher antworten: ins Bewußte. Es enthält alles „Unvergessene“. Unterhalb, gewissermaßen im Dunkel, liegt das Vergessene und liegt das, was wir zwar einmal mit den Sinnen aufgenommen haben, was aber nicht „bewußt“ verarbeitet wurde. Das ist unendlich viel und erklärt so manche Phänomene, die man ungerechtfertigt oft „okkult“ nennt. Das Wissen um die Vorgänge in der Tiefe unserer Seele, ein Wissen, das noch relativ klein ist, wird Tiefenpsychologie genannt. Die Tiefenpsychologie hat eminent große Aufgaben zu erfüllen, vermag sie doch, wie keine andere Wissenschaft, dem Einzelnen wie dem Seelenarzt Einblick in das Innenleben zu geben. Wege zur Bekämpfung des Dämonischen in uns zu weisen. Im Unterbewußten wirken Kräfte, die zwar aus uralten religiösen Erfahrungen bekannt sind, die aber bisher nie in wirksamer wissenschaftlicher Steuerung systematisch so eindrucklich erkannt, geordnet

und gelenkt werden konnten, wie durch die moderne Tiefenpsychologie. Ihre unwälzenden Entdeckungen sind nicht weniger bedeutsam und wirksam als diejenigen der modernen Kernphysik.

Ein französischer Psychoanalytiker sagte einmal: „Das Unterbewußtsein vergißt niemals.“ Das scheint übertrieben, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die Meinung voll vertretbar ist. Ein einfaches Beispiel dazu: Ein Wort will und will uns nicht einfallen, alles Nachdenken, alles Mühen, es zu finden, nützt nichts. Schalten wir jedoch bewußtes Erinnerungswollen ab, lenken wir die Gedanken in ganz andere Bahnen, dann plötzlich taucht das gesuchte Wort auf, mitten in eine andere Gedankenwelt hinein: ein Geschenk des Unterbewußten.

Die Redensart: „Einmal darüber schlafen“, hat ihren durch die Erfahrung wohlbegründeten Wert. Nicht allein, daß der Ausgeruhte ruhiger zu urteilen und zu überlegen weiß: nein, im Schlaf wird das Unterbewußte, wie ein hilfebringender Kobold, lebendig und lenkt das Denken in die geeignete Richtung. Ein Gelehrter erhielt bei Befragungen seiner zeitgenössischen Kollegen das Geständnis, daß sie 75 Prozent ihrer Entdeckungen während des Ausruhens oder während des Schlafens machten, also in einem Zustand, in dem das Bewußte ausgeschaltet ist: Inspiration.

Kekulé von Stradonitz, der große Chemiker, erzählt von sich, wie er, gedankenverloren auf dem Verdeck eines Londoner Omnibusses sitzend, plötzlich einen Einfall hatte, der für das Wissen um das Wirken der Atome von größter Bedeutung wurde: „Ich versank in Träumereien. Da gaukelten vor meinen Augen die Atome. Ich hatte sie immer in Bewegung gesehen, jene kleinen Wesen, aber es war mir nie gelungen, die Art ihrer Bewegung zu erlauschen. Heute sah ich, wie vielfach zwei kleinere sich zu Pärchen zusammenfügten, wie größere zwei kleinere umfaßten, noch größere drei und selbst vier der kleineren festhielten, und wie sich alles in wirbelndem Reigen drehte . . . Der Ruf des Schaffners ‚Clapham Road!‘ erweckte mich aus meinen Träumereien, aber ich verbrachte einen Teil der Nacht, um wenigstens

Skizzen jener Traumgebilde zu Papier zu bringen. So entstand die Struktur-Theorie. — Ähnlich erging es mir mit der Benzoltheorie. Da saß ich und schrieb an meinem Lehrbuch, aber es ging nicht recht. Da drehte ich den Stuhl nach dem Kamin und verfiel in Halbschlaf. Wieder gaukelten die Atome vor meinen Augen — mein geistiges Auge unterschied jetzt größere Gebilde von mannigfacher Gestaltung. Lange Reihen, vielfach dichter zusammengefügt, alles in Bewegung, schlangenartig sich wendend und drehend. Und siehe, was war das? Eine der Schlangen erfaßte den eigenen Schwanz, und höhnisch wirbelte das Gebilde vor meinen Augen... der Benzolring. Wie durch einen Blitzstrahl erwachte ich. Auch diesmal verbrachte ich den Rest der Nacht, um die Konsequenzen der Hypothese auszuarbeiten.“

Sicherlich wird der künstlerische Einfall in den Tiefen der Seele geboren, um eines schönen Tages unter dem Kuß der Muse emporzusteigen in die Sphäre des Bewußten. Eckermann berichtet in diesem Sinne über einen Ausspruch, den Goethe über die Entstehung seiner Gedichte tat: „Zu anderen Zeiten ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon durchaus keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte.“

Der „Instinkt“ ist ebenso ein rätselhaftes Geschenk aus den Tiefen des Unterbewußten. Instinktives Handeln ist unbewußtes Handeln, ein Tun, dirigiert von der Unterwelt unseres Ichs. Das Geheimnis des Instinktes ist eines der großen Rätsel, um dessen Lösung die Wissenschaft seit Jahren bemüht ist. Aber man hat kaum die Schwelle eines ungeheuren noch zu erforschenden Gebietes überschritten! — Die Beobachtung des Tieres, bei dem der Instinkt den Verstand ersetzt, gibt Anhaltspunkte zum Studium der rätselhaft lenkenden Macht, die den Vogel befähigt, kunstvoll angelegte Nester zu bauen, die Taube, den weitesten Weg zurück zu finden, die Bienen, regelmäßige Sechskantwaben zu konstruieren, und was es der millionenfachen Instinktwunder sonst noch gibt.

## Verirrte Gedanken und Zwangsvorstellungen

Ein hübsches Beispiel für das manchmal unkontrollierbare Auftreten abseitiger Gedankengänge wird von einem Studienrat berichtet. Er erzählt selbst, wie er in verhältnismäßig jungen Jahren zum Direktor eines Gymnasiums ernannt wurde und mit den üblichen Feierlichkeiten in sein Amt eingeführt werden sollte. „Alle Schüler, das Lehrerkollegium, der alte Direktor und der Schulrat waren in der Aula versammelt, und eine feierliche Rede folgte der anderen. Schließlich bekam auch ich das Wort. Erfüllt von der Bedeutung des Augenblicks und unter tiefstem Schweigen der Versammlung betrat ich klopfenden Herzens das Rednerpult. Mein Auge fiel auf meinen Sohn, der vorn in der Reihe der Schüler saß, und deutlich, fast Wort für Wort vernehmbar, schoß mir der Gedanke durch den Kopf: da unten sitzt ja mein großmüuliger Sohn Peter. Merkwürdig, was für eine Ähnlichkeit der Bengel mit einem sauber gewaschenen Ferkel hat. Im gleichen Augenblick, in dem mir der Gedanke kam, war er auch bereits wieder verflogen, und mit einer feierlichen Rede, ja in feierlicher Stimmung, übernahm ich mein neues Amt.“

Das Beispiel gibt einen interessanten Einblick in das Seelenleben eines liebenswürdigen und vollkommen gesunden Menschen. Der Erzähler ist ein Mann mit gutem Humor und entwickeltem Sinn für das Komische, denn nur so erklärt es sich, daß ihm diese drastische Vorstellung in all die Feierlichkeit hineinplatzte. Er ist zudem ein bescheidener Mann, der nichts dabei findet, diese lustige Geschichte auf Kosten seiner Würde zu erzählen. Er ist schließlich ein an Leib und Seele gesunder Mensch, weil er solche Einfälle, die plötzlich aus dem Unterbewußtsein auftauchen und nicht zu der augenblicklichen Stimmung des bewußten Ichs passen, sofort und mühelos zurückdrängt.

Während das berichtete kleine Erlebnis humorvollen Charakter hat, können ähnliche seelische Vorkommnisse im höchsten Grade unangenehm werden, ja sogar den Grund zu gefährlichen seelischen Erkrankungen legen. Das mögen

die folgenden Fälle dartin. So erzählte zum Beispiel ein Münchener Psychologe folgende Geschichte von einer seiner Patientinnen, einer jungen, unverheirateten Beamtentochter:

Der Vater des Mädchens war eines Morgens wie gewöhnlich ins Geschäft gegangen. Zwei, drei Stunden später kam von dort eine Anfrage, wo er bleibe; er wäre noch nicht im Büro, und die Teilnehmer einer Sitzung, bei der er auch zugegen sein sollte, warteten auf ihn. Die Familie wurde durch diese Mitteilung natürlich in höchstem Grade erschreckt, ganz besonders aber die junge, leicht empfindsame Tochter, die in der Phantasie ihren Vater bald durch einen Unglücksfall getötet, blutüberströmt irgendwo in der Stadt liegen sah, bald wieder sich vorstellte, daß eine plötzliche Krankheit ihn befallen habe. Es wurde sofort an alle Krankenhäuser und Polizeiwachen telefoniert, ohne daß man etwas erfahren konnte. Nachdem die Familie einige Stunden größter Angst und Aufregung durchlebt hatte, kam die Mitteilung, daß der Verschwundene sich froh und gesund im Kontor befinde und das Ganze nur ein Mißverständnis gewesen sei. Man beruhigte sich bald, und niemand dachte mehr an das Vorkommnis.

Doch einige Tage später wurde die Familie aufs neue erschreckt. Die Tochter kam nach Hause und erzählte, daß sie mitten auf der Straße einen Angstanfall gehabt habe; sie hätte alle Qualen schwerster Beklemmung ausgestanden und war in Schweiß gebadet, ohne einen Grund für die Angst angeben zu können. Im Laufe der folgenden Jahre wiederholten sich solche Anfälle mehrmals. Das Merkwürdige dabei war jedoch, daß die Anfälle nie kamen, wenn der Vater zugegen war, und daß sie sofort aufhörten, wenn der Vater sich in ihrer Nähe zeigte. Einige Jahre darauf kam das junge Mädchen aus anderen Gründen in die Behandlung des Arztes, von dem diese Geschichte rührt, und jetzt wurde der Fall aufgeklärt. Die rätselhaften Angstanfälle hingen mit den unterbewußten Erinnerungen an jene aufregenden Stunden zusammen, als sie ihren Vater tot oder krank glaubte.

Unangenehme und aufregende Erlebnisse, deren Erinnerung in unserem Unterbewußtsein schlummert, können das

bewußte Seelenleben stark beeinflussen, ja ernste seelische und körperliche Krankheiten hervorrufen. Schlimm ist es, wenn solche Vorstellungen sich nicht mehr zurückdrängen lassen und in unserem „Oberbewußtsein“ Fuß fassen. Dann treten die sogenannten Zwangsvorstellungen auf. Bis zu einem gewissen Grad sind sie uns allen bekannt. Die Kinder spielen damit, wenn sie an der Hand der Mutter oder des Kindermädchens über den Bürgersteig gehen und plötzlich von der Vorstellung besessen werden, daß sie aus irgendeinem Grunde nicht auf die Fugen zwischen den Steinplatten treten dürfen. Sie führen die seltsamsten Verdrehungen aus, um sich dieses Fehltrittes nicht schuldig zu machen. Bei Erwachsenen kommt es vor, daß jemand, nachdem er zu Bett gegangen ist, plötzlich von einem unerklärlichen Drang ergriffen wird, wieder aufzustehen und nachzusehen, ob auch das Licht im Flur gelöscht, die Sicherheitskette vor die Tür gelegt oder der Schlüssel aus dem Geldschrank gezogen wurde — obgleich er ganz sicher weiß, daß alles wohl besorgt wurde. Wenn eine gesunde Person solchen Einfällen mehrere Male nachgegeben hat, kommt der Augenblick, wo sie in plötzlichem Entschluß nicht mehr mitmacht. Und damit ist dann die „Krankheit“ überwunden.

Anders bei wirklich Kranken. Bei ihnen werden unmotivierte Einbildungen schnell zu unwiderstehlichen Zwangsvorstellungen, die sich in „unvernünftigen“ Handlungen auswirken.

Einen eigenartigen Fall berichtet ein französischer Arzt von einer Patientin, einer jungen, reichen Frau. Die Dame stand nicht auf besonders gutem Fuße mit der Orthographie und hatte deshalb von Jugend an eine starke Abneigung gegen das Briefeschreiben. Das geschah zunächst aus Furcht, orthographische Fehler zu machen und dadurch lächerlich zu werden. Nach und nach aber entwickelte sich daraus eine krankhafte Furcht vor allen Schreibmaterialien und besonders vor Bleistiften. Es kam so weit, daß der bloße Anblick eines Bleistiftes bei ihr einen Anfall auslöste, indem sie sich mit Schreien und Weinen Luft machte. In ihren Zimmern durften

keine Teppiche liegen, weil sie Angst hatte, es könne sich ein Bleistift darin verstecken. Wenn sie ausfahren wollte, mußte der Wagen zuerst auf das sorgfältigste untersucht werden, und wenn sie spazierenging, war sie stets von zwei Personen begleitet, die ihr den Blick auf die Fenster der Papierhandlungen verdecken mußten.

Häufig werden solche Patienten auch Tag und Nacht von der Angst gequält, daß sie sich selbst oder anderen Schaden zufügen könnten. Wenn sie von einem Unglücksfall lesen, bilden sie sich ein, daß sie an dem Unglück schuld sind. Sie stellen sich etwa vor, daß sie den Verunglückten ins Wasser gestoßen haben; wenn sie über eine Brücke gehen, halten sie sich stets in der Mitte, aus Angst, gegen ihren Willen ein Unglück zu veranlassen.

Diese Zwangsvorstellungen sind deshalb gefährlich, weil der Patient häufig von dem unwiderstehlichen Drang befallen wird, gerade das zu tun, wovor er Angst hat. Der Leiter einer großen süddeutschen Nervenheilanstalt berichtet wie folgt: „Der Fall, der einen besonders starken Eindruck auf mich machte, betrifft einen jüngeren Beamten, der mich wegen seiner Selbstmordideen aufsuchte. Er war ganz ruhig und beherrscht, konnte sogar offen mit seiner Frau über den verzweifelten Kampf sprechen, den er gegen den naturwidrigen Selbstmordtrieb führte. Ich versuchte, diesen Zwangsideen mit Vernunftgründen entgegenzutreten. Insbesondere malte ich ihm aus, welches Unglück er durch einen Selbstmord über seine Familie bringen könnte und riet ihm dringend, die törichten Ideen zu überwinden. Darauf gab er mir die bezeichnende Antwort: ‚Herr Doktor, es sitzt ja gar nicht im Kopf, es sitzt in den Fingern.‘ Dabei vollführte er eigentümliche Bewegungen mit den Händen. Kamen seine Anfälle, so empfand er es wie ein Jucken und Kribbeln in den Händen, die begehrllich nach irgendeiner Sache tasteten. Der Patient hat sich später erschossen, nachdem er sich weiteren Behandlungen nicht mehr unterworfen hatte.“

Zwangsvorstellungen können lebensgefährlich werden, wenn ihnen nicht mit aller Energie entgegengetreten wird. Wie

man mit dem Feuer nicht spielen soll, so soll man Selbstmordgedanken nicht einmal scherzweise erwägen, soll ihnen, wenn sie sich gegen den eigenen Willen aufdrängen, die ganze Stärke dieses Willens entgegensetzen. In der Mehrzahl der Fälle wird das genügen, um die dunklen Gedanken zu verscheuchen. Gelingt das aber nicht, werden die Zwangsvorstellungen überstark, dann muß ein fremder Wille eingreifen, eine psychische Behandlung muß einsetzen.

Die psychologische Wissenschaft unserer Tage versucht ja nicht nur die so mannigfach verschlungenen Pfade des menschlichen Seelenlebens klarzulegen, sie hat auch Methoden entwickelt, mit denen man eine krankhafte Seelentätigkeit beeinflussen und heilen kann. Die noch relativ junge psychische Behandlungsweise kann auf eine schöne Reihe von Erfolgen zurückblicken. Zwangsvorstellungen und fixe Ideen, die in vergangenen Jahrzehnten nur allzu oft zur vollkommenen geistigen Erkrankung führten, werden heute durch die psychische Behandlung, also durch die unmittelbare Einwirkung des kundigen Psychologen glücklich geheilt. Es gelingt oft mit bestimmten, scheinbar ganz harmlosen Tricks, solche Ideen gewissermaßen einzumauern, so daß der Behandelte sie vollkommen vergißt und von seinem Leiden geheilt wird.

## MYSTERIUM UND MYSTERIEN DES GLAUBENS

*Die Rätsel Gottes sind befriedigender  
als die Lösungen der Menschen.*

CHESTERTON

Die christlichen Mysterien sind Glaubenssache. Alle Versuche naturwissenschaftlicher Erklärungen sind verdammt, im Nichts zu versanden, sie sind sinn- und zwecklos. Der Glaube, der „Berge zu versetzen“ vermag, verbietet jegliches Deuteln. In einer Zeit, da dem Glauben durch falsch verstandene „Wissenschaft“ der Boden streitig gemacht wird, in einer Zeit, da der Nihilismus als Gegenpol das Nichts, die Leere — so paradox es auch erscheinen mag — als das Eigentliche hinstellt, nähert sich die Menschheit dem Untergang, anders ausgedrückt, der Verdammnis.

„Der Mensch steht, biblisch gesprochen, vor einem neuen Sündenfall, einem noch tieferen Abfall von Gott; er steht vor dem Verlust seines Wesens. Er steht vor der Möglichkeit eines ‚anderen‘ Menschen, aber im entgegengesetzten Sinne zu der biblischen Bedeutung. Er steht vor dem Abfall in den geschichtslosen, schicksalslosen Dauerzustand einer Ordnung, vergleichbar mit dem der staatenbildenden Insekten. Der Mensch steht vor seinem Ende als Mensch, vor dem ‚zweiten Tod‘, dem Erlöschen des Menschen als des göttlichen Bogens, der von dem einen zum anderen Sein gespannt ist. Es ist eine Krise nicht einzelner Menschen, sondern der Menschheit als Ganzes. Es geht um Leben oder Sterben der Menschen, die von innen viel tiefer gefährdet sind als durch die drohende äußere Vernichtung ihrer Kultur in einem künftigen Atomkrieg.“

Das schrieb Dr. Hermann Rauschnig, der 1935 nach weittragenden Auseinandersetzungen um geistige und politische Grundfragen Deutschland verließ und in den USA eine neue Heimat fand. An anderer Stelle sagt er: „Das Wort Gottes, so glauben wir mit Recht, ist die lebendige Kraft, die, wenn gehört und aufgenommen, den Menschen zu wandeln vermag.“

Bernard Shaw, der in seiner „Heiligen Johanna“ dem

Mysterium des Glaubens ein strahlendes Denkmal gesetzt hat, sagt in seinem Vorwort zu dieser „dramatischen Chronik“, die Figur und das Wesen der Titelgestalt umreißend: „Was die neuen Riten anbelangt — welches wäre da wohl die vernünftiger Johanna? Diejenige, die kleine Kinder hintrüge, damit sie vom Wasser und vom Heiligen Geiste getauft würden, oder die, welche die Polizei ausschickte, um die Eltern zu zwingen, ihnen das gemeinste Rassengift, das wir kennen, in die Adern zu spritzen? Diejenige, die ihnen die Geschichte vom Engel und der heiligen Maria erzählte, oder die, welche sie nach ihren Erfahrungen über den Ödipuskomplex ausfragte? Diejenige, der die Hostie als die Verkörperung der Tugend galt, die ihre Erlösung war, oder die, welche eine genaue und bequeme Regulierung ihrer Gesundheit und ihrer Wünsche erwartete durch eine wohlausgeklügelte Diät von Thyreoidextrakt, Adrenalin, Thymin, Pituitrin und Insulin, samt Stärkungsmittelchen und Hormonstimulation, nachdem zuerst das Blut sorgsam mit Gegengiften gegen alle möglichen Ansteckungen durch Einimpfung angesteckter Bakterien und Sera angesteckter Tiere und gegen Alterserscheinungen durch klinische Extirpation der reproduzierenden Drüsenkanäle oder durch wöchentliche Dosen von Affendrüsen gekräftigt worden wäre.“

Es ist ja wahr, daß hinter all diesen Quacksalbereien ein gewisser Grad echter, wissenschaftlicher Physiologie steckt. Aber steckt ein auch nur um ein Haar geringerer Grad echter Psychologie hinter der heiligen Katharina und dem Heiligen Geist? Und welches ist das gesündere Gemüt? Das Heiligengemüt oder das Affendrüsengemüt?“

### Christliche Glaubenswunder oder Mystik?

Wie steht es mit den „neuen“ Wundern, wie sie in letzter Zeit in merkwürdiger Häufung gemeldet werden, mit den Heroldsbacher Visionen, mit der Kemptnerin, welche die „Stimme Gottes“ hört, mit der Zwölfjährigen, der eine ge-

krönte, weißgekleidete Frauengestalt erschien, die sich als „Unbefleckte Empfängnis“ gemeldet haben soll? — Die Besucher strömen in Scharen zu den Stätten des Wundergeschehens, an denen die Konjunktur geschäftlich nicht schlecht ausgenutzt wird. Ist es die Sehnsucht nach einem tiefen religiösen Erlebnis, das die Massen zu den Orten der Erscheinungen hinzieht, oder ist es geistig-geistliches Sensationsbedürfnis, „falsche religiöse Neugier“, wie der Bischof von Bamberg die Anziehungskraft von Heroldsbach bezeichnet? Man muß hier wohl einen scharfen Trennstrich ziehen: eine Art mystisch-heidnischen Götzendienstes darf nicht mit wahren religiösem Empfinden verwechselt werden, das sich in durchaus anderer Weise offenbart. Nicht umsonst übt die katholische Kirche starke Zurückhaltung in all diesen Fällen. Sie vertritt den Standpunkt, daß die Behauptung einer übernatürlichen, göttlichen Vision bewiesen werden muß, bevor sie Anerkennung finden kann. Es wird keineswegs bestritten, daß die einzelnen Erscheinungen gehabt haben mögen, aber es bleibt zu klären, ob es sich bei ihnen nicht um bildliche Formung der Vorgänge durch ein stark ausgeprägtes Vorstellungsvermögen handelt, die durch äußere Eindrücke hervorgerufen wurden. Optische Eindrücke können dabei sehr wohl von akustischen begleitet sein.

Ignatius von Loyola, der Begründer des Jesuitenordens, mag hier zitiert werden. Sinngemäß sagt er, daß selbst dann, wenn in Wirklichkeit ein göttlicher Gnadenakt stattgefunden hat, Aufmerksamkeit und Wachsamkeit am Platze seien. „Denn oft bildet die Seele in dieser zweiten Zeit durch eigenes Nachdenken aus den Beziehungen und den Folgen Begriffe und Urteile, verschiedene Vorsätze und Meinungen, die nicht unmittelbar von Gott, unserem Herrn, eingegeben sind. Sie müssen deshalb sehr genau überprüft werden, ehe man ihnen seine volle Zustimmung erteilt . . .“

Wie sorgfältig die katholische Kirche vorgeht, ehe sie Wunder als solche anerkennt, beweisen die Untersuchungen der Heilungen von Lourdes, mit denen ein Gremium unabhängiger Ärzte und Wissenschaftler betraut wurde.

## Die Wunder von Fatima

Fatima ist ein kleines portugiesisches Dorf, in dessen Nähe drei Hirtenkinder im Jahre 1917 mehrmals die Erscheinung der Jungfrau Maria hatten. Ihr Erlebnis wurde schnell bekannt; die Besuchermassen, die den Ort des Wundergeschehens aufsuchten, wuchsen immer mehr an, obwohl sich die katholische Geistlichkeit äußerster Zurückhaltung befleißigte. Am 13. Oktober 1917 waren an die 50000 Menschen bei Fatima versammelt, als sich ein zweites Wunder offenbarte, das große Sonnenwunder. Was auch in späteren Erzählungen hinzugefügt sein mag, Klarheit besteht darüber, daß alle Versammelten während einer Dauer von etwa zehn Minuten dreimal nacheinander gesehen haben, wie sich die Sonne um ihre Achse drehte und dabei ein herrliches Farbenspiel erzeugte. Seit diesem Tage — und die Auswirkung mag interessant sein — wird eine Wiedergeburt des christlich-religiösen Lebens beobachtet, nachdem sich große Teile des portugiesischen Volkes innerlich vom Glauben abgewandt hatten.

Ähnlich wie aus Lourdes werden aus Fatima Wunderheilungen gemeldet. 1945 erschien eine kritische Würdigung der Ereignisse in Fatima aus der Feder des belgischen Theologieprofessors P. E. Dhanis S. J. Er ist der Ansicht, daß das Sonnenphänomen nicht auf natürliche Weise zu erklären sei. Dagegen wird seitens der Naturwissenschaft eingeworfen, daß durchaus die Möglichkeit der Massenhalluzination bestehe, die durch die gespannt auf ein Wunder wartende Menge leicht zu erklären sei, daß es sich ebenso um meteorologische Vorgänge handeln könne, um Luftspiegelungen unter besonderen atmosphärischen Verhältnissen. Was nun die Mutter-Gottes-Erscheinungen anbelangt, so vertritt der Gelehrte den Standpunkt, daß sich Göttliches und Menschliches unentwirrbar eng miteinander vermischt haben, himmlische Mitteilung und menschliches Fühlen und Denken, Täuschung oder Betrug lehnt er als Hintergründe kategorisch ab, warnt aber davor, die vielen Geschichten und Gerüchte über das Geheimnis von Fatima für bare Münze zu nehmen.

## Der Glaube an das Gute

Der schwedische Bischof Bengt Jonzon sieht seinerseits in den Ereignissen in dem kleinen Ort Caux bei Montreux in der Schweiz beglückendes Wundergeschehen. Er schreibt darüber in der Zeitschrift „Universitas“:

„In der großen Halle des früheren Palacehotels, wo Hunderte von Menschen versammelt sind, steht ein belgischer Offizier auf dem Podium. Er ist Hauptmann und scheint etwa vierzig Jahre alt zu sein. Er kam vor vier Tagen hierher. Er spricht in kurzen klaren Sätzen: „Während dieses Krieges wurde mein Bruder von den Deutschen getötet, mein Vater starb im vorigen Krieg, meine Schwester hat durch die Deutschen zwei Kinder in diesem Kriege verloren. Ich war entschlossen, mein Leben einzusetzen, um Haß gegen die Deutschen zu verbreiten, aber hier habe ich verstanden, daß Haß nur zerschlägt, niemals die Welt aufbaut. Gibt es hier Deutsche, die neben mir auf diesem Podium stehen wollen?“ Zwei Deutsche, ein Pfarrer, der an der Ostfront am Krieg teilgenommen hatte und lange Zeit in russischer Gefangenschaft zugebracht hatte, und ein junger deutscher Student, der auch an der Ostfront gewesen war, erheben sich und gehen nach vorne. Der Belgier schüttelt ihnen die Hände, stellt sich zwischen die beiden und bittet sie in schlichten einfachen Worten zu verzeihen, daß er solche Gefühle gegen ihr Volk und ihr Land gehegt habe.

Eines Tages standen auf demselben Podium sieben Männer von der großen schweizerischen Maschinenfabrik Örlikon, vier waren Arbeiter, drei gehörten der Leitung an. Die Spannung zwischen der Leitung und den Arbeitern war — aus verschiedenen Gründen — aufs höchste gestiegen, und man befürchtete schlimme Folgen für alle Beteiligten. Da kam jemand auf die Idee, einen Teil der Verantwortlichen auf beiden Seiten nach Caux zu senden. Auf dem Hinwege sprachen sie kaum miteinander. Jetzt — nach einer Woche — stehen sie dort zusammen und sprechen davon, wie sie eine neue Schau bekommen hätten, nicht nur im Hinblick auf die

Streitfragen, sondern vor allem in ihrem menschlichen Verhalten. Sie haben die überraschende Entdeckung gemacht, daß auch ein bekämpfter und sogar verabscheuter Gegner das Herz auf dem rechten Fleck haben kann. Und sie fahren nach Hause als gute Freunde und Kameraden, fest entschlossen, die Schwierigkeiten gemeinsam zu lösen, in Ehrlichkeit und Vertrauen zum Besten aller.

Was in Caux im Sommer 1946 begann, ist der erste Versuch und Vorstoß im Nachkriegseuropa in Richtung auf eine vollständige geistige und sittliche Erneuerung des Menschenlebens in seinen Zusammenhängen.

Die beginnende Wandlung im Leben eines Menschen berührt unfehlbar seine Beziehung zu anderen, zu Gattin oder Gatten, zum Heim, zu Arbeitskameraden, Über- und Untergeordneten. Ein Mensch ist nie nur Individuum.

Dieser Geist der Gemeinschaft kann aber nur eintreten und bestehen in einem menschlichen Zusammenhang durch Menschen, die selbst in der Wandlung leben und die sich selbst unbedingt und uneingeschränkt unter diese Forderungen stellen. Das Leben ist eine Ganzheit. Irgendein Lebensgebiet dieser Ganzheit zu entziehen, wie privat und versteckt es auch sei, ist Verrat an der Gemeinschaft.

Die Gesellschaft und die Welt verbessern zu wollen, ohne für mich selbst in meiner Person und meinem Einzelleben, ja für die heimlichen Träume und Wünsche des Herzens alle Konsequenzen meiner Ideale zu ziehen, ist im Grunde Bluff und rächt sich früher oder später an meinen Bestrebungen und an mir selbst. Persönliche Lebenserneuerung und das Leben der Gemeinschaft sind durcheinander bedingt und voneinander abhängig. Und beide im Verein lösen die Kraft aus, die die Verhältnisse und die Welt wandeln können.

Caux war ein Ort des Wunders. Das größte Wunder war doch das Menschenleben selbst, so wie man ihm dort begegnete — aufgeschlossen und doch voll Energie, gemeinschaftsverbunden und gemeinschaftsfördernd, durchleuchtet und beherrscht vom Geist und gleichzeitig intensiv verknüpft mit allen Verhältnissen und Problemen der Gegenwart. Es

war Gegenwartsleben und es war christliches Leben. Und es wurde einem klar: Dies ist ja das Menschenleben, so wie es sein sollte. Das Wunder war in Caux, daß dort das eigentliche natürliche, das normale Menschenleben gelebt wurde.

So weit sind wir Gegenwärtmenschen weggekommen vom normalen wahrhaft menschlichen Leben, daß, wenn wir ihm begegnen, es uns wie ein Wunder scheint.

Daß aber das Wunder geschehen ist, ist Verheißung.“

Idealismus und Glaube spricht aus diesen Zeilen. Möge sich das Wunder ereignen, daß der köstliche Wein, der in Caux ausgeschenkt wurde, sich nicht verwandle in Wasser. Eine solche Wandlung deutete sich schon an: Die Sphäre beglückenden Wollens ist im Begriff abzusinken in niedere ungeistige Regionen lüsterner Sensationsbegierde.

## TRAUMHAFTES UND TRÄUME

„Hab' ich's doch geahnt, daß . . .“

Oft gedankenlos ausgesprochen, ist diese Äußerung nicht selten begründet. Da kommt ein an und für sich unerwarteter Besuch, kurz vorher dachte oder sprach man von ihm, da tritt ein Unfall ein, und beim Empfang der Kunde kommt es einem zum Bewußtsein, daß man im Augenblick der Katastrophe ein seltsam unruhiges Gefühl hatte.

Ahnungen dieser Art sind, wenn auch nicht physikalisch erklärlich, so doch verständlich. Es sind im wahrsten Sinne des Wortes übersinnliche Vorgänge. Anders verhält es sich mit den meisten „Vor-Ahnungen“, die sich auf künftiges Geschehen beziehen und die nichts Mystisches an sich haben: „Hab' ich's doch geahnt, daß er sich noch mal die Beine brechen wird“, von einem unbelehrbaren Motorradfahrer gesagt, oder „daß er noch mal in der Trinkerheilanstalt enden wird“, von einem Säufer zuvor gesagt, sind Redensarten auf Grund sehr wahrscheinlich eintretender Ereignisse.

Andere echte „Ahnungen“ wiederum, solche etwa, die sich auf Naturereignisse beziehen, lassen sich unter Umständen biologisch-physikalisch deuten. Die Gewitterahnung ist sicher auf elektrische Einflüsse zurückzuführen, die von elektrischsensitiven Menschen empfunden werden. Ähnlich verhält es sich bei „vorausgeahnten“ Witterungsumschlägen, die sich als Kopf-, Wund- oder Rheuma-Schmerzen körperlich fühlbar anmelden. Die Änderung des Feuchtigkeitsgehaltes der Atmosphäre, Luftdruckschwankungen üben ihre Wirkungen biologisch aus. Tiefenpsychologisches ist hier auszuschalten.

Goethe soll das Erdbeben von Messina, das ein Drittel der Stadt in Asche und Trümmer legte, vorausgeahnt haben. Eckermann teilt mit, Goethe habe zur Zeit der Katastrophe seinen Diener mitten in der Nacht zu sich gerufen und ihm gesagt: „Wir sind in einem bedeutenden Momente; entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben oder wir bekommen eins!“

Wiederholt kann man beobachten, daß sensible Naturen von großen, wenn auch noch so fernen Katastrophen beeinflußt werden, Beeinflussungen, die sich in inneren Spannungen, in Nervosität äußern. Auch hier liegen wahrscheinlich räumlich zwischen Ereignis und Medium naturwissenschaftlich erklärbare Phänomene vor; doch die Art des Zustandekommens der Reaktion im menschlichen Organismus ist nicht ohne weiteres zu deuten.

Von einer wirklichen Vorahnung berichtet Goethe selbst: „In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederike noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen. Es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen verhalten wie es will, das wunderliche Trugbild gab in jenem Augenblick des Scheidens einige Beruhigung.“

Man mag das Erlebnis Goethes als Wachtraum oder als Vorahnung bezeichnen, das ändert nichts an der Tatsache eines echten tiefenpsychologischen Vorgangs.

Daß besonders zwischen seelisch eng miteinander verbundenen Menschen, zwischen Liebenden, unsichtbare Bande bestehen, erklärbar vielleicht durch verbindende Schwingungen, ähnlich den Rundfunkwellen, ist eine durch viele Beobachtungen erwiesene Tatsache. Als ein typisches Beispiel eine kurze Episode, die Helena von Racowitza, eine Zeitgenossin Lassalles, in einem ihrer Bücher schildert: „Als ich bald

darauf an Holthoffs Arm den Ballsaal betrat, flüsterte mir mein Begleiter zu: ‚So Kind, jetzt wollen wir sehen, ob er schon da ist!‘ Ohne zu denken, was ich sagte, erwiderte ich ruhig: ‚Nein, er ist noch nicht da, ich fühle es.‘ So eigentümlich das klingen mag, so wunderbar es Holthoff erschien — es war doch so. Ich hatte eben noch nicht jenes früher beschriebene Gefühl, wie mich's überkam, wenn Lassalle im selben Raum mit mir weilte.

Aber Holthoff wußte von diesen meinen Empfindungen bis dahin noch nichts, und so antwortete er denn mit einem fast ärgerlichen, jedenfalls spöttischen Lächeln: ‚Um Gottes willen, Kind, fangen Sie mir keine nervös-mystischen Geschichten an; wenn Sie sich auf somnambule Ahnungen verlegen wollen, bringe ich Sie sofort wieder nach Hause!‘

Aber da zuckte ich zusammen — das unnennbare Gefühl war da, und willenlos sagte ich halblaut und zusammenschauernd: ‚Jetzt kommt er!‘ Holthoff sah sich um, und, beinahe verdrießlich, daß ich recht hatte, und erstaunt über meinen Zustand sagte er: ‚Wahrhaftig, Sie haben recht — jetzt kommt er!‘“

### Seltsame Vorahnungen

Johann Kaspar Lavater, der Züricher Theologe und Freund Goethes, sagte im Jahre 1782 bei einem Gastmahl zu seinen Tischnachbarn: „Allemal, wenn ich in meinem Chorstuhl stehe, erblicke ich hinten in der Kirche einen Mann, der mit einer Flinte nach mir zielt. Den Gedanken, erschossen zu werden, kann ich nicht loswerden. Wenn Sie, meine Herren Tischgenossen, meinen Tod erleben sollten, werden Sie erfahren, daß ein Schuß die Ursache desselben gewesen ist!“ Siebzehn Jahre später, im September 1799, wurde Lavater von einem französischen Soldaten erschossen.

Von einer anderen düsteren Vorahnung berichtet Prof. zur Bensen in einer wissenschaftlichen Zeitschrift. Sie wurde ihm glaubwürdig von einem Feldgeistlichen mitgeteilt. „In

unserem Stabe der 13. Kavallerie-Division war als Ordonnanz-offizier der lebensfrohe Leutnant Graf M. von den 8. Husaren kommandiert. Es war nach der Marneschlacht; wir lagen im Angesicht von Reims, bei Borgogne.

Am Abend des 14. September 1914 sagte der Graf, schweigsam geworden, plötzlich zu mir: „Ich will beichten, Herr Pfarrer, denn ich muß sterben!“ Erstaunt über die Äußerung, verabredete ich mit ihm zu der heiligen Handlung die Frühe des folgenden Tages.

Am anderen Morgen erteilte ich ihm die Lossprechung. Dann gab er mir die Hand und ritt zum Stabe zurück.

Als ich spät am Abend im Stabsquartier anlangte, trat mir General v. d. Borne mit den Worten entgegen: „Von M. ist tot!“ Eine feindliche Granate war genau durch das einzige kleine Fenster in den Keller gefahren, wo sich der junge Offizier nach einem Ordonnanzritt aufhielt, und hat ihn auf der Stelle getötet!“

Die vielen glaubhaft überlieferten Zeugnisse von Ahnungen und Vorahnungen lassen vergessen, daß nur von den in Erfüllung gegangenen gesprochen wird, daß aber von der sehr viel größeren Zahl nicht eingetretener geahnter Ereignisse kein Mensch redet.

### Träume und Traumgesichte

Traumvorgänge sind im Unterbewußten ablaufende Vorstellungen. Zu allen Zeiten und in allen Ländern, bei Primitiven und Gebildeten, wurde Träumen besondere Bedeutung zugemessen.

Für die meisten Primitiven gilt: „Was im Traume erblickt wird, ist grundsätzlich wahr.“ Der Negerhäuptling, der geträumt hat, daß er sich auf einer Europareise befindet, zieht am folgenden Morgen europäische Kleider an und läßt sich von seinen Stammesgenossen zur glücklich verlaufenen Exkursion gratulieren. Bei einigen Indianerstämmen wird — nach Bossard — die Bekehrung zum Christentum davon ab-

hängig gemacht, wie der Traum entschieden hat. — Die Tochter eines Mannes in Borneo wird mit einer Buße belegt, weil ihrem Gemahl träumte, sie sei ihm untreu geworden: „Ein Mensch ist sogar für das verantwortlich, was er im Traum einem anderen zugefügt hat.“

In der Antike beschäftigten sich besonders Aristoteles und Artemidorus aus Daldia ernsthaft mit dem Traum und seiner Deutung. Überlieferte Deutungsversuche des Artemidorus zeigen, wie sicher er urteilte. Hier zwei Beispiele:

„Eine reiche Frau träumte, daß sie von drei vor ihr stehenden Raben frech angestarrt werde, einer von ihnen habe sogar zu sprechen angefangen und gesagt: ‚Dich werde ich kaltmachen‘, und nachdem die Raben sie dreimal umkreist hätten, wären sie davongeflogen. — Ganz folgerichtig und der Beziehung entsprechend starb die Frau darauf; denn die Worte ‚Dich werde ich kaltmachen‘ bedeuten dasselbe wie ‚Dich werde ich aus dem Leben schaffen‘. Das dreimalige Umkreisen aber bedeutet neun Tage.“

„Ein Frauenzimmer träumte, sie habe ihre Webe ausgewebt. Sie starb am nächsten Tage, denn sie hatte nichts mehr zu tun, das heißt, ihr war der Lebensfaden ausgegangen.“

Im Mittelalter, in dem man gerne symbolisch dachte, wurde dem Traum große Bedeutung zugesprochen. Wieder möge ein Beispiel in das Wesen der damaligen Traumdeutung Einblick geben. Es handelt sich dabei um die heilige Leoba, eine Verwandte des Erzbischofs Bonifatius, der sie zur Äbtissin des Klosters Bischofszell an der Tauber ernannt hatte.

„Da sie nun auf diese und auf andere Art der Tugend nachstrebte und so täglich ihren Geist zum Himmel stärkte, sah sie eines Nachts im Traume, wie ein purpurner Faden aus ihrem Munde hervorging, und als sie ihn mit der Hand ergriffen hatte und herausziehen versuchte, begann er sich weiter auszudehnen, und gleichsam als ob er aus dem Innern der Eingeweide entsprungen, wuchs er allmählich und vergrößerte sich. Nachdem sie aber den reichlichen Stoff gesammelt und bereits die Hand damit angefüllt hatte, der Faden aber nichtsdestoweniger noch aus ihrem Munde herabhäng,

wickelte sie daraus einen runden Knäuel, und als sie sich mühsam abmühte, ihn zu vollenden, wurde sie vor Angst aus dem Schläfe erweckt.“

Da Leoba die Bedeutung des Traumes nicht zu erkennen vermag, läßt sie durch eine Mittlerin eine hochbetagte, im gleichen Kloster wohnende Nonne darüber anfragen. Diese erteilt ihr folgende Auskunft:

„Der Faden, der durch ihren Mund aus ihrem Inneren hervorkam, ist die Lehre der Weisheit, die im Dienste des Wortes aus ihrem Herzen entspringt. Was das anbetrifft, daß er ihre Hand erfüllte, so bedeutet dies, daß alles, was sie durch den Mund lehrt, durch ihre Werke gleichgemacht wird. Der Knäuel endlich, den sie gewickelt und der vermöge seiner runden Gestalt leicht beweglich ist, bezeichnet das Geheimnis des göttlichen Wortes, das, durch der Predigenden Rat und Tat geformt, bald im tätigen Leben sich auf der Erde bewegt, bald durch fromme Beschauung zur Höhe strebt, bald indem es für den Nächsten duldet, sich erniedrigt, bald durch die Liebe zu Gott sich erhöht. Gott hat durch diese Zeichen kundgetan, daß deine Lehrerin durch Wort und Beispiel vielen nutzen wird.“

In der Moderne wurde die Traumdeutung zu einem besonderen Wissenszweig der Psychoanalyse und schließlich der Psychotherapie. Hier haben die Arbeiten Sigmund Freuds und C. G. Jungs wertvolle Beiträge zur Klärung des schwierigen Fragenkomplexes geliefert. Von letzterem stammt der Ausspruch: „So wie der Körper ebenfalls in zweckmäßiger Weise auf Verletzungen oder Infektionen oder abnorme Lebensweise reagiert, so reagieren auch die psychischen Funktionen auf unnatürliche oder gefährliche Störungen mit zweckmäßigen Abwehrmitteln. Zu diesen zweckmäßigen Reaktionen gehört meines Erachtens der Traum.“

Jung warnt gleichzeitig vor einer Überschätzung des Traumerlebnisses. „Bei vielen Leuten, die etwas, aber nicht genug von Träumen und deren Deutung wissen, entsteht gerne das Vorurteil, der Traum habe tatsächlich eine moralische Absicht, er warne, tadle, tröste, sage voraus und so

weiter. Man läßt sich dadurch, daß man meint, das Unbewußte wisse ja alles besser, leicht verleiten, nötige Entscheidungen und Entschlüsse den Träumen zuzuschreiben, und ist dann entsprechend enttäuscht, wenn die Träume immer nichtssagender werden. Die Erfahrung hat mir gezeigt, daß sich bei einiger Kenntnis der Traumpsychologie leicht eine Überschätzung des Unbewußten einstellt, welche die bewußte Entschlußkraft beeinträchtigt. Das Unbewußte funktioniert aber nur befriedigend, wenn das Bewußtsein seine Aufgaben bis zum Rande der Möglichkeiten erfüllt. Was dann noch fehlt, vermag vielleicht ein Traum zu ergänzen, oder er kann einem da weiterhelfen, wo auch das beste Bemühen versagt hat.“

Carl Gustav Jungs Theorien stehen im krassen Gegensatz zu Sigmund Freuds Anschauungen.

Wenn wir schlafen, erklärt Freud, läßt die Anspannung nach, durch die wir unter normalen Umständen den Verbrecher, der wir im Grunde sind, in Schranken halten. Unser Traumleben ist gleichsam der Zufluchtsort, an dem wir uns von der schweren Bürde unserer Kultur erholen und verdrängte frühkindliche Triebe befriedigen dürfen. Und doch ist auch im Schlaf die Aufmerksamkeit des inneren Zensors nur entspannt, nicht völlig ausgeschaltet. Um ihn zu hintergehen, träumen wir in einer Art Geheimcode. Die wirkliche Bedeutung des Traumes wird nur verständlich, wenn man diesen Code entziffert. Was Freud Traumdeutung nennt, ist nichts anderes als die Vornahme dieser Entzifferung.

Als Ergebnis seiner Traumanalysen finden sich fast immer in das Sexuelle gehende Deutungen. Erich Fromm beurteilt die beiden Forscher sehr interessant in der Monatsschrift „Scientific American“:

„Freuds Traumtheorie war den Psychologen ein Ärgernis und wurde von vielen als unwissenschaftlich gebrandmarkt. Die meisten seiner Anhänger jedoch verteidigten sie fanatisch, obwohl einige, bei aller Anerkennung ihres Wahrheitsgehaltes, sie schließlich doch für einseitig hielten. Carl Gustav Jung, der an die Spitze dieser Gruppe trat, neigte mehr und mehr dazu, den ‚höheren‘ Sinn der Träume ebenso einseitig zu

betonen wie Freud den ‚niedrigeren‘. Während Freud in Träumen nur irrationale kindliche Triebe entdeckt hatte, sah Jung darin den Ausdruck sittlicher und religiöser Erfahrungen, die er deutete als den Niederschlag vererbter religiöser und metaphysischer Ideen.“

Der folgende Traum ist ein Beispiel unbewußten Erkennens und moralischen Urteils. Ein Mann hat Herrn X besucht, eine weitbekannte Persönlichkeit, deren Güte und Weisheit allgemein gerühmt werden. Dem entsprach auch der Eindruck, den er von diesem bewunderungswürdigen Menschen empfing. In der gleichen Nacht aber träumt er von X, der nun ein grausames Gesicht hat und versucht, einer armen alten Frau ihren letzten Dollar abzuschwindeln. Er erinnert sich dieses Traums am nächsten Tag, ist sehr überrascht und denkt darüber nach, wieso das Traumbild des X so völlig verschieden ist von dem Bild der „Wirklichkeit“ am Tage vorher. Plötzlich fällt ihm zu seiner Verblüffung ein, daß seine instinktive Reaktion auf X die einer heftigen Antipathie war; aber diese erste Reaktion hatte sich so rasch verflüchtigt, daß sie ihm zur Zeit seines Besuches gar nicht bewußt wurde. Tatsächlich war diese Antipathie sein wirklicher Einblick in den Charakter des X. Sie wurde sofort ausgelöscht durch das konventionelle Bild des X: der „Lärm“ betäubte das wirkliche Urteil des Träumers, das erst im Schlafe wieder erwachte.

Analysiert man diesen Traum nach Freudscher Methode, so würde die fragliche Person sich selbst anklagen müssen wegen unbewußter Haßgefühle und, nach der Entdeckung ihrer eigenen Bosheit, nur um so mehr geneigt sein, das konventionelle Bild des X gelten zu lassen. Wenn andererseits der Deuter annähme, daß Träume unfehlbar das „wirkliche“ Urteil ausdrücken, so würde der Träumer seinen Traum als Beweismaterial gegen X verwerten und demgemäß handeln, obwohl vielleicht in der Tat nur des Träumers eigene Feindseligkeit zum Ausdruck kam. Welche Auslegung die korrekte ist, kann nur durch eine Würdigung der Gesamtsituation des Träumers ermittelt werden.

Wir sind oft intelligenter, weiser und moralischer im Schlaf als im wachen Leben. Der Grund dafür liegt in dem zwiespältigen Charakter unserer sozialen Wirklichkeit. Beim Bewältigen dieser Wirklichkeit entwickeln wir unsere Fähigkeiten der Beobachtung, Intelligenz und Vernunft, aber wir verarmen zugleich infolge der unaufhörlichen Propaganda, der Drohungen, der Ideologien und des ganzen „Lärms“ der Kultur, wodurch manche unserer wertvollsten geistigen und sittlichen Funktionen gelähmt werden. Tatsächlich ist so vieles von unserem Denken und Fühlen nur Reaktion auf diese hypnotischen Einflüsse, daß wir uns wohl fragen dürfen, in welchem Umfang unser waches Erleben überhaupt „unser“ ist. Im Schlaf hingegen, wenn wir dem Lärm der Kultur nicht länger ausgesetzt sind, erwachen wir zu dem, was wir wirklich fühlen und denken. Unser wahres Selbst kann reden; es ist oft intelligenter und anständiger als das Pseudo-Selbst, von dem wir im Wachen annehmen, das seien wirklich „wir“.

Selbstverständlich hat die moderne wissenschaftliche Traumdeutung nichts mit jener in den heute noch angepriesenen Traumbüchern zu tun. Die Entstehungsursachen vieler Träume lassen sich durch äußere Einwirkungen erklären, zum Beispiel durch das Gewecktwerden in irgendeiner Form. Der vorher erwähnte Psychoanalytiker Sigmund Freud gibt dazu ein Beispiel, das in weiterem Sinne interessant ist.

„Ich sehe“, so schreibt er, „ein Küchenmädchen mit einigen Dutzend aufgetürmten Tellern den Korridor entlang zum Speisezimmer gehen. Die Porzellansäule auf ihren Armen scheint in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren. Ich warne sie davor, höre Widerspruch, sie sei dergleichen schon gewöhnt usw., während ich mit meinen Blicken die Weiter-schreitende begleite. Richtig, an der Türschwelle erfolgt das Straucheln, das zerbrechliche Geschirr fällt und prasselt in hundert Scherben auf den Fußboden. Aber das endlos sich fortsetzende Getön ist doch, wie ich bald merke, kein eigentliches Rasseln, sondern ein richtiges Klingeln, und mit diesem Klingeln hat, wie der nunmehr Erwachende erkennt, nur der Wecker seine Schuldigkeit getan.“

An diese Erzählung knüpft der bereits zitierte Wissenschaftler Woltereck die Überlegung: „Hier ist also das Läuten des Weckers nicht nur ein Bild, sondern in eine richtige kleine Geschichte eingebaut, deren Ende eben das Weckergeräusch ist. Damit aber stehen wir vor einem bisher noch ungelösten Rätsel. Der Traum, in dem das Weckergeräusch eingebaut ist, beginnt doch schon, ehe dieser Reiz auf den Schlafenden einwirkt. Die Zeitfolge von Ursache und Wirkung scheint hier umgekehrt, denn die Folge kann vor der Ursache liegen, wenn wir nicht zu einem allzu komplizierten ‚Wettlauf‘ der verschiedenen Reize zum Gehirn Zuflucht nehmen wollen.“

Anscheinend kann die Zeit im Traum ihre Richtung umkehren, ebenso wie wir uns träumend völlig unbekümmert über alle Gesetze des Raumes hinwegsetzen. Das würde also bedeuten, daß raum-zeitliches Geschehen nur dem bewußten Erleben eigen ist . . .“

### Der Wunschtraum

Der Wunschtraum verdankt sein Entstehen der intensiven geistigen Beschäftigung mit Ersehntem im Wachzustand. Andere Träume spiegeln erfüllte Wünsche wider oder sie verwandeln stark empfundene Erlebnisse in märchenhaftes, oft auch grausiges Geschehen. Das Unterbewußtsein mischt aus seinem reichen Reservoir Bilder mannigfaltigster Art zu dem im Wachen Geschauten.

Wie in einem vorausgegangenen Abschnitt angedeutet, reifen im Unterbewußtsein oft Probleme, die im normalen Wachzustand keine Lösung fanden. Daß das Unterbewußtsein im Schlaf als Traum positiv wirksam werden kann, ist wiederholt beobachtet worden. Der deutsche Archäologe Hilprecht, der an der Ausgrabung der Ruinen von Nippur in Babylonien arbeitete, hatte einen derartigen erlösenden Traum. Es war ihm trotz aller geistigen Anstrengungen nicht möglich, die Keilschrifttexte zu entziffern, die er auf zwei ausgegrabenen Steintafeln fand. Da träumte er, daß ein

Priester Nippurs auf ihn zutrat, zu ihm sprach und erklärte, daß die zwei Steine die zusammengehörigen Teile einer Votivtafel seien. Der Priester erläuterte sogar den Inhalt der Inschrift und gab den Grund für die einstmals erfolgte Zerschlagung der Schrift an, denn die ursprüngliche Tafel wurde zersägt. Am nächsten Tage gelang es Hilprecht mühelos, die Keilschrift zu entziffern!

### Der Wahrtraum

Es läßt sich nicht bestreiten und ist durch zahlreiche glaubwürdige Mitteilungen belegt, daß es prophetische Träume gibt. Ihre Geheimnisse sind bis heute verschlossen geblieben. Allerdings ließ sich nachweisen, daß der vorausschauende Traum oft nur ein Wunschtraum war oder der Niederschlag intensiver Beschäftigung mit wahrscheinlich zu erwartenden Ereignissen im Wachzustand. Ein typisches Beispiel mag zur Illustration dienen:

Im Frühjahr des Jahres 1886, als noch niemand an kommendes Unglück denken konnte, erzählte Medizinalrat Dr. Gudden sehr verstimmt am Frühstückstisch in München, er habe in der Nacht das schreckliche Traumgesicht gehabt, wie er im Wasser stehend mit einem Mann um sein Leben rang. Bald darauf wurde König Ludwig II. als geisteskrank erklärt und nach Schloß Berg am Starnberger See gebracht. Dr. Gudden wurde mit seiner Überwachung betraut. Am 13. Juni fand man die beiden, König und Arzt, als Leichen im Wasser des Sees; der Arzt hatte, wie man deutlich erkennen konnte, mit dem kranken König im Wasser vergeblich um sein Leben gerungen!

### Wie lange währen Träume?

Eine exakte Zeitmessung der Traumdauer ist nicht möglich, man ist auf subjektive Beobachtungen angewiesen. Immerhin läßt sich mit Sicherheit sagen, daß Träume in

Bruchteilen von Sekunden ablaufen können, aber auch die Zeitdauer wirklichen Geschehens beanspruchen; die das Traumbewußtsein sogar noch zu dehnen vermag.

Der französische Traumforscher J. Clavière zum Beispiel wurde eines Morgens durch das einmalige Schrillen seiner Weckeruhr aus dem tiefsten Schlaf geweckt, erwachte jedoch nicht vollends und erlebte im Halbschlaf eine kurze Szene, die er einmal im Theater gesehen hatte. Wenige Augenblicke danach — der Zeitraum betrug genau 22 Sekunden — begann der Wecker, wie üblich, ein zweites Mal zu läuten, und nun erwachte Clavière. Dieselbe im Traum erlebte Szene auf der Bühne rekonstruiert, nahm annähernd die gleiche Zeit in Anspruch. Ob er tatsächlich 22 Sekunden lang geträumt hätte oder ob der zweite Weckreiz erst das ganze Traumerlebnis ausgelöst hat, ist nicht feststellbar.

Einen anderen „klassisch“ gewordenen Fall berichtet uns der Franzose Maury, dem eines Nachts der Aufsatz seines Bettes in den Nacken fiel. Dadurch wurde ein Traum ausgelöst, in welchem er in ausführlicher Weise die Ereignisse der Französischen Revolution durchlebte, gefangengenommen und — zum Tode verurteilt — zur Guillotine geführt wurde. Das Auffallen des Fallbeiles, in Wirklichkeit des Bett-aufsatzes, beendete den Traum und war doch zugleich Auslöser und auslösende Ursache desselben. Der als „zeitlos“ zu betrachtende Traum war M. wahrscheinlich gleich einem Bilde schlagartig gegenwärtig, wurde aber in der Erinnerung als zeitgebundener Ablauf der Ereignisse erlebt.

### Schlafwandeln und Schlafwandler

„Eine große Zerrüttung in der Natur, zu gleicher Zeit die Wohltat des Schlafes zu genießen und die Geschäfte des Wachens zu verrichten“, klagt der Arzt, als Lady Macbeth schlafend umgeht und versucht, sich die Hände zu waschen. Diese Szene macht auf der Bühne stets einen besonders tiefen Eindruck. Aber auch im Leben dürfte es kaum einen erschüt-

ternderen Anblick geben als den eines schlafwandelnden Menschen. Es kann darum nicht wundernehmen, daß die Phantasie den Menschen, die solche Zustände haben, allerhand mystische Kräfte und Fähigkeiten angedichtet hat. Sie sollen auf steilen Dachfirsten und Dachrinnen mit unbegreiflicher Sicherheit wandeln können, geistige Arbeit verrichten, die sie im wachen Zustand nicht zu bewältigen vermögen, Bücher in fremden Sprachen lesen, die sie nie gelernt haben.

Alle Berichte dieser Art aber stammen von Menschen, auf deren Beobachtungsgabe und Urteilskraft man sich nicht verlassen kann. Der schlafwandlerische Zustand hat auch trotz der weitverbreiteten gegenteiligen Ansicht nichts mit irgendeiner geheimnisvollen Wirkung des Mondes zu tun. Der „Mondsüchtige“ wandelt, ob das Gestirn scheint oder nicht, ob es ab- oder zunimmt. Aber auch sonst begibt sich hier nichts Übersinnliches.

„Alles, was der Nachtwandler tut, versteht man“, so schreibt Dr. Lehmann, „von der Voraussetzung aus, daß er die Handlungen ausführt, von denen er träumt. Gewöhnlich beschränkt er sich darauf, an bekannten Stellen ein wenig umherzuwandeln, sich eine kurze Zeit mit seiner täglichen Arbeit zu beschäftigen und sich dann wieder ruhig ins Bett zu legen. Während seiner Wanderung ist er ganz beherrscht von seinen Traumbildern; er begreift nur das, was mit dem Traum in Verbindung steht. Es ist öfters beobachtet worden, daß der Nachtwandler wohl auf eine Anrede hört und antwortet, sofern sie mit seinen Traumvorstellungen in Verbindung steht; was aber darüber hinausgeht, faßt er gar nicht auf.“

Von dem Pharmazeuten Castelli, dessen häufige Anfälle von Nachtwandeln von einem Arzt genau beobachtet wurden, wird folgendes erzählt. Man traf ihn eines Nachts dabei, wie er italienisch ins Französische zu übersetzen. Er schlug Vokabeln in einem Lexikon auf und schien bei einem nahe stehenden Licht zu sehen. Man löschte dieses Licht aus; er suchte nach ihm, zündete es wieder an; aber während er sich im Dunkeln zu befinden glaubte, war er in Wirklichkeit in einem hell erleuchteten Zimmer, da unterdessen andere Lichter angezün-

det worden waren. Er konnte jedoch bei diesen nicht sehen, weil er nicht wußte, daß sie brannten.

Es kann natürlich vorkommen, daß sich der Nachtwandler unter dem Einfluß seiner Traumbilder auf gefährlichen Plätzen, zum Beispiel Dächern, bewegt, und zwar mit einer Sicherheit, die dem Menschen im Wachzustand abgeht. Das ist jedoch ganz begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Nachtwandler nicht weiß, wo er sich befindet. Ein jeder Mensch kann selbstverständlich mit vollkommener Sicherheit auf einer Dachrinne gehen, wenn sie auf dem Erdboden liegt. Befindet sie sich dagegen am Dach eines hohen Hauses, so stört ihn das Bewußtsein, daß er zwischen Himmel und Erde schwebt. Wenn der Nachtwandler nicht weiß, wo er ist, muß er ebenso sicher auf dem Dach wie unten auf der Erde gehen können. Übrigens kommt es vor, daß Nachtwandler auf nächtlichen Eskapaden abstürzen.

Wir entnehmen einer zuverlässigen Quelle folgenden Bericht: „K., ein stets gesunder Mann aus gesunder Familie, in der Regel mit vorzüglichem Schlaf bedacht, litt während seiner Jünglings- und frühen Mannesjahre an Schlafwandeln. In jener Zeit bewohnte ich jahrelang das nämliche Haus mit ihm, später war ich sein Arzt. K. war von lebhaftem Temperament. Seine gewöhnlichen Träume äußerten sich im Sprechen unzusammenhängender Worte und Aufsitzen im Bett. Dabei blieb es aber meistens. Eines Nachts, er mochte damals siebzehn Jahre zählen, stand er auf, machte Licht, kleidete sich an, raffte die Unterrichtsbücher des Gymnasiums, das er und ich besuchten, zusammen und stieg die Treppe hinab bis in den Hausflur. Hier vor einer großen Uhr mit kräftigem Schlagwerk angekommen, blieb er stehen und leuchtete, wie regelmäßig im Winter des Morgens früh, nach dem Zifferblatt. Der Zufall wollte, daß die Uhr in diesem Augenblick zwölf schlug. Bei den letzten Schlägen war er so wach geworden, daß er das Unsinnige seiner Lage erkannte, und erschreckt über sich und die Geisterstunde eilte er zu mir, weckte mich und erzählte mir den Vorfall. So stand er, die Bücher unter dem linken Arm, die Studierlampe in der

Hand, vor mir. Ich beruhigte ihn, und er ging ruhig wieder zu Bett. Ob die Bücher die für den folgenden Tag richtigen waren, wurde nicht untersucht. K. hatte geträumt, es sei morgens gegen sieben Uhr, und er müsse zur Schule gehen. Automatisch tat er, was er fast täglich seit der Sexta zu tun hatte, und erst die vollen Töne der Uhr weckten ihn auf.

Drastischer und mehr an die Kletterberichte über Nachtwandelnde erinnernd war folgender Vorfall, der sich ereignete, als K. zweiunddreißig Jahre alt und verheiratet war.

K. wurde eines Nachts gegen zwei Uhr wach, weil ihn die Knie schmerzten. Das Zimmer war vom Mond genügend beleuchtet, um ihn seine absonderliche Lage erkennen zu lassen. Er kniete nämlich im Hemd auf dem sechs Fuß hohen Porzellanofen des Schlafzimmers und hielt sich mit beiden Händen krampfartig an dessen Seitenrändern, die profilartig vorsprangen, fest. Durch Zuruf weckte er seine Frau, diese hielt den vor dem Ofen stehenden Stuhl fest, und auf seine Lehne tretend, stieg K. herab. K. war als guter Turner denselben Weg hinaufgestiegen. Den weißen Ofen hatte er offenbar für ein Objekt seines Traumes gehalten, von dem übrigens keine Erinnerung übrigblieb, und erst der Schmerz der nackten Knie rief die fest schlafenden Gehirnzellen zum Wachsein.

Nach der Ofenexpedition wurde beschlossen, K. von seinem krankhaften Zustand zu heilen. Es wurde beobachtet, daß er im Traum viel sprach, rief und sich bewegte, wenn er am späten Abend viel geistig gearbeitet oder schwere Speisen genossen hatte. Vor jener Nacht, in der er auf den Ofen stieg, war beides geschehen. Eine darauf angeordnete und genau befolgte Geistes- und Körperdiät machte allem Nachtwandeln und allen aufgeregten Träumen ein Ende.“

Man kann daraus erkennen, wie sehr die Erscheinung von allem Mystischen entfernt ist; einfache Änderungen des körperlichen Zustandes bringen sie zum Verschwinden. Seitdem man das weiß, kann man Schlafwandlern besser helfen als jener Arzt in Macbeths Schloß Dunsinane, der sagen mußte: „Diese Krankheit geht über meine Heilkunst.“

## GRENZGEBIETE DES WISSENS

*Wie's dich auch anzuborchen treibt,  
Das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt.*

FONTANE

### Die Wissenschaft um verborgene Kräfte

Das Wort „Okkultismus“, das mit „Geheimlehre“ zu übersetzen wäre, hat keinen allzu guten Klang. Es ist älteren Ursprungs und umfaßte früher unter anderen die geheimen „Wissenschaften“ der Alchemie, Astrologie und Magie. „Spiritismus“ ist ein verblässer Begriff jüngerer Ursprungs für okkulte Phänomene aller Art. Heute ist — besonders im wissenschaftlichen Sinne — der Ausdruck „Parapsychologie“ für die Beschäftigung mit geheimnisvollen, der Seele zugeschriebenen Kräften gebräuchlich. „Para“ bedeutet soviel wie „neben“: die Parapsychologie befaßt sich mit Nebengebieten der Seelenkunde. Die Bezeichnung ist deshalb nicht ganz glücklich gewählt, weil das Wissen um „übersinnliche“ Dinge gewiß nicht nebensächlicher Art ist.

Der Parapsychologie untergeordnet sind Telepathie (Gedankenlesen), Hellsehen, Prophetie, Telekinese (Fernbeeinflussung toter Materie) sowie Geistererscheinungen und Materialisationen. Astrologie und Chiromantie werden nicht mit in den engeren Kreis der Parapsychologie einbezogen, sie rangieren, teilweise mit Unrecht, noch unter dem obskuren Begriff des Okkultismus.

Mehr als in Deutschland beschäftigt man sich in England und in Amerika ernsthaft mit parapsychologischen Problemen. In England ist es besonders die „Society for Psychical Research“, die, mit großen Mitteln ausgestattet, ernsthafte Forschungsarbeit leistet. In den USA gibt es an der Duke University in Durham ein „Parapsychologisches Institut“ unter Leitung von J. B. Rhine, wohl einem der bedeutendsten lebenden Forscher auf diesem Gebiet. In Deutschland sind es

unter anderen Bzerwald, Schrenk-Notzing, Dessoir, denen wichtige parapsychologische Erkenntnisse zu verdanken sind. In Freiburg behandelt Prof. Bender dieses Gebiet. Nicht zuletzt müssen einige reine Naturwissenschaftler, wie der Biologe Hans Driesch und der Physiker Pascual Jordan, erwähnt werden. In letzter Zeit hat die Marburger Psychologenschule unter der Leitung von E. P. Jaensch nicht unerhebliche Beiträge zur Klärung des überaus schwierigen Fragenkomplexes geliefert. In Holland gibt es drei, in den USA zwei Lehrstühle für Parapsychologie.

Auffällig ist die steigende Zahl von Ärzten, die sich mit „außersinnlichen Wahrnehmungen“ (Extra Sensory Perception) beschäftigen, unter ihnen Ehrwald und Robert in New York, Urban in Innsbruck, Tischner in München. Ihre Zahl ist aber immer noch relativ gering angesichts des riesigen, noch kaum erschlossenen Arbeitsgebietes.

Es besteht (nach Thirring) derzeit wenig Aussicht, daß an europäischen Universitäten, besonders an den medizinischen Fakultäten, jene Bildung vermittelt wird, die rationale und irrationale Erkenntnisse in wohlabgestimmter Weise berücksichtigt; man hat Angst! Obwohl es doch immer ein kleineres Unglück wäre, wenn Wissenschaftler durch einen Betrüger getäuscht werden, als wenn sie sich aus Eitelkeit und Furcht vor Mißgriffen der Erforschung der Wahrheit verschließen.

Die Stellungnahme der Kirche mag in diesem Zusammenhang von Interesse sein. Sie steht den Dingen sehr viel aufgeschlossener gegenüber, als man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Daß sie den trüben Okkultismus oder einzelne seiner Sparten, besonders dann, wenn die „Lehren“ zu religiösen Anschauungen erhoben werden, radikal ablehnt, ist verständlich. Hingewiesen sei auf den Offenbarungsspiritismus, der eine obscure Parallele zwischen Christus und den Medien der modernen Geisterbeschwörer zieht.

## Gedankenübertragung

Die Telepathie — oder wie man allgemeinverständlicher sagt: das Gedankenlesen — ist eine unbestrittene Tatsache. Jeder einzelne ist mehr oder weniger Telepath, Gedankenleser. Der auf der anderen Seite stehende Gedankengeber ist bei unseren Betrachtungen als unbewußter „Sender“ aufzufassen, denn sobald er bewußt handelt, wird der Vorgang zur Suggestion.

Wie oft haben zwei Personen zur gleichen Zeit den gleichen Gedanken; mag sein, daß oft der Zufall im Spiele ist. Die wirkliche Gedankenübertragung ist aber zu häufig einwandfrei beobachtet worden, als daß man dem Faktor Zufall eine dominierende Rolle zusprechen dürfte. Seelisch oder geistig stark harmonisierende Personen erraten die Gedanken des anderen spontan, wobei man strenggenommen gar nicht von „erraten“ sprechen darf. Es ist kein Raten, sondern ein Aufnehmen.

Die in der Öffentlichkeit gezeigten Experimente haben meist mit wirklichem Gedankenlesen nicht das geringste zu tun. Die Verbindung zwischen dem Gedankenleser und dem Medium wird nach einem bestimmten vereinbarten System aufrechterhalten, etwa durch geschickte Fragestellung. Man erinnert sich der in fröhlicher Gesellschaft geübten „schwarzen Kunst“. Ein bestimmter Gegenstand, der in Abwesenheit des „Mediums“ ausgemacht wird, soll von diesem erraten werden. Zwischen Fragesteller und Medium wurde vorher vereinbart, daß immer der Gegenstand gemeint ist, auf den nach einer Frage, die sich auf einen schwarzen Gegenstand bezieht, hingewiesen wird: „Ist es der Ofen?“ — „Nein.“ — „Ist es die weiße Vase dort?“ — „Ja.“ —

Fast ebenso einfach verfahren die „offiziellen“ Gedankenleser. Ein Beispiel: Das Medium soll zum Beispiel eine Visitenkarte mit dem Namen „Lang“ lesen. Der Partner ruft dem Medium zu: „Lies aber nun geschwind.“ Die ersten Buchstaben der einzelnen Wörter sind: l, a, n, g. In der Praxis wird eine Verschlüsselung angewendet, damit der Trick nicht zu

leicht erkannt werden kann. So werden etwa erstes und zweites Wort miteinander vertauscht. Der Zuruf könnte also lauten: „Aber lies nun geschwind.“ Auch das ist noch primitiv. In Wirklichkeit enthalten bestimmte Wörter des Partners schon eine bestimmte Antwort. Ähnlich wie bei der Stenographie häufig vorkommende Silben und Wörter durch bestimmte Zeichen ausgedrückt werden, geschieht das hier durch vereinbarte Wörter. Wirkungsvoller wird die Vorführung, wenn überhaupt nicht gesprochen und die Verständigung durch optische Zeichen vorgenommen wird. Jede Bewegung des Partners und sei sie nur leicht angedeutet, ein Achselzucken, ein Kopfnicken, eine leichte Körperneigung nach links oder rechts, entspricht einem bestimmten Buchstaben. Das will natürlich geübt sein; oft steckt jahrelanges Training hinter der sicher ablaufenden Vorführung.

Verblüffend wirkt das „Gedankenlesen“ erst dann, wenn dem „Medium“ die Augen verbunden werden und weder Fragen noch optische Zeichen Anhaltspunkte geben können. Gleichartiges rhythmisches Zählen übernimmt hier die Verständigung. Musikalische Personen, deren rhythmisches Gefühl gut ausgebildet ist, sind imstande, entsprechend mit vorgeschriebenem Tempo gleichmäßig innerlich zu zählen. Zwei Personen erreichen, wenn sie gleichzeitig zu zählen anfangen, auf diese Weise die gleiche Zahl. Es soll zum Beispiel die Zahl 9787 erraten werden. Der Partner zählt zunächst bis neun. Für den Beginn des Zählens wird ein unscheinbares und von den Zuhörern nicht beachtetes Signal gegeben, ein leichtes Hüfteln, ein leichtes Auftreten oder Scharren mit dem Fuß. Für das Ende des Zählens ist ebenfalls ein Signal verabredet. Jede weitere Ziffer wird ähnlich übermittelt, ohne daß ein Wort gesprochen wird. Für Wortübertragungen geben Zahlen die einzelnen Buchstaben an: A bedeutet 1, G 7, R 18 usw.

Bei anderen Vorführungen erklärt der „Telepath“, er könne einen vorher bestimmten Gegenstand im Saale mühelos auffinden. Er läßt sich die Augen verbinden und von einem der Anwesenden an der Hand nehmen. Dieser wird gebeten,

seine Gedanken auf die Stelle zu konzentrieren, an der sich der Gegenstand befindet. Schon nach wenigen tastenden Schritten geht der „Gedankenleser“ mit verhältnismäßig großer Sicherheit auf die entsprechende Stelle zu. Auch das hat mit Telepathie nichts zu tun, denn in Wirklichkeit führt der Besucher, der sich für das Experiment zur Verfügung gestellt hat, den mit geschlossenen oder verbundenen Augen Suchenden. Feinfühliges Reagieren auf jede unbewußte Bewegung des Führenden, der automatisch und ungewollt auf das Ziel zustrebt, sind ausreichende Hinweise. Man versuche es im Kreise seiner Bekannten einmal selbst; das Experiment wird gelingen.

Echte Telepathie, echtes Gedankenlesen, wird praktisch nie als Variéténummer vorgeführt. Beweise für ihr Vorhandensein gibt es in großer Zahl. Professor J. B. Rhine von der früher genannten Duke University hat eine ganze Reihe von Berichten über seltsame telepathische Vorgänge gesammelt und sie auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft.

Der Gelehrte und seine Mitarbeiter beschränken sich aber nicht darauf, zugetragene Fälle zu registrieren, sie versuchen vielmehr, man möchte sagen „laboratoriumsmäßig“, den Phänomenen beizukommen. In seinem Buch „The Reach of the Mind“ schreibt Professor Rhine:

„Bei der Mehrzahl dieser Versuche konzentrierte der ‚Sender‘ sich auf einen Gegenstand oder auf eine Zeichnung, während der ‚Empfänger‘, der oft in einem anderen Raume oder noch weiter entfernt saß, diesen Gegenstand durch Beschreiben oder Nachzeichnen wiederzugeben versuchte.

Die Ergebnisse fielen positiv für die Telepathie aus. Sie haben in Tausenden von wissenschaftlich kontrollierten Experimenten in Amerika und Europa gezeigt, daß es eine Wahrnehmung ohne den Gebrauch der Sinne gibt. Dieser Nachweis der Telepathie war eine ernste Herausforderung an die materialistische Denkweise, die alle Wissenschaften beherrschte. Die orthodoxe Wissenschaft wollte nichts davon wissen; die übersinnliche Wahrnehmung, die durch diese Untersuchungen bewiesen wurde, paßte in das physikalische

Weltbild nicht hinein und konnte infolgedessen vom orthodoxen Denken nicht geduldet werden. An den Untersuchungen selbst wurde jedoch wenig Kritik geübt, jedenfalls keine, derzufolge man sie hätte einstellen müssen.“

Hochinteressant sind folgende Experimente, die ebenfalls von dem obenerwähnten Wissenschaftler durchgeführt wurden. Es wurde ein besonderes Kartenspiel, bestehend aus 28 Karten, hergestellt, mit fünf verschiedenen Zeichen: Stern, Quadrat, Kreuz, Kreis und Wellenlinie. Jedes der Zeichen kehrt also fünfmal wieder; man hat dieses Spiel, das heute zu den üblichen Versuchsmitteln zur Erforschung übersinnlicher Wahrnehmungen gehört, ESP-Spiel genannt (ESP = Extra-Sensory-Perception = übersinnliche Wahrnehmung). Der Leser mag sich ein derartiges Spiel anfertigen, um selbst Versuche durchführen zu können.

Sowohl hellseherische als auch telepathische Phänomene können mit Hilfe der Karten untersucht werden. Professor Rhine führt in seinem obenerwähnten Buch etwa folgendes aus:

„Der Versuchsperson wurden die Karten gezeigt und die Art des Versuchs erklärt, dann wurden die Karten gemischt, abgehoben und verdeckt vor ihr ausgelegt. Die Reihenfolge der Karten war also niemand bekannt. Die Versuchsperson suchte die erste Karte zu bestimmen, dann wurde die Karte weggenommen, aber nicht angesehen — und so weiter, bis man mit allen Karten durch war.

Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung waren bei 25 Karten durchschnittlich fünf Treffer zu erwarten. Wenn also eine Versuchsperson das Spiel viermal durchging und bei jedem Durchspiel 7,5 Treffer erzielte, dann würde die Wahrscheinlichkeitsrechnung mit etwa 150 zu 1 gegen ein Gesamtergebnis von 30 Treffern sprechen. Wir bleiben von Anfang an in enger Fühlung mit den mathematischen Sachverständigen, und keiner hat je die mathematische Genauigkeit unserer Resultate bestritten.

Wir ließen äußerste Vorsicht walten, um jede normale Erkennungsmöglichkeit auszuschließen. Wir stellten einen un-

durchsichtigen Schirm zwischen Karten und Versuchsperson auf, manchmal legten wir die Karten auch in ein Nebenzimmer oder in ein anderes Haus. Wir machten auch den Versuch, die Karten einzeln in undurchsichtige Umschläge zu stecken und die Umschläge zu versiegeln, oder wir legten das ganze Spiel für die Dauer des Versuchs in einen Kasten.

Nun zu den Ergebnissen. Die beste Versuchsperson ging das Spiel über 700mal durch und erreichte einen Durchschnitt von acht Treffern. Nun spricht die Wahrscheinlichkeit hundert zu eins dagegen, daß jemand nur durch Zufall bei dreimaligem Durchspielen der Karten hintereinander einen Durchschnitt von acht und mehr Treffern erzielt. Wollte man die Wahrscheinlichkeit gegen einen Durchschnitt von acht oder mehr Treffern bei über 700maligem Durchspiel in Zahlen ausdrücken, so würden diese allein einen Absatz ausfüllen. Die Leistung dieser einen Person ist so bedeutungsvoll und schaltet den Zufall so völlig aus, daß daneben die Ergebnisse bei den anderen Versuchspersonen unwichtig werden. Welche Resultate sie auch erzielt haben mögen — sie konnten die Tatsache, daß es sich bei diesem einen Menschen um keinen Zufall handelte, nicht zunichte machen. Immerhin lag bei Personen, die bei der Vorprüfung eine gewisse hellseherische Begabung gezeigt hatten, bei 25 Versuchen der Durchschnitt über sieben . . .

Viele Erfahrungen legen die Vermutung nahe, daß der Geist den Raum überwinden kann. Die plötzliche Wahrnehmung eines Ereignisses, von dem man auf normalem Wege keine Kenntnis haben kann, ist eine hinlänglich bekannte Tatsache und unabhängig von der Entfernung. Gedankenübertragung kann zwischen zwei Menschen, die durch tausend Meilen getrennt sind, genau so gut stattfinden, als wären sie im selben Haus. Man kann den Tod eines nahen Verwandten oder eines lieben Freundes durch Hellsehen gewahrt werden, selbst wenn man über den halben Erdball vom Schauplatz entfernt ist.

Aber solche Berichte sind noch keine wissenschaftlichen Unterlagen. Um das Vorhandensein dieser Kräfte wissen-

schaftlich nachzuweisen, dachten wir uns einen kontrollierten Hellsehversuch aus. Bei einem Theologiestudenten machten wir eine Probe mit ESP-Karten. Zuerst saß der Versuchsleiter ihm am Tisch gegenüber, ein zweites Mal war er 100 Meter von ihm entfernt. Am Tisch erreichte der Student bei 36 Versuchen einen Durchschnitt von acht Treffern. Bei 100 Meter Entfernung wurde die Karte dreißigmal durchgespielt, und er erzielte im Durchschnitt fast neun Treffer. Den höheren Durchschnitt hatte er also bei größerer Entfernung erreicht.

Bei einem noch interessanteren Telepathie-Experiment war die Versuchsperson zuerst im gleichen Zimmer wie die experimentierende „Senderin“. Es handelte sich um ein reines Telepathie-Experiment ohne Karten. Die Senderin traf nur im Geist die Auswahl. Bei der Bestimmung traf die Versuchsperson durchschnittlich etwas weniger als acht Karten; bei einer Entfernung von 400 Kilometern bei achtmaligem Durchspielen einen Durchschnitt von mehr als zehn.

Die Entfernung hatte also auf die ESP-Leistungen keinerlei Einfluß.

Ich habe mit vielen Physikern über diese Probleme gesprochen. Keiner konnte zum ESP-Experiment eine physikalische Hypothese vorbringen, die nach seiner Meinung die Versuchsergebnisse der Parapsychologie hinreichend erklärt hätte. Sicher ist nur, daß das alles nichts mit dem physikalischen Gesetz von der Energieübertragung zu tun hat.“

Die Versuche Professor Rhines wurden von anderen Forschern wiederholt, dabei ergaben sich ganz ähnliche Ergebnisse. An der Gegebenheit echter Telepathie kann also nicht gezweifelt werden.

Alle Erklärungsversuche für „okkulte“ Vorgänge haben bisher mehr oder weniger versagt und konnten nicht befriedigen. Der materialistische Weg, der die Wellentechnik (Ätherwellen ähnlich den Rundfunkwellen) zur Hilfe heranzieht, fand lange Zeit Anerkennung und ist von einigen heutigen Forschern noch nicht verlassen worden; sie suchen die fraglos vorhandenen Hirnströme zur Erklärung heranzuziehen. Andere glauben, sie nur aus dem Psychischen heraus

geben zu können, wobei es interessant ist, daß von einigen Wissenschaftlern neben dem Bewußten und Unterbewußten (Unbewußten) eine dritte seelische „Schicht“ angenommen wird, das „Überbewußtsein“. Es wird mit der unsichtbaren ultravioletten Strahlung verglichen, während das Unterbewußtsein in Parallele zu der unsichtbaren Infrarotstrahlung gesetzt wird. Das sichtbare Farbenspektrum dazwischen würde der Bewußtseinssphäre entsprechen.

### Materie unter Befehl

Zu Zeiten des Stummfilms gab es einen Streifen, in dem ein mit übersinnlichen Kräften begabter Inder auftrat. Er fixierte das Rad eines Kraftwagens: schon löste es sich von der Achse und rollte davon. Das war eine übersteigert dargestellte Telekinese, wie die Wissenschaft die Beeinflussung lebloser Gegenstände durch den menschlichen Willen bezeichnet. Paraphysik und Psychokinetik sind weitere Bezeichnungen für ein Gebiet, in das die Forschung bemüht ist einzudringen, zu dem sich die Tore jedoch nicht recht öffnen wollen.

Man muß unterscheiden zwischen jenen Vorgängen, die sich bei spiritistischen Sitzungen abspielen, bei denen Klopfgeister auftreten, Tische plötzlich in der Luft schweben, schwere Sessel durch unsichtbare Kräfte umgestürzt werden, Materialisationen stattfinden, Vorgänge, die dem Handeln von „Geistern“ zugeschrieben werden und den von ernsthaften Gelehrten studierten telekinetischen Phänomenen, die weitaus weniger „sensationell“ wirken. Aus den Dunkelkammern des Spiritismus, in denen ein gläubiges Publikum auf Taschenspielertricks hereinfließ, wurden die Untersuchungen in das Hell wissenschaftlicher Laboratorien verlegt. — Die Behandlung der zum großen Teil unerklärlichen „magischen“ Vorgänge, wie sie u. a. von den indischen Fakiren berichtet werden, sind in einem besonderen Kapitel behandelt.

Da die interessantesten Versuchsreihen zur Ergründung telekinetischer Vorgänge von dem Amerikaner Prof. Rhine durchgeführt wurden, wird es gestattet sein, ihm nochmals das Wort zu erteilen:

„Die nun folgenden Entdeckungen möge man ganz unvoreingenommen aufnehmen. Wir machten sie bei psychokinetischen Untersuchungen (PK), d. h. Untersuchungen des direkten Einflusses des Geistes auf die Materie. Bei diesen Experimenten, die nachweisen sollten, ob der Geist einen direkten Einfluß auf die Bewegung von Gegenständen ausüben kann, nahmen wir Würfel zu Hilfe. Viele Leute glauben, sie könnten in einer gewissen Gemütsverfassung die Würfel willensmäßig beeinflussen — was aber nichts mit gewissen Kunstgriffen beim Würfeln oder derartigen Tricks zu tun hat. Wir sagten uns, ein Experiment, das eine Bestätigung oder Widerlegung dieses Glaubens erbringen würde, wäre die ideale Erprobung der PK-Hypothese.

Der typische PK-Versuch ging folgendermaßen vor sich: Sagen wir, die angesetzte Zahl sei Sieben. Die Versuchsperson mußte beide Würfel im Becher schütteln und auf eine gepolsterte Tischplatte werfen. Die oberliegenden Flächen wurden angesehen, laut genannt und vom Versuchsleiter notiert. Alle die Zahl Sieben ergebenden Kombinationen (6 und 1, 5 und 2, 4 und 3) wurden auf dem Papier mit einem Kreis versehen und die Treffer nach je zwölf Würfeln gezählt. Durchschnittlich war bei zwölf Würfeln mit zwei Zufallstreffern zu rechnen.

Bei diesen Experimenten wurden die Würfel zuerst mit der Hand, später mit einem Becher geworfen. Dann wurden die Würfelbecher innen aufgetaucht, und wir konstruierten besondere Würfeltische. Das Würfeln wurde völlig mechanisiert. Außerdem führten wir allerlei Kontrollmethoden ein. Von Anfang an lagen die PK-Resultate über den „Zufallstreffern“. Es gab niemals auffallend hohe Ergebnisse, und keines war annähernd so hoch wie viele ESP-Ergebnisse. Andererseits aber scheinen bei den Würfeltests mehr Leute einen mittleren Erfolg zu erzielen.

Bald darauf erreichten andere Versuchsleiter an anderen Instituten ähnliche Resultate. Mehr als zwanzig Männer und Frauen der Duke University und von anderswo legten uns ihre Versuchsergebnisse vor, die in ihrer Gesamtheit sehr eindrucksvoll und überzeugend waren.

Hunderttausende von Experimenten zeigten, daß es eine geistige Kraft gibt, welche die Materie beeinflussen kann. Was auch immer Psychokinetik sein und wie immer sie funktionieren mag — jedenfalls ist sie statistisch meßbar. Sie zeigt, daß es eine Beeinflussung der Materie gibt, die, wenn auch schwach und unregelmäßig, so doch bedeutsam ist und durch keine bekannten physikalischen Faktoren oder Energien erklärt werden kann. Trotzdem müssen wir annehmen, daß überall dort, wo Arbeit geleistet wird, auch eine Energie vorhanden ist; und die PK-Berichte beweisen, daß auf das Fallen der Würfel etwas anderes eingewirkt hat als die üblichen Kräfte, mit denen sie geworfen wurden. Es muß also eine Energie geben, die sich in physikalische Wirksamkeit umsetzen läßt: eine geistige Energie.

Aber ist das nicht notwendigerweise ein physikalisches Prozeß? Vielleicht ist das Gehirn mit seiner physischen Eigenenergie für die Wirkung auf die Würfel verantwortlich. Oder wirkt eine unbekannte, geheimnisvolle geistige Funktion direkt auf den Gegenstand? Von der Antwort auf diese Fragen wird es abhängen, wie weit der Geist in das Reich der Materie greift, in das Reich, dem sein eigenes Gehirn angehört. Wenn der Geist das Gehirn umgehen und die rollenden Würfel direkt beeinflussen kann, werden wir unsere Vorstellung von der Reichweite der Geisteskräfte innerhalb der physischen Welt stark erweitern müssen. Demnach läßt das Problem sich zu experimentellen Zwecken auf die einfache Formel bringen: Gehorcht die Psychokinetik physikalischen Gesetzen?

Glücklicherweise waren die PK-Experimente für die Lösung dieses Problems wie geschaffen. Man brauchte die physikalischen Bedingungen oder Faktoren nur zu verändern und die neuen Ergebnisse mit den alten zu vergleichen. Wenn die

Versuche entsprechend den geänderten physikalischen Bedingungen anders ausfielen, so müßte das zugunsten einer physikalischen Hypothese sprechen, wenn nicht, dann wäre erwiesen, daß diese Energie nichts mit einem Vorgang zu tun hat, wie er uns aus der Physik bekannt ist.

Erstens wurde uns bald klar, daß nicht die Gesetze der Dynamik, sondern Interessenmotive, Aufregung und Begeisterung der Würfelnden das Ergebnis bestimmten. Je aufgeschlossener ein Mensch war, je eifriger er die Würfel zu beeinflussen suchte, um so mehr konnte er sie beeinflussen.

Wir versuchten es auch mit verschiedenen großen Würfeln. Worum es sich bei der PK-Kraft auch handeln mag — sie hängt auch von der Schwerkraft ab. Beim Fallen der Würfel wirken diese beiden Kräfte zusammen. Aber die Schwerkraft, die sich im Gewicht der Würfel ausdrückt, schien die Ergebnisse nicht zu beeinflussen.

Wir haben PK-Versuche auf Entfernung durchgeführt, deren Resultate gegen eine physikalische Hypothese sprechen. Bei einem Versuch an der Duke University waren Versuchspersonen und Würfel acht Meter voneinander entfernt. Die Versuchsperson zog an einer Schnur; die setzte einen Apparat in Bewegung, der die Würfel nach dem Gesetz der Schwerkraft fallen ließ. Die Ergebnisse waren trotzdem genau so gut. Tatsächlich kann kaum daran gezweifelt werden, daß es sich bei der Psychokinetik um etwas Nichtphysikalisches handelt. Die sehr verschiedenen Versuche und die trotzdem gleichbleibenden Ergebnisse zeigen, daß sie den Gesetzen der Mechanik nicht gehorchen. Psychokinetik beeinflußt, so schwach und unregelmäßig sie auch ist, das physische Objekt auf Grund einer verstandesmäßigen Absicht und Lenkung.

Nicht das Gehirn eines physikalischen Vorgangs, sondern der Geist als nichtphysikalische Kraft beeinflußt die rollenden Würfel!

Diese Tatsache gibt uns mancherlei zu denken. Wohin werden die Folgerungen der Psychokinetik uns führen? Wie winzig auch die erzielten Wirkungen sein mögen — der PK-Prozeß scheint unabhängig von den Gesetzen der Materie vor

sich zu gehen. Was ist die treibende Kraft? Welches sind ihre Grenzen? Wenn Größe, Dichtigkeit, Anzahl, Entfernung, Form und dergleichen keinen Einfluß haben — was beeinflußt sie dann? Das sind die Hauptfragen für die weitere Forschung.

Eines ist jedenfalls klar: ESP und PK stellen eine Art Einheit dar. Die Anhäufung überzeugender Beweise läßt darauf schließen, daß sie verschiedene Manifestationen ein und desselben Grundvorgangs sind. Beide sind mit den Begriffen der bekannten physikalischen Gesetze nicht zu erklären. Jeder Umstand, der bekanntermaßen einen Vorgang beeinflußt, wirkt ähnlich auch auf einen anderen Vorgang. Eine Ausnahme von dieser Regel ist uns noch nicht begegnet.

Wir können nicht behaupten, daß jeder Mensch die ESP- oder PK-Fähigkeit so weit besitzt, daß er sie auf Befehl zuverlässig vorführen kann. Die besten Versuchspersonen können bei einer Sitzung gute Ergebnisse zeitigen und in der nächsten, auch unter gleichen Bedingungen, versagen.

Jede Ablenkung, die die Konzentrationsfähigkeit der Versuchsperson bei beiden Experimenten verringert, setzt auch die Versuchsergebnisse herab. Wenn bei den ersten ESP-Versuchen an der Duke University Besucher anwesend waren, sanken die Ergebnisse zunächst auf das Zufallsniveau; hatte die Versuchsperson sich an die Besucher gewöhnt, dann stiegen die Ergebnisse wieder an.

Ein Student höheren Semesters von der Duke University, eine geeignete Versuchsperson für PK-Tests, machte ein aufschlußreiches „Ablenkungs“-Experiment. Allein mit einem Beobachter, der die Ergebnisse notierte, würfelte er viele Male hintereinander. Das Ergebnis lag weit über dem Zufallsniveau. Dann würfelte er ebensooft, während ein anderer Student absichtlich seine Aufmerksamkeit abzulenken und seine Sicherheit zu erschüttern suchte. Die Wirkung der Ablenkung war unverkennbar: diesmal fiel sein Ergebnis nicht nur auf das Zufallsniveau, sondern lag noch tiefer.

Welche Rolle die Konzentration bei den ESP- und PK-Phänomenen spielt, zeigte noch klarer folgender spannender Versuch: Wir gaben der Versuchsperson etwas Schlafpulver

— nur um sie schläfrig zu machen, nicht um sie ganz einzuschläfern. Das setzte ihre Fähigkeit so weit herab, daß sie in ihren Leistungen die Zufallsquote nicht überschritt. Nach starken Koffeindosen als Gegengift gegen das Narkotikum stiegen die Ergebnisse der Versuchsperson auf ihre normalen Durchschnitte an. Ähnliche PK-Experimente lassen darauf schließen, daß sowohl Narkotika wie anregende Mittel die PK-Fähigkeit beeinträchtigen oder fördern.

Ablenkung und Müdigkeit scheinen demnach abstumpfend zu wirken. Umgekehrt scheint geistige Frische diese Fähigkeit zu steigern, und eine außerordentlich hochgradige Konzentration ruft gelegentlich verblüffende Resultate hervor.

In „New Frontiers of the Mind“ (Die neuen Grenzen des Geistes) habe ich erzählt, wie ein Student alle 25 Karten eines ESP-Spiels richtig getroffen hatte. Vor jedem Versuch wurde eine scherzhafte Wette abgeschlossen, er werde die nächste Karte nicht richtig bestimmen. Dies spornte ihn offensichtlich zu stärkster Konzentration an. Die Wette war nichts anderes als ein Mittel, ihn in Hochspannung zu versetzen. Derartige Anregungen haben bei ESP- und PK-Tests manchmal Wunder gewirkt, sie müssen jedoch unvorbereitet erfolgen, sie versagen, wenn sie zur Gewohnheit werden.“

## HELLSEHEN UND HELLSEHER

*Mir ist, als hörte ich ein einziges Chor  
von hunderttausend Narren sprechen.*

GOETHE

### Betrug herrscht vor!

Hellsehen und Telepathie sind verwandte Gebiete, doch wird das Hellsehen dem Gedankenlesen übergeordnet, da es ferne materielle Ereignisse „sieht“ und nicht nur Gedankeninhalte aufgenommen werden. Viele Forscher lehnen es ab, das Hellsehen, so wie es eben gekennzeichnet wurde, anzuerkennen und verweisen es in den Rahmen der Telepathie.

Als „Hellsehen“ wird auch das Vorausschauen, die Prophetie, bezeichnet. Bislang ist von in Erfüllung gegangenen Hellsehweissagungen wenig bekanntgeworden. Gewiß haben einige begabte „Hellseher“, wie zum Beispiel Hanussen, eine Reihe von Treffern zu buchen, die aber mit wahrer Prophetie nichts zu tun haben. Wir werden noch Gelegenheit haben, über das Tun und Treiben falscher Propheten zu berichten. Als Beispiel für einen berühmten Hellseher sei hier der Fall Swedenborgs erwähnt, der durch Aufzeichnungen Immanuel Kants bekanntgeworden ist:

„Am 1. September 1759 kam Swedenborg nach Schweden zurück und ging nachmittags vier Uhr in Gothenburg an Land. Er wurde gleich von einem Freund in eine Gesellschaft eingeladen. Um sechs verließ er die Gesellschaft, kam aber nach einem Augenblick bleich und entsetzt zurück. Er erzählte, daß ein großes Feuer in Stockholm wüte. Er war sehr unruhig und ging häufig hinaus in die frische Luft. Gegen acht Uhr erzählte er, daß das Feuer gelöscht sei, gerade drei Häuser vor seiner eigenen Wohnung in Stockholm. Diese Angaben Swedenborgs verbreiteten sich natürlich sofort in der Stadt und kamen auch dem Gouverneur zu Ohren. Am nächsten Morgen ließ er Swedenborg zu sich bitten, welcher

ihm alle Einzelheiten des Brandes beschrieb. Erst Montagabend kam eine Stafette von Stockholm nach Gothenburg und Dienstag morgen ein königlicher Kurier. Die Berichte dieser Boten stimmten genau mit Swedenborgs Beschreibungen überein.“

„Demgegenüber ist bemerkenswert“, so schreibt ein bedeutender Kritiker okkultistischer Phänomene, Dr. Alfred Lehmann, „daß Kant den Bericht erst sechs Jahre nach der Begebenheit geschrieben hat. Er hatte seine Aufzeichnungen von einem Freund, der selbst in den beiden Städten gewesen war und mit Augenzeugen gesprochen hatte, die sich der merkwürdigen Geschichte noch genau erinnerten. Man wird einem solchen Bericht, auch wenn er von Kant stammt, nicht ohne weiteres objektive Zuverlässigkeit zuerkennen dürfen. Ein Bericht, der erst nach sechs Jahren geschrieben ist, kann nur dann als vollkommen beweisend gelten, wenn alle Voraussetzungen für seine objektive Zuverlässigkeit gegeben sind. Das ist aber hier nicht der Fall. Wer die Freunde waren, die den Vorfall erzählten, und von wem diese ihn gehört hatten, ist nicht erkennbar. Wer sich mit den modernen Forschungen über Aussagepsychologie beschäftigt hat, wird über die Zuverlässigkeit solcher Berichte nicht im Zweifel sein. Man weiß auch, wie lebhaft die Legendenbildung bei solchen Dingen beteiligt ist. Jeder setzt gern etwas zu, während ursprünglich das objektiv Richtige ganz harmlos ist.“

Manchmal zeigen Zauberkünstler ihr „hellseherisches“ Können, allerdings stets mit dem Hinweis, daß sich alle Vorgänge durchaus real erklären ließen. Gleiche Experimente werden oft von Leuten wie Hanussen als echtes Hellsehen mit etwas mehr mystischem Drum und Dran vorgeführt und sind dann reiner Betrug.

Nennen wir den Vorführenden X. Er läßt vom Publikum Zettel, mit irgendwelchen Fragen versehen und zusammengefaltet, in Umschlägen verschließen. Die Umschläge werden eingesammelt, gemischt und X überreicht. — X greift einen Umschlag heraus, hält ihn an die Stirn gepreßt und beantwortet die niedergeschriebene Frage. Dann erst entnimmt er

das Blatt der Hülle und liest zur Bestätigung der richtigen Antwort auf die gestellte Frage den Inhalt vor. Das Ganze wirkt durchaus überzeugend, obwohl der Trick sehr einfach ist. Den eingesammelten Umschlägen wurde unmerklich ein weiterer mit einer Herrn X bekannten Frage hinzugefügt. Auf Grund irgendeines Kennzeichens, zum Beispiel durch ein nur um Millimeterteile größeres Format, ist X in der Lage, diesen Umschlag entsprechend zu rangieren. Das geschieht übrigens nur aus Sicherheitsgründen für den Fall einer späteren Kontrolle. X nimmt den ersten Umschlag an die Stirne und beantwortet die ihm bekannte eingeschmuggelte Frage. Dann öffnet er die Hülle und liest für sich die ihm bislang unbekannte nächste Frage, während er die eingeschmuggelte Frage laut bekanntgibt. Beim nächsten Umschlag beantwortet er die vorangegangene Frage und so weiter bis zum Schluß, zu dem er die vorbereitete Hülle öffnet und zugleich die vorletzte Frage beantwortet. Man sieht: es begibt sich durchaus nichts Geheimnisvolles.

Manch ein ernster Forscher ist auf ähnliche Tricks hereingefallen, so Professor Schottelius, ein namhafter Hygieniker. Er veröffentlichte 1913 eine Reihe von Aufsätzen über einen Hellseher namens Ludwig Kahn. Da heißt es etwa:

„Es handelt sich im nachfolgenden Bericht um einen Menschen, der — so unglaublich es klingen mag — imstande ist, den ihm unbekanntem Inhalt zusammengefalteter beschriebener Zettel, die in der fest geschlossenen Hand des Beobachters gehalten werden, ohne weiteres zu lesen, als wenn der Inhalt offen vor seinem körperlichen Auge läge. Mir liegen die Akten eines Prozesses vor, in dem durch die ärztlichen Sachverständigen diese allen optischen Gesetzen widersprechende Tatsache unter Eid bestätigt wird. Meine eigenen Versuche, die ich mit dem merkwürdigen Menschen angestellt habe, sowie eine Reihe amtlich beglaubigter Beobachtungen stimmen überein.“

Kahn wurde später des Betruges überführt. Ein anderer, der sich keineswegs als Hellseher ausgab, konnte nach einmaligem Erleben einer Vorführung Kahns das Experiment

nachmachen, so gut nachmachen, daß wiederum Wissenschaftler darauf hereinfließen und an echtes Hellsehen glaubten. Die dann erfolgte Klarstellung führte zur Entlarvung Kahns.

### „Echtes“ Hellsehen

Auch die andere Seite soll zu Wort kommen:

Dr. Schmeiing, ein Forscher, der sich sehr ernsthaft mit parapsychologischen Fragen befaßt hat und unter Tausenden von Fällen, die er untersuchte, nur wenige gelten ließ, berichtet folgenden Fall, den er als „echtes“ Hellsehen bezeichnet:

„Ein junges Mädchen fährt zu Weihnachten 1917 zu ihren Eltern nach Posen; der im Felde stehende Bruder wird erwartet, seine Heimkunft verzögert sich aber, das Mädchen muß nach Hannover zurück in ihren Pflichtenkreis. Im D-Zug — draußen war es Nacht — blickt sie durch das Fenster und sieht einen Namen in Druckschrift. Allmählich unterscheidet sie Vor- und Familiennamen des Bruders. Weitere Zeilen werden deutlich, und schließlich steht im Fenster die vollständige Todesanzeige des Bruders in allen Einzelheiten. Nachdem das Bild einmal vollständig war, blieb es stehen. Solange der D-Zug auf größeren Stationen hielt, war es verschwunden, erschien aber sofort wieder, sobald es draußen dunkel wurde; auch die vorüberhuschenden Lichter der kleineren Stationen, an denen der Zug nicht hielt, störten nicht. Auch Wegwenden des Blickes hatte keinen Erfolg, die Erscheinung war wieder sichtbar, sobald der Blick zurückkehrte, und sie verschwand endgültig erst bei der Ankunft in Hannover. Zehn Tage später wird der Bruder als Flieger abgeschossen; die Todesanzeige, die der Vater abfaßte, hatte genau den Wortlaut und die Druckschrift dieses hartnäckigen Vorgesichts.“

Zu der Frage des Hellsehens in die Zukunft macht der vorher erwähnte Leiter des parapsychologischen Instituts der amerikanischen Duke University sehr interessante Ausführungen:

„Zu allen Zeiten haben die Menschen vor der Gabe, künftige Ereignisse vorauszusagen, Ehrfurcht empfunden. Aber auch im Leben gewöhnlicher Sterblicher tauchen häufig unvermittelt scheinbare Vorahnungen bevorstehender Ereignisse auf. Beispielsweise ist es oft vorgekommen, daß jemand eine Seereise vorhatte und von einem Schiffbruch oder einer anderen Katastrophe träumte oder das unerklärliche Gefühl kommenden Unheils hatte und daß sein Traum oder seine Vorahnung durch die Ereignisse bestätigt wurde. Wenn auch die Ungenauigkeit von Aussage, Deutung und anderen Faktoren die Beurteilung erschwert, so müssen diese Ahnungen ihrer Häufigkeit wegen zweifellos untersucht werden. Aber soviel ich weiß, sind bis zur Forschung an der Duke University im Jahre 1933 keine systematischen Experimente über die Gabe des Prophezeiens angestellt worden.

Auf den ersten Blick scheint die Wahrnehmung eines Ereignisses, das noch nicht stattgefunden hat, unmöglich zu sein. Aber ‚die Wissenschaft kennt kein Unmöglich‘, und die Theorie muß sich stets nach den Tatsachen richten. Wenn genügend Beweise für das Auftreten eines Phänomens zusammenkommen, muß die wissenschaftliche Theorie so abgeändert werden, daß sie die neue Entdeckung aufnehmen kann. Erweist es sich also, daß es ein Vorherwissen gibt, dann muß die Wissenschaft in ihrem Weltbild Platz dafür finden. Bei unseren ersten derartigen Versuchen sollte die Versuchsperson voraussagen, in welcher Reihenfolge die Karten nach dem Mischen liegen würden (es handelt sich dabei um die im vorigen Kapitel beschriebenen ESP-Karten).

Die richtigen Voraussagen, die bei mehr als 4500maligen Versuchen erzielt wurden, schalteten die Annahme, daß es sich um einen bloßen Zufall handelte, im Verhältnis 400000:1 aus.

Sobald wir positive Resultate erzielt hatten, begannen wir nach eventuellen Fehlerquellen zu suchen und beschlossen, die Karten nicht mehr mit der Hand, sondern maschinell zu mischen. Mit dieser neuen Methode wurden vier verschiedene und voneinander unabhängige Versuchsreihen mit Karten

durchgeführt, die alle bedeutungsvolle Ergebnisse hatten. So war auf einer breiteren Basis erneut bestätigt, daß man Dinge im Voraus wissen kann.

Aber konnte nicht etwa die Versuchsperson oder der Versuchsleiter die Mischmaschine direkt beeinflussen? Das heißt: spielten irgendwelche psychokinetischen Einflüsse mit?

Der Gedanke an eine Art Macht des ‚Geistes über die Materie‘ — die Fähigkeit, Gegenstände auf unbewußte Art zu beeinflussen — durfte bei einer Untersuchung wie der unsrigen nicht außer acht gelassen werden. Und wirklich hatten uns, wie ich gleich erklären will, bereits laufende Versuche im Duke-Institut veranlaßt, solche Möglichkeiten ernsthaft ins Auge zu fassen. Deshalb waren bei diesen Versuchen neue Sicherungen erforderlich.

Um jede direkte gedankliche Beeinflussung der Karten in der Mischmaschine auszuschalten, beschlossen wir, die Karten entsprechend den veröffentlichten höchsten und niedrigsten Tagestemperaturen abzuheben. Wir einigten uns auf einen bestimmten Schlüssel, nach dem die Zahlen benutzt wurden. Dieses Verfahren gab dem Zufall oder dem menschlichen Einfluß keinerlei Spielraum — es sei denn, die Temperatur selbst wäre solchem Einfluß unterworfen.

Auf dieser Grundlage haben ein Kollege und ich zwei Reihen von Vorhersageexperimenten durchgeführt, und beide Reihen erbrachten wichtige statistische Ergebnisse. Nach dem jetzigen Stand unserer Arbeit ist die Tatsache, daß es Voraussagen gibt, in hohem Maße evident.

Noch kann keiner sagen, wohin ein solcher Nachweis uns führen wird. Wir werden unser Denken nur schwer den weitreichenden Folgerungen anpassen können, die sich aus dem Begriff des Vorhersagens ergeben. Der Wissenschaft ist dieser Begriff etwas völlig Fremdes. Wenn wir aber bedenken, daß wir noch nicht einmal das Gedächtnis, das rückwärts gewandte Schauen des Geistes, erkannt haben, dann wird uns die Vorstellung einer Vorwärtsschau viel weniger erschrecken.“

## Phänomene um Leonora Piper

Wie sorgfältig jene Forscher vorgehen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, parapsychologische Rätsel zu lösen, geht aus einem Bericht hervor, der in der Zeitschrift „The American Mercury“ veröffentlicht wurde.

Die Hauptfigur darin ist eine Frau, Mrs. Leonora Piper. Sie war einem bedeutenden amerikanischen Psychologen, Professor William James, aufgefallen. Er hatte von ihr durch Angehörige seiner Familie gehört, die einer spiritistischen Sitzung beigewohnt hatten, bei der Mrs. Piper als Medium aufgetreten war. Er erklärte ihnen lachend, wie skrupellose Medien es sich zum Prinzip machten, über alle ihre Klienten im voraus Erkundigungen einzuholen, wie sie sich der Hilfe von Agenten bedienten, um von Grabsteinen, aus Adreßbüchern und durch Aushorchen von Dienstboten Informationen zu bekommen, und wie sie wichtige biographische Angaben über etwaige Klienten untereinander austauschten.

Die Ausführungen des Herrn Professors machten jedoch auf seine Damen keinen Eindruck. Verärgert beschloß er, da einmal selbst nach dem Rechten zu sehen, um diesen naiven Weibsbildern exakt zu beweisen, wie sie heringelegt wurden. Aber nach wenigen Sitzungen war James überzeugt, daß es sich bei Frau Piper um mehr als um bloße Taschenspielertricks handelte. Seine Schwiegermutter hatte zum Beispiel schon längere Zeit ein verlegtes Sparkassenbuch gesucht und fragte Frau Piper, wo es wohl sei. Das Medium beschrieb den Ort so genau, daß man das Büchlein gleich nach dem Nachhausekommen fand.

Ein andermal teilte Frau Piper dem Professor mit, seine Tante Kate sei in New York frühmorgens gestorben. Als er eine Stunde später nach Hause kam, fand er ein Telegramm vor: „Tante Kate kurz nach Mitternacht verschieden.“

Immerhin — es war möglich, daß Frau Piper die Familienverhältnisse der James besonders gründlich ausspioniert hatte. So brachte der Professor einen aus Oxford zu Besuch weilenden Kollegen zu einer Séance mit, nachdem Frau Piper bereits

in Trance war. Sie gab die Namen der Eltern des englischen Gelehrten korrekt an, die Krankheit, an der sein Vater gestorben war, und sagte weitere persönliche Dinge über ihn aus, die alle stimmten. Nach einer Reihe solcher Sitzungen vermerkte James: „Ich glaube nun doch, daß sie im Besitz von Kräften ist, die bis heute noch nicht zu erklären sind.“

Als sein Bericht darüber bei der *British Society for Psychical Research* eintraf, reagierte man dort mit hochgezogenen Augenbrauen und bissigen Bemerkungen: wie ein Mann vom Rang Professor James' sich derart leicht hinters Licht führen lassen könne. Ganz offenbar sei hier doch wohl ein erfahrener Fachwissenschaftler nötig. Glücklicherweise hatte man in London den richtigen Mann für diese Aufgabe, Dr. Richard Hodgson, einen ausgezeichneten Spezialisten, der sich die Aufdeckung „parapsychischer Wunder“ zur Lebensaufgabe gemacht hatte.

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Boston hatte Hodgson eine Sitzung bei Frau Piper. James stellte ihn als simplen „Mr. Smith“ vor. Sie nannte prompt seinen richtigen Namen, sagte ihm, seine Mutter und vier weitere Angehörige lebten noch, sein Vater aber und ein jüngerer Bruder seien tot. Auch von einem Vetter Fred sprach sie, der mit ihm in Australien zur Schule gegangen und der Fixeste im Bockspringen gewesen sei. Die Richtigkeit aller dieser Angaben konnte den Engländer lediglich davon überzeugen, daß Frau Piper doch gerissener war, als er angenommen hatte. Hodgson engagierte Privatdetektive, die das Ehepaar Piper daraufhin zu überwachen hatten, ob sie nicht heimlich über etwaige Sitzungsteilnehmer Auskünfte einholten oder jemanden an der Hand hatten, der das für sie besorgte. Für die Séancen wählte er mit Bedacht solche Personen aus, die von weit her kamen und weder in Boston noch überhaupt im Nordosten Amerikas irgendwelchen Anhang hatten. Sie wurden bei den Sitzungen erst hereingeführt, wenn Frau Piper bereits in Trance war und verließen den Raum, bevor sie wieder zu sich kam.

Nachdem Hodgson zwei Jahre ständig auf der Lauer nach Schwindelmanövern gelegen hatte, war er fast soweit, zu-

zugeben, daß Frau Piper am Ende vielleicht doch gewisse paranormale Kräfte besitze. Aber eine letzte Probe müsse sie noch bestehen: er wolle sie ins Ausland mitnehmen, wo sie keinerlei Freunde, keine Familien- oder sonstigen Beziehungen habe, um dort nochmals festzustellen, was sie könne. Frau Piper hatte das Gefühl, wie sie Bekannten gegenüber äußerte, sie müsse wohl nach England fahren, „um zu beweisen, daß sie eine rechtschaffene, ehrliche Frau sei...“ Vom Moment ihres Anlandgehens in Liverpool stand sie ständig unter persönlicher Kontrolle eines Mitgliedes der Britischen Gesellschaft für Parapsychologie, weil man sicher gehen wollte, daß sie nicht mit etwaigen Helfershelfern in Verbindung trat. Als sie Professor Oliver Lodges Gast war — der später für seine hervorragenden wissenschaftlichen Verdienste geadelt wurde —, stellte dessen Frau völlig neues Hauspersonal ein, damit kein Diensthote auch nur die geringste Ahnung von den Lodges oder deren Bekanntenkreis hatte. Der Professor schloß vorsorglich die Familienbibel und alle Alben weg; Frau Piper mußte sogar zulassen, daß er ihr Gepäck nach Lebensläufen oder biographischen Aufzeichnungen über bekannte englische Persönlichkeiten durchsuchte. Er fand nichts.

Nach dreimonatiger Untersuchung mußte die englische Studiengruppe sich eingestehen, daß sie — leider, leider — Frau Piper nicht länger einfach als Schwindlerin abtun könne.

Und was meinte die Hauptperson, um die es sich in dieser Kontroverse drehte, zu alledem? „Was mit mir vorgeht, wenn ich in Trance bin, weiß ich nicht“, pflegte sie zu sagen, „und ich habe auch keine Erklärung für das, was dabei — wie man mir erzählt — passiert...“

Als Frau Piper im Jahre 1898 von einem zweiten Englandaufenthalt wieder zurück war, trat in Amerika ein neuer Zweifler auf den Plan. Professor Hyslop von der Columbia-Universität. Mit Dr. Hodgsons heimlicher Unterstützung hielt er siebzehn Sitzungen mit Frau Piper ab. Um ganz sicherzugehen, daß sie nicht wußte, wer er war, traf er ungewöhnliche Vorkehrungen: er fuhr in geschlossenem Wagen bei ihr

vor, streifte eine Maske über, ehe er ausstieg, und setzte sich, nachdem er auf Zehenspitzen ins Zimmer geschlichen war, hinter Frau Piper. Er sprach niemals auch nur ein Wort.

Frau Piper nannte dem mysteriösen Besucher seinen Namen, auch den seines Vaters, und teilte ihm eine Fülle von Einzelheiten über ihn selbst wie über seine Familie mit. Zum erstenmal in seiner langjährigen Praxis verlor dieser Experte in der Entlarvung von Schwindlern seine kühle Gelehrtenüberlegenheit. Er mußte zugeben, daß Frau Piper Unerklärliches vollbringe. Trotzdem werden ihre hellseherischen Fähigkeiten insofern angezweifelt, als sie durch Telepathie „erklärt“ werden können.

### Die Hellseherin Ursula Kardos

Es sei nicht unterlassen, von einer noch lebenden deutschen Hellseherin zu erzählen, von Ursula Kardos, wenn auch mit allen Vorbehalten. Nach bislang erreichbaren Unterlagen stellt sich ihr Fall wie folgt dar.

Als Ursula Kardos zwölf Jahre alt war, hatte sie eine kleine Dachkammer als Schlafzimmer. An einem Abend hatten die Eltern Gäste, und die Kleine wurde ins Bett geschickt. Aber es dauerte nicht lange, da erschien sie wieder. Im Nachthemd steht sie da und bittet flehend, unten bleiben zu dürfen, sie hätte „rote Flammen“ gesehen, es würde heute nacht auf dem Dachboden brennen. Man lacht sie aus: Dummheiten, gehe ruhig wieder in dein Bettchen. Aber die kleine Ursula beharrt auf ihrer Bitte, unten bleiben zu dürfen, sie wisse ganz genau, daß etwas passieren würde. Schließlich lassen sich die Eltern, mehr, um sie loszuwerden, erweichen und gestatten ihr, die Nacht in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer zuzubringen. Tatsächlich bricht in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages ein Brand auf dem Dachboden des Hauses aus, dem die Schlafkammer des Kindes zum Opfer fällt. Von dieser Zeit an zeigen sich immer häufiger helllichtige Fähigkeiten,

Prophezeiungen verwirklichen sich mit erstaunlicher Sicherheit. Ursula Kardos entwickelt sich zur Frau, zu einer klardenkenden, modernen Frau, die allem Geheimnistuerischen abhold ist, die keine Spur von Hysterie aufweist. Sie hat ihr Gesicht in wachem Zustand, sie braucht weder in Trance noch in Hypnose versetzt zu werden, sie „sieht“ ohne fremdes Zutun Kommendes im wahrsten Sinne des Wortes.

Zur Zeit der Luftangriffe auf Berlin bewahrte sie eine seltsame Ruhe und verstand es, durch ihr Zureden alle Hausbewohner in Sicherheit zu wiegen: „Unser Haus bleibt stehen.“ Tatsächlich steht das Haus mit dem anschließenden Gebäude inmitten eines weiten Trümmerfeldes zwischen Wittenberg- und Nollendorfsplatz heute noch.

Ihre bewußte Tendenz ist es, bei allem, was sie zukunftsschauend sagt, Furcht zu beseitigen, die bei ihr Rat Suchenden zu beruhigen, sie mit einer neuen Zuversicht zu erfüllen. Ursula Kardos führt ein recht zurückgezogenes Dasein, sie verschließt sich aller sensationshungrigen Neugier. Ein Hausbesitzer, der Frau Kardos wegen eines amourösen Abenteuers zu Rate ziehen wollte, wurde sehr kurz mit der Bemerkung abgefertigt, er möge sich lieber um den Keller seines Hauses kümmern, und das schnell; zwei Tage habe er noch Zeit, lasse er sie verstreichen, dann passiere etwas. — Stutzig geworden, veranlaßte der Hausbesitzer eine genauere Untersuchung des Unterbaues seines Besitztums, wobei eine bisher unentdeckte, in den Boden eingewühlte größere Fliiegerbombe entdeckt wurde.

Ihre Prophezeiungen auf hellseherischer Grundlage gehen weit über das Private hinaus. Als sich ihre damalige Voraussage einer Währungsreform erfüllte und die Blockade neue Unsicherheit über Berlin brachte, erklärte sie, die Blockade würde auf friedlichem Wege beigelegt werden und im Mai nächsten Jahres zu Ende sein. Die Prophezeiung bewahrte sich.

Ihre Haltung ist derart, daß auch ihre Gegner sich zur Anerkennung gezwungen sehen. Sie stellt sich wissenschaftlichen Versuchen bereitwillig zur Verfügung. Die Psycho-

logen der Berliner Universität nehmen sie und ihre „Gesichte“ durchaus ernst und geben zu, daß manche ihrer prophetischen Äußerungen immerhin erstaunlichen Charakter haben.



*Ein angeblich aus sieben Metallen zusammengesetzter Taler, der angeblich Krankheiten abwenden sollte*

## GEISTER UND GESPENSTER

*Nicht alle parapsychologischen Phänomene sind Schwindel, und nicht jeder Schwindel ist ein parapsychologisches Phänomen.*

DR. FANNY MOSER

### *Spukberichte aus allen Zeiten*

#### Aus dem ersten Jahrhundert

Plinius der Jüngere erzählt:

„In Athen war ein großes und geräumiges, aber verrufenes und unheilbringendes Haus. In der Stille der Nacht hörte man dort Eisen klirren, und wenn man genauer horchte, Ketten rasseln, zuerst in der Ferne, dann in der Nähe. Bald erschien eine abgehärmte, häßlich abgezehrte Greisengestalt mit langem Bart und struppigen Haaren, die an Händen und Füßen Fesseln und Ketten trug und schüttelte. Die Bewohner durchwachten daher traurige und schreckliche Nächte; auf das Wachen folgte Krankheit und bei zunehmender Angst der Tod. Denn auch bei Tage, wenn das Gespenst verschwunden war, schwebte die Gestalt in der Phantasie vor Augen, und die Furcht dauerte länger als ihre Ursache. Das Haus blieb endlich leer und verödet und ganz dem Gespenst überlassen. Doch wurde bekanntgegeben, ob es jemand kaufen oder mieten wollte, der von diesem Übelstand nichts wüßte. Der Philosoph Athenodoros kommt nach Athen, liest den Anschlag, und da ihm der niedrige Preis verdächtig erscheint, erkundigt er sich, erfährt alles und mietet sich nichtsdestoweniger ein. Als es anfängt Abend zu werden, läßt er sich in dem vordersten Zimmer des Hauses sein Lager bereiten, fordert Schreibtisch, Griffel und Licht und schickt seine Leute in die inneren Gemächer; er selbst richtet Geist, Augen und Hand aufs Schreiben, damit nicht die unbeschäftigte Seele sich die bekannte Gestalt und ein leeres Schattenbild schaffen. Anfangs herrscht, wie überall, Stille der Nacht; bald aber

klings es wie Eisen; Ketten rasseln. Athenodoros blickt sich nicht um, schreibt ruhig weiter, ermutigt seinen Geist und verwahrt ihn gegen die Eindrücke des Gehörs: jetzt wird der Lärm stärker, er nähert sich, jetzt scheint er auf der Schwelle, jetzt im Zimmer zu sein; er blickt auf, sieht und erkennt die beschriebene Gestalt. Sie steht und winkt mit dem Finger, als wollte sie ihn rufen. Auch er gibt ein Zeichen mit der Hand und fährt fort zu schreiben. Da schüttelt sie die Ketten über seinem Haupt, während er schreibt: er blickt auf, und sie winkt wieder, wie vorher. Jetzt zögert er nicht länger, nimmt die Lampe und folgt. Das Gespenst schreitet langsam, wie von den Ketten belastet; nachdem es in den Hof gegangen ist, verschwindet es plötzlich und läßt den Begleiter zurück. Dieser, allein geblieben, bricht Gras und Blätter ab und bezeichnet damit die Stelle. Den folgenden Tag geht er zu den Behörden und verlangt, sie sollten den Ort aufgraben lassen. Man findet Gebeine, die in Ketten geschlagen und damit umschlungen und von dem durch die Zeit und in der Erde verwesenen Körper nackt und entblößt in den Fesseln geblieben waren; sie werden gesammelt und öffentlich bestattet. Von der Zeit war das Haus von dem gebührend bestatteten Manen befreit.“ (Zitiert nach A. von Gleichen-Rußwurm.)

#### Aus dem 18. Jahrhundert

Swedenborg, der schwedische Hellseher, unterhielt einen regen Verkehr mit Geistern. Ihm erschienen nicht nur Personen, die er noch lebend gekannt hatte, sondern er unterhielt sich auch mit den Geistern längst verstorbener bedeutender Männer. Swedenborgs Biograph Musäus berichtet besonders ausführlich von einem Besuch Virgils bei dem Scher, dem zum Teil ein Zeuge beiwohnte:

„Einst, während Swedenborgs Aufenthalt in London, bekam er den Besuch eines jungen Magisters aus Finnland, des später wegen seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit be-

kannten Professors Porthan zu Abo. Dieser, obgleich weit entfernt, ein Swedenborgianer zu sein, hatte, teils aus Neugierde, den wunderbaren Mann zu sehen, teils aus dankbarer Achtung getrieben, sich in Swedenborgs Vorzimmer eingestellt, wo er von dessen Bedienten ersucht wurde zu warten, weil sein Herr einen anderen Fremden bei sich habe.

Porthan hatte zufällig seinen Platz nahe bei der Tür, die zu dem inneren Zimmer führte, eingenommen, und von diesem aus hörte er, daß eine lebhafte Konversation gehalten wurde, die, während man auf und ab ging, dann und wann abgebrochen und von ihm weniger zusammenhängend aufgefaßt wurde. Er vernahm jedoch deutlich, daß das Gespräch in lateinischer Sprache geführt wurde und die römischen Antiquitäten betraf, einen Gegenstand, der das größte Interesse für ihn hatte.

Als er eine Zeitlang zugehört hatte, wurde ihm gar wunderlich zumute, denn er hörte die ganze Zeit nur eine Stimme, von längeren oder kürzeren Pausen unterbrochen, wobei die Stimme von irgend jemanden eine Antwort bekommen zu haben schien, in der sie immerfort Veranlassung zu neuen Fragen fand.

Er nahm indessen als gewiß an, daß derjenige, den er hörte, Swedenborg war, der auch höchst zufrieden mit seinem Gast schien. Wer übrigens dieser wäre, konnte Porthan zwar nicht erforschen, aber doch deutlich erkennen, daß das Gespräch sich um Personen und Verhältnisse in Rom während des Zeitalters des Augustus drehte, sowie auch, daß darunter vieles vorkam, was Swedenborg neu war.

Bald darauf wurde die Tür geöffnet, und Swedenborg, den er aus Porträts kannte, trat mit einer höchst zufriedenen Miene heraus. Mit einem freundlichen Nicken begrüßte er Porthan, war aber doch hauptsächlich mit einem unsichtbaren Gast beschäftigt, den er unter den verbindlichsten Artigkeiten bis an die äußere Tür begleitete, sich ausbittend, bald einen neuen Besuch von ihm zu erhalten. Unmittelbar wandte sich der Geisterseher an Porthan und redete ihn mit einem herzlichen Händedruck folgendermaßen an:

„Herzlich willkommen, Herr Magister! Entschuldigen Sie, daß ich Sie habe warten lassen. Sie sehen aber, daß ich Besuch hatte.“

Erstaunt und verlegen stammelte der arme Porthan hervor: „Ja, es kam mir vor, als ob ich es vernähme.“

„Und würden Sie wohl raten von wem?“

„Unmöglich.“

„Denken Sie einmal, mein Herr, von Virgilius selbst. Und, wissen Sie, er ist ein ungemein angenehmer Mann. Ich habe stets eine gute Meinung von ihm gehabt, und er verdient es; er ist ebenso anspruchslos wie geistreich und dabei höchst interessant und unterhaltend.“

„So habe ich ihn mir auch vorgestellt“, fiel der Magister ein.

„Richtig, und er ist sich auch vollkommen gleichgeblieben.“

Es mag Ihnen vielleicht bekannt sein, daß ich mich in meiner früheren Jugend mit römischer Literatur vielfach beschäftigte und auch einige Carmina verfaßte, die in Skara gedruckt wurden.“

„Ich weiß es, und alle Kenner schätzen sie hoch.“

„Das freut mich; dem sei aber, wie ihm wolle; dies machte die liebste Beschäftigung meiner Jugend aus. Allein, viele Jahre anderer Studien, Beschäftigungen und Gedanken liegen zwischen jener Zeit und der jetzigen. Virgils unerwarteter Besuch hat meine Jugenderinnerungen zurückgerufen; ich fand ihn artig und mittheilsam und befragte ihn daher über viele Dinge, worüber niemand besser Bescheid geben kann. Er hat mir versprochen, daß er bald wiederkommen werde.“

Aus dieser Vision erkennt man klar den abnormen Geisteszustand Swedenborgs. In seiner Jugend hat er sich viel mit lateinischen Dichtungen beschäftigt, und die Erinnerung daran wurde in ihm eines Tages so lebendig, daß er einen der bedeutendsten Vertreter jener Poesie wirklich vor sich zu sehen glaubte. Kein objektiv Denkender wird an die Wirklichkeit der Erscheinung glauben. Die Annahme einer Halluzination liegt auch bedeutend näher, zumal wir aus vielen Fällen mit Sicherheit wissen, daß geeignete Personen einen ganz konkreten Eindruck des halluzinierten Gegenstandes haben.“

Der berühmte schwedische Forscher Linné schrieb einmal: „Um zwölf Uhr in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1765 hört meine Frau, daß jemand lange und mit schweren Schritten in meinem Museum auf und ab geht, und weckt mich. Ich höre es auch sehr gut, obgleich ich weiß, daß niemand dort ist, die Türen verschlossen sind und der Schlüssel bei mir ist. Nach einigen Tagen erhalte ich Nachricht, daß mein besonderer vertrauter Freund, der Kommissar Karl Clerk, zur selben Stunde gestorben sei, und wahrlich, der Gang war dem seinigen so gleich, daß, wenn ich in Stockholm ihn gehört, ich Clerk am Gange erkannt haben würde.“

#### Aus dem 19. Jahrhundert

Ein weltberühmter Geisterbeschwörer war Daniel Home. Eine kleine Episode, bei der er 1857 einer Einladung Napoleons III. und der Kaiserin Eugenie folgte, ist hier wiedergegeben:

Während dieser ersten Séance wurden des Kaisers kalte Augen nachdenklich. Er war selber ein recht guter Amateurzauberkünstler, doch die Klopfzeichen antworteten ihm auf Fragen, die er nur *dachte*.

Und die Kaiserin eroberte Home im Sturm. Er bat sie, die Hand unter den Tisch zu halten, und murmelte dabei, sollte eine andere Hand die ihrige ergreifen, werde es eine sein, vor der sie nicht zu erschrecken brauche. Alles wartete gespannt. „Die Hand meines Vaters!“ hauchte sie gleich darauf, voll ungläubigen Staunens. Auch der Kaiser berührte die Hand, und beide Majestäten erkannten, wie sie sagten, die Hand an einer charakteristischen Narbe.

Das Glanzstück dieser Galaséance kam, als ein schwachleuchtendes Nebelgebilde, langsam deutlichere Formen annehmend, zu einer Männerhand wurde, die einen Crayon ergriff und den Namen Napoleon hinkritzelte. Der Kaiser erklärte, das sei ohne Zweifel Bonapartes Unterschrift.

Eugenie bat, die Hand jenes Großen küssen zu dürfen, dem sie soviel verdankten, und die Geisterhand hob sich ihren Lippen entgegen, ehe sie verschwand.

Der Kaiser ließ sofort Professoren von der Sorbonne kommen, in der Hoffnung, sie würden die Phänomene als Effekte der „Elektrizität“ erklären — damals noch eine Laboratoriumskuriosität und kaum weniger mysteriös als Teleplasma. Das Gutachten der Professoren aber lief darauf hinaus, daß der Kaiser faktisch gar nicht gesehen haben könne, was er — gerade erst hatte er es ihnen Punkt für Punkt erläutert — gesehen *hatte*.

Der im folgenden geschilderte Vorfall hat eine besondere geschichtliche Bedeutung, weil er den Anlaß zu der ganzen spiritistischen Bewegung gab.

„In dem kleinen Dorf Hydesville in der Grafschaft Wayne (Nordamerika) wurde ein Mann nachts durch Klopfen an seine Tür geweckt. Es war indes niemand da. Kaum hatte er sich ins Bett gelegt, als es wiederum klopfte, und dieses wiederholte sich mehrere Male, ohne daß er die Ursachen entdecken konnte. Einige Zeit nachher wachte seine kleine Tochter um Mitternacht mit einem Schrei auf und erzählte, eine kalte Hand sei ihr über das Gesicht gefahren. Dann hörte man nichts mehr von der Sache, bis achtzehn Monate später ein angesehener Methodist, Fox, mit Frau und drei Töchtern in das Dorf kam.

Im Februar 1848 fing eines Abends, als die Kinder zu Bett gebracht waren, das eigentümliche Klopfen wiederum an. Eines der Kinder begann aus Spaß zu knipsen, und das Klopfen erfolgte im selben Takt. Das Kind rief: „Zähle nun eins, zwei, drei, vier“ usw.; vor jeder Zahl klatschte es in die Hände. Das unbekannte Wesen klopfte in derselben Weise. Frau Fox forderte es nun auf, bis zehn zu zählen, worauf zehn Schläge gehört wurden. Sie fragte dann nach dem Alter der Kinder, für jedes einzelne wurde die richtige Anzahl Schläge gegeben. Die Frau fragte dann, ob es ein menschliches Wesen sei, das diesen Lärm mache; aber es kam keine Antwort. Sie fragte dann, ob es ein Geist sei; wenn es der Fall sei, so solle

dieses durch zwei Schläge bestätigt werden. Es klopfte zweimal. Sie fragte nun weiter und erfuhr, daß der Geist hier auf Erden Krämer gewesen sei, in demselben Hause gewohnt habe, ermordet und im Keller begraben worden sei.

Bei der Untersuchung fand man später auch wirklich im Keller einen Unterkiefer und einige Haare; ob sie aber von einem Menschen herrührten, wurde nicht festgestellt. Die Sache erregte Aufsehen, die Nachbarn strömten herbei, um das Klopfen zu hören, das sich stets in der darauffolgenden Zeit wiederholte; niemand konnte die Ursache entdecken. Die Familie Fox wurde als vom Teufel besessen angesehen und aus der Methodistenkirche ausgestoßen; kurz darauf zog sie nach der Stadt Rochester.

Hier ging das Klopfen wieder los und erregte dasselbe Aufsehen wie früher. Da es nur in Gegenwart der Kinder stattfand, nahm man ganz natürlich an, daß sie in irgendeiner Weise den ganzen Lärm verursachten.

Es wurde deshalb ein Komitee aus den angesehensten Männern der Stadt eingesetzt, das die Sache untersuchen sollte. Dieses ging sorgfältig zu Werke; es stellte die Kinder barfuß auf Kissen und vergewisserte sich, daß sie keinen Apparat hatten, mit dem sie die Laute hervorrufen konnten. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel hörte man das Klopfen im Fußboden und in den Wänden; es war aber nicht möglich, die Ursache zu entdecken.

Viele Menschen kamen nun des Abends zu Familie Fox, um dies berüchtigte Klopfen zu hören; man versammelte sich gewöhnlich um einen größeren Tisch, und nun schienen die Laute von diesem auszugehen. Auf solche Weise wurde das Tischklopfen und kurz darauf auch die Bewegung des Tisches, das Tischrücken, entdeckt. Mehrere Personen fanden nun, daß auch in ihrer Nähe solche Laute und Bewegungen entstehen konnten, während dieses bei anderen Leuten niemals geschah; damit war also die besondere Gabe der Mediumität festgestellt.

Es wurden dann zuerst in Rochester und später in den Nachbarstädten öffentliche Vorträge über diese merkwürdigen

Phänomene gehalten. Die Sache wurde dadurch in weiteren Kreisen bekannt; man fing überall an, mit den Tischen zu experimentieren, und in kurzer Zeit verbreitete sich die Bewegung über ganz Amerika und griff nach Europa über.“

Der englische Naturforscher Sir William Crookes, der Entdecker des Elementes Thallium, hat sich sehr eingehend mit spiritistischen Fragen beschäftigt. Ein junges Mädchen, Florence Cook, damals fünfzehnjährig, diente ihm als Medium. Er hatte es bevorzugt, weil er bei ihrer Jugend betrügerische Momente ausschalten konnte. Er und seine Freunde haben länger als zwei Jahre mit dem Mädchen experimentiert und dabei geradezu Ungeheuerliches erlebt.

Florence Cook behauptete, seit einem Jahr oft neben sich den Schatten eines jungen Mädchens gesehen zu haben, das sie liebgewonnen hatte und das ihr sagte, in der anderen Welt heiße es Katie King, aber während eines ihrer Erdenleben sei es als Annie Morgan eine Hofdame aus der Zeit der Königin Anna gewesen. Nach Crookes' Bericht ist ihm der Geist Katie Kings sehr häufig erschienen. Er hat ihn gleichzeitig mit vielen anderen Personen zahlreiche Male gesehen, mit ihm gesprochen, ihn berührt, ja er ist mit ihm (oder mit ihr?) in ein gewisses freundschaftliches Verhältnis getreten. Hören wir einige Abschnitte aus den Berichten, in denen der Gelehrte über diese gewiß eigentümlichen Begebenheiten Mitteilung macht:

„Ich trat vorsichtig in das Zimmer ein: drinnen herrschte Dunkelheit, tastend suchte ich Fräulein Cook. Ich fand sie, auf dem Boden hockend . . .

Ich hob die Lampe und sah mich um; da erblickte ich Katie King, die ganz nahe hinter Fräulein Cook stand. Sie war mit einem weißen flatternden Gewand bekleidet . . .

Ich hielt eine Hand Fräulein Cooks in der meinen, kniete wieder nieder, hob und senkte die Lampe, sowohl um Katies ganze Gestalt zu beleuchten, als auch um mich völlig zu überzeugen, daß ich tatsächlich die wirkliche Katie sah . . . Sie sprach nicht, aber sie bewegte den Kopf als Erkennungszeichen. Dreimal prüfte ich sorgfältig das vor mir kauernde

Fräulein Cook, um mich zu vergewissern, daß die Hand, die ich festhielt, wohl die einer lebenden Frau war, und dreimal wandte ich die Lampe auf Katie, um sie mit der größten Genauigkeit zu beobachten, so lange, bis ich nicht mehr den geringsten Zweifel hatte, daß sie wirklich vor mir stand . . .

Katie zeigte sich bei mir sehr regelmäßig und erlaubte mir, sie bei künstlicher Beleuchtung zu fotografieren. Zu diesem Zweck wurden fünf vollständige Fotoapparate vorbereitet. Sie sollten alle zu gleicher Zeit auf Katie gerichtet werden jedesmal, wenn sie ihr Bild abnehmen lassen wollte . . .

Eine der interessantesten Fotografien ist die, auf der ich neben Katie stehe; ihr nackter Fuß ruht auf einer bestimmten Stelle des Bodens. Hierauf kleidete ich Fräulein Cook genau so wie Katie; wir beide stellten uns in dieselbe Lage, und wir wurden von den gleichen Objektiven fotografiert, die in genau derselben Stellung waren wie bei dem anderen Experiment und auch von demselben Licht beleuchtet wurden. Wenn diese beiden Abbildungen aufeinander gelegt werden, stimmen meine beiden Fotografien in Größe usw. genau überein, aber Katie ist um einen halben Kopf größer als Fräulein Cook und sieht neben ihr wie eine kräftige Frau aus. Auf vielen Bildern sind ihr Gesicht und ihr Körper wesentlich von dem des Mediums verschieden, und die Fotografien zeigen auch mehrere andere Verschiedenheiten. (Dies soll zum Beweis dienen, daß der Geist und das Medium nicht identisch gewesen seien.)

Doch die Fotografie ist ebenso unfähig, die regelmäßige Schönheit von Katies Antlitz wiederzugeben, wie Worte den Liebreiz ihres Wesens beschreiben können. Die Fotografie kann freilich die Stellung abzeichnen, aber wie könnte sie die leuchtende Reinheit ihres Teints oder den stets wechselnden Ausdruck ihrer so beweglichen Züge wiedergeben, die bald von Trauer umdüstert, wenn sie einige bittere Ereignisse ihres vergangenen Lebens erzählt, bald mit der Unschuld eines jungen Mädchens lächeln, wenn sie meine Kinder um sich versammelt und sie durch die Erzählungen ihrer in Indien erlebten Abenteuer unterhält . . .

Eines Abends zählte ich Katies Pulsschläge: ihr Puls klopfte regelmäßig 75mal, während der Fräulein Cooks wenige Augenblicke später 90mal schlug, ihre normale Ziffer. Als ich mein Ohr an Katies Brust legte, konnte ich im Inneren ein Herz klopfen hören, und seine Schläge waren noch regelmäßiger als die Herzschläge Fräulein Cooks, als sie mir nach der Sitzung denselben Versuch erlaubte. Katies Lungen, die auf die gleiche Weise geprüft wurden, schienen gesünder als die ihres Mediums Fräulein Cook, die zu jener Zeit wegen ihres chronischen Katarrhs in ärztlicher Behandlung stand.“

Katie King zeigte sich in solcher und ähnlicher Weise während dreier Jahre, worauf sie auf Nimmerwiedersehen verschwand, leider ohne Berichte über die andere Welt zu hinterlassen, aus der sie kam und in die sie zurückkehrte. Nach dem im vorigen Abschnitt Gesagten wissen wir, was wir von den Begebenheiten zu halten haben, zumal die Berichte hierüber ganz besonders jeder verlässlichen Methode entgegengesetzt sind.

Fräulein Cook ist übrigens später mehrmals des Betruges überführt worden, so am 9. Januar 1880, wo in einer Sitzung der „British association of spiritualists“ der Geist Mary als das nur mit Flanellunterzeug und Korsett bekleidete Medium festgestellt wurde. Geheimnisvolle Fähigkeiten, wenn auch nicht gerade spiritistischer Art, muß Fräulein Cook aber doch besessen haben, da es ihr gelang, vor Crookes und seinen Freunden einen so großartigen Betrug jahrelang durchzuführen.

In Flammarions bekanntem Sammelwerk „L'Inconnu“ berichtet Madame B. de L. in Lacapelle vom Sterben ihrer fünfzehnjährigen Tochter am 2. Mai 1894. Zwei Nächte vor dem Tode wachte sie selbst in einem Nebenraum, dessen zum Krankenzimmer führende Tür offenstand, und eine Pflegerin in diesem selbst. Die Kranke schlummerte. Plötzlich erhellte ein starkes Licht, vergleichbar der Mittagssonne im August, das Zimmer. „Ich rief sofort nach der Wärterin, die aber nicht gleich antwortete. Inzwischen war ich schon am Bett meiner Tochter, aber das Licht war erloschen. Die Pflegerin

schien entsetzt und gab keine Antwort auf meine Fragen: aber am Tage darauf sagte sie ihren Vertrauten und sagt es noch jedermann, daß sie meinen Mann, der sechs Monate vorher gestorben war, zu Füßen des Bettes meiner Tochter gesehen habe.“

### Aus dem 20. Jahrhundert

Der damalige französische Botschafter in St. Petersburg, Maurice Paléologue, erzählt in seinem Buch „Am Zarenhofe während des Weltkrieges“ von einem Magier und Geisterbeschwörer namens Papus:

„Die Pflege der Geheimwissenschaften stand bei den Russen stets in hoher Gunst; seit Swedenborg und der Baronin von Krüdener haben alle Spiritisten und Alluminanten, alle Magnetiseurs und Wahrsager, alle Hohenpriester der Geheimlehre und Wundertätigkeit an den Ufern der Newa einen wohlwollenden Empfang gefunden.

Im Jahre 1906 war der Erneuerer des französischen Hermetismus, der Magier Papus, mit seinem wahren Namen Dr. Encasse, nach St. Petersburg gekommen, wo er sich bald einen treuen Kundenkreis erwarb. Man hatte ihn in den folgenden Jahren, während des Aufenthaltes seines guten Freundes, des Therapeuten Philippe aus Lyon, öfter wiedergesehen. Der Kaiser und die Kaiserin beehrten ihn mit ihrem vollkommensten Vertrauen; sein letzter Besuch fand im Monat Februar 1906 statt. Nun melden uns die Zeitungen, die uns auf dem Wege über Skandinavien aus Frankreich zugekommen sind, daß Papus am 26. Oktober gestorben sei. Ich gestehe, daß diese Nachricht meine Aufmerksamkeit auch nicht einen Augenblick fesselte; aber sie hat in den Kreisen derjenigen, die seinerzeit den ‚geistigen Meister‘ gekannt hatten, wie ihn seine begeisterten Jünger unter sich nannten, große Bestürzung hervorgerufen.

Frau R., die gleichzeitig eine Anhängerin des Spiritismus und eine ergebene Freundin Rasputins ist, erklärt mir diese Be-

stürzung durch eine seltsame Voraussage, die unbedingt vermerkt werden muß, da der ‚Tod Papus‘ nichts weniger als den bevorstehenden Zusammenbruch des Zarismus prophezeien würde. Und zwar folgendermaßen:

Anfangs Oktober 1905 wurde Papus durch einige seiner hochgestellten Getreuen, die seiner Erleuchtung in der furchtbaren Krisis, welche Rußland damals durchmachte, ganz besonders bedurften, nach Petrograd berufen. Die Katastrophe in der Mandschurei hatte in allen Teilen des Reiches revolutionäre Unruhen, blutige Aufstände, Plünderungen, Metzereien, Brandlegungen, Ausschreitungen aller Art hervorgerufen. Der Kaiser lebte in schrecklicher Angst und konnte sich nicht entschließen, unter den widersprechenden leidenschaftlichen Ratschlägen, mit denen ihn seine Angehörigen, Minister, Würdenträger, Generäle, sein ganzer Hofstaat täglich verfolgten, eine Wahl zu treffen . . .

Gerade an dem Tage, an welchem Papus in St. Petersburg eintraf, verbreitete ein Aufstand Angst und Schrecken in Moskau, während ein geheimnisvolles Syndikat den allgemeinen Eisenbahneraufstand ausrief. Der Magier wurde sofort nach Zarskoje-Selo berufen. Nach rascher Unterredung mit dem Kaiser und der Kaiserin veranstaltete er für den nächsten Tag eine große Sitzung mit Zauberformeln und Geisterbeschwörung. Mit Ausnahme des Herrscherpaares wohnte nur eine einzige Person dieser heimlichen Liturgie bei, ein junger Adjutant Seiner Majestät, Hauptmann Mandryka, der heute Generalmajor und Gouverneur von Tiflis ist. Durch eine gewaltsame Anspannung seines Willens, durch einen wunderbaren Aufschwung seines dynamischen Fluidums gelang es dem „geistigen Meister“, das Gespenst des sehr frommen Zaren Alexanders III. heraufzubeschwören: unverkennbare Anzeichen bewiesen die Anwesenheit der unsichtbaren Erscheinung.

Trotz der Angst, die ihm das Herz zuschnürte, fragte Nikolaus II. in aller Ruhe seinen Vater, ob er sich gegen die liberale Strömung, die Rußland mit sich fortzureißen drohte, auflehnen sollte oder nicht. Das Gespenst antwortete:

Du mußt die beginnende Revolution unterdrücken, koste es, was es wolle; aber sie wird eines Tages wieder erstehen und um so heftiger sein, je weniger streng die heutige Unterdrückung war. Wie dem auch sei! Nur Mut, mein Sohn, gib den Kampf nicht auf!

Während das Herrscherpaar in tiefster Bestürzung über diese furchtbare Weissagung nachdachte, erklärte Papus, daß ihm seine Zauber Macht gestatte, die vorausgesagten Katastrophen zu beschwören, daß aber die Wirksamkeit seiner Beschwörung mit dem Tage seines Verschwindens vom „physischen Schauplatz“ aufhören werde. Dann führte er feierlich die Beschwörungsformel und Verrichtungen aus.

Nun, seit dem 26. Oktober befindet sich der Magier Papus nicht mehr auf dem „physischen Schauplatz“. Die Wirksamkeit seiner Beschwörung ist aufgehoben. Also naht die Revolution heran.

Schalten wir von Rußland auf das klassische Land der Geister und Gespenster um, auf England. Lord Halifax' „Ghost Book“ (1946), eine Sammlung berühmter Gespenster- und Erscheinungsgeschichten, die der Vater des bekannten britischen Politikers in lebenslanger Sammlertätigkeit zusammengestellt hat, enthält eine als wahr „verbürgte“ Mitteilung eines Captain Wintour. Sie folgt hier in der Übersetzung; für jede seiner Geschichten hat Lord Halifax zuverlässige Zeugen benannt, an deren Richtigkeit niemand zweifeln kann.

„Eines Abends, ich hatte den Tag daheim verbracht, machte ich mich auf, meinen Freund Marsh in Gaynes Park zu besuchen. Ich hatte ungefähr vierzehn Meilen vor mir. An einer Stelle mußte ich über eine Brücke. Als ich sie erreichte, sah ich einen Mann am Geländer lehnen und in den Fluß starren. Neben sich hatte er Gepäck stehen; ich glaubte, er sei unterwegs müde geworden. So hielt ich mein Gefährt an und lud ihn ein, mit mir zu fahren, wenn er in die gleiche Richtung wolle. Ohne ein Wort zu sagen stieg er auf. Unterwegs saß er schweigend neben mir. Zweimal versuchte ich, mit ihm in ein Gespräch zu kommen, aber da er beharrlich schwieg, gab ich es auf.

Mehrere Meilen fuhren wir schweigend dahin und kamen endlich in ein Dorf, vor dessen Gasthaus ich anhielt. Es war dunkel geworden, das Haus war erleuchtet, Menschen standen davor. Ein Stallbursche trat herzu, um das Pferd an den Zügel zu nehmen, während mein Reisegefährte abstieg und ohne ein Wort des Dankes im Haus verschwand. „Wer war dieser Mann, der da eben abgestiegen ist?“ fragte ich. Der Stallbursche antwortete, daß er niemanden gesehen habe. „Nun, der Mann, den ich bis hierher mitgebracht habe“, sagte ich. Darauf der andere: „Ihr fuhr allein, Sir!“

Etwas erregt betrat ich die Gaststube. Als ich dem Wirt von meinem Begleiter erzählte und ihn beschrieb, machte er ein ernstes Gesicht und bat mich, ihm in das obere Stockwerk zu folgen. Er führte mich in ein Zimmer. Dort lag der Mann, den ich mitgenommen hatte, tot auf dem Bett. Eben war seine Leiche gerichtsärztlich untersucht worden. Vor ein oder zwei Tagen hatte man den Unbekannten im Strom treibend aufgefunden, gerade an der Brücke, an der ich ihn gesehen hatte.“

Aus jüngster Zeit stammt die letzte Erzählung, die in dem in der Schweiz erschienenen Buch „Im Banne der Magie“, von Edwin Wieser (Ähren-Verlag), enthalten ist:

„Es war in einer Sitzung im Laboratorium der Studienkommission in Santos unter dem Vorsitz der Herren Dr. Estanislau de Camargo, Alberto Riveira und J. F. Schmid. Anwesend waren zahlreiche angesehene Persönlichkeiten. Es war vormittags 9 Uhr. Der Versuchsraum war 10 × 11 Meter groß. Er lag im Erdgeschoß. Die Straßenfenster waren durch eiserne Riegel abgeschlossen. Der Fußboden bestand aus schmalen Brettern, die eins nach dem andern darauf untersucht wurden, ob sie nicht für betrügerische Manipulationen zugerichtet seien. Es wurde alles in Ordnung befunden und festgestellt, daß man nur dann ins Zimmer dringen könne, wenn man die dicken Mauern oder die in Stein eingelassenen Türen einrennen würde.

Plötzlich kamen aus einem Schrank, in dem sich ein für Studienzwecke bestimmter Totenschädel befand, heftige Schläge. Der Totenschädel wurde von einer unsichtbaren

Kraft wütend hin und her geschleudert, als ob er sein Gefängnis sprengen wollte. Ein Teilnehmer näherte sich dem Schrank, um ihn zu öffnen. Aber dessen Türen sprangen plötzlich von selbst auf. Der Totenschädel kam heraus und stieg unter greulichem Zähneklappern in die Luft. Dr. Ganymed de Souza wunderte sich im stillen, daß auch nicht das zum Kopf gehörige Skelett sich zeige. Wie zur Antwort bildeten sich sofort der Halswirbel, dann Brustkorb und Arme, die Wirbelsäule, Beckenknochen, die Beine und schließlich die Füße mit allen Knochen. Das Medium, an beiden Armen gehalten, stoßte eine Menge schaumigen Speichel aus und schlägt auf seinem Stuhl wütend gegen sich selbst. Alle Schlagadern scheinen gestaut und pochen heftig. Mirabelli verbreitet einen starken Leichengeruch, der die Anwesenden in hohem Maße belästigt und das Zimmer derart verpestet, daß selbst frische Luft ihn nicht vertreibt. Das Skelett stellt sich auf die Beine und schickt sich an, mit unsicheren, großen Schritten durch das Zimmer zu gehen. Scheint es zu stürzen, so bringt es sich wieder ins Gleichgewicht. Dr. Ganymed de Souza sucht sich durch Berührung von der Echtheit der Erscheinung zu überzeugen. Er beklopft die harten schmierigen Knochen, empfindet einen Nervenschlag und kehrt wieder an seinen Platz zurück. Das Medium krümmt und windet sich auf seinem Stuhl und ist nur mit Mühe festzuhalten. Das Skelett setzt seinen unheimlichen Rundgang fort. Die Teilnehmer, angeregt durch das Beispiel des Dr. Ganymed de Souza, überwinden ihren Abscheu, erheben sich einer um den anderen und berühren diese düstere Verkörperung des Todes und des Nichts. Alle sind erschüttert. Der Leichengeruch bleibt bestehen. Das Skelett beginnt langsam, in ausgezählten Minuten, sich aufzulösen, anfangend bei den Füßen, bis schließlich nur mehr der Schädel in der Luft schwebt, der nun nicht mehr mit den Kinnladen klappert, sondern auf den Tisch fällt und dort liegenbleibt. Alles das geschah um 9 Uhr 45 Minuten vormittags, bei strahlender Sonne unter einer fast polizeimäßigen Kontrolle in Gegenwart vieler gebildeter Persönlichkeiten und währte zweiundzwanzig ausgezählte Minuten.“

Medien sind, wenn sie „echt“ sind, oft aber auch wenn sie „unecht“ sind, besonders sensitive Menschen. Das echte Medium versetzt sich leicht in einen somnambulen Zustand, den die Spiritisten *Trance* nennen. Der Trancezustand ist eine Art Selbsthypnose; während seiner Dauer ist das Wachbewußtsein ausgeschlossen, das Unterbewußtsein lenkt allein das Handeln. Das, was das Medium im wirklichen Trancezustand tut oder sagt, ist etwas ganz anderes als das Handeln oder Reden im Wachzustand. Die Medien sind die Vermittler zur übersinnlichen Welt; es gibt zu denken, daß die Spiritisten ohne sie nicht auskommen können. Sie sind es, welche die Materialisationen hervorrufen, ihnen stehen tausend Betrugsmöglichkeiten offen. Manch ein ernsthafter Gelehrter ist auf seine Medien hereingefallen, so auch Baron Schrenck-Notzing mit seinem berühmten Medium Willi Schneider.

Bei alledem darf man nicht vergessen, daß der Kreis der an spiritistischen Sitzungen Teilnehmenden sich aus Gläubigen zusammensetzt, die deshalb leicht beeinflussbar sind und Selbstsuggestionen zum Opfer fallen, das heißt, daß sie das sehen, was sie zu sehen erwarten und dem Geschehen meist kritiklos gegenüberstehen. Kommen suggestive Kräfte des „Spiritisten“ hinzu, dann ist es um die gesunde Urteilskraft der in Bann geschlagenen Anwesenden geschehen.

Wie stark allein überzeugendes Reden zu wirken vermag, zeigt der Versuch eines Universitätsprofessors, der allerdings nichts mit parapsychologischen Dingen zu tun hat. In einem Kolleg sagte er seinen Studenten, er wolle ein Experiment ausführen, das Aufschlüsse über die Verbreitungsgeschwindigkeit von Gerüchen gäbe. Er erklärte, daß der Geruch der Flüssigkeit in einer verschlossenen, weit von sich gehaltenen Flasche sehr scharf und etwas unangenehm sei. In dem Augenblick, in dem er das Fläschchen öffnete, wurde eine Kontrolluhr in Gang gesetzt, die Studenten in den Bankreihen sollten die Hand aufheben, sobald sie den Geruch wahrnahmen. Kaum waren fünfzehn Sekunden verstrichen, als die meisten

Studenten in den ersten Reihen die Hand hoben, dann verbreitete sich der Geruch sehr schnell im Raum; nach etwa vierzig Sekunden meldeten die Anwesenden in der letzten Reihe, daß er bis zu ihnen vorgedrungen sei. Inzwischen wurden die vorne Sitzenden unruhig und behaupteten, den Gestank nicht mehr ertragen zu können. In Wirklichkeit enthielt das Fläschchen reines geruchloses Wasser. Das Auditorium war lediglich dem suggestiven Vortrag des Dozierenden erlegen.

Ein psychologisch sehr interessanter Bericht über spiritistische Sitzungen stammt von der Amerikanerin Clare Sheridan, einer klugen, aber übersensiblen Persönlichkeit. Wie aus den nachfolgenden Zeilen aus ihrem Werk „Ein Lebensbuch“ hervorgeht, glaubte sie fest an das, was sie bei dem Medium erlebte, weil sie es glauben wollte. Doch lesen wir, was Frau Sheridan, die mit ihrem im Kriege gefallenen Gatten Wilfred in Verbindung treten wollte, schreibt:

„Innerlich in großer Aufregung, schellte ich in Notting-Hill an einem der unansehnlichen Häuser, die sich da eins ans andere reihen. Ich war überzeugt, Wilfred wußte um mein Vorhaben und hielt sich bereit. Das Zimmer, in das ich geführt wurde, glich eher einem Versammlungslokal der Quaker. Eine kleine ältliche Dame mit grauen Haaren zog violette Vorhänge vor die Fenster und setzte sich dann auf einen Sessel mir gegenüber. Sie zog ein Grammophon auf, das eine Platte von Kreisler spielte, und erklärte dabei, daß die Schwirgungen der Musik den Geistern das Erscheinen erleichtern. Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, und als die Platte fast abgelaufen war, tastete sie in ihrer Trance mit unsicherer Hand nach der Kurbel und drehte von neuem auf. Wilfred verabscheute Grammophone ganz besonders, und ich dachte im stillen, was er wohl dabei empfinden mochte. Sobald die Musik aufhörte, stand sie auf, und mit einer ganz anderen Stimme als wenige Minuten zuvor sprach sie — oder vielmehr der in sie getretene Geist sprach — ein Gebet um Beistand, Schutz und Leitung für ‚unsere Schwester‘, die nun bereit war, denen zu helfen, die ‚von hinnen gegangen waren‘

usw. Die Worte waren sehr schön und augenscheinlich Eingebung des Augenblicks. Danach setzte sie sich wieder, und nun traten der Reihe nach die Geister in sie ein, ihren Körper wie eine Telefonzelle benutzend und sich ihrer Stimme bedienend, so daß sie bei jedem Sprecher ganz verschieden klang. Zuerst meldete sich ihre Führerin und erklärte mir, wie alles vonstatten ginge und wer jene wären, die an der Schwelle auf mich warteten. Sie sah Gesichter und hörte Stimmen und Namen, sah auch Namen oder Buchstaben, die sie zu entziffern suchte. Dann meldete sich mein Führer, ein Inder mit tiefer Bassstimme, der in mir unbekanntem Akzent gebrochen Englisch sprach.

Plötzlich trat Stillschweigen ein, und dann überlief ein konvulsivischer Schauer das Medium. Ich war gespannt, was nun kommen würde; doch da die Frau augenscheinlich nicht bei Bewußtsein und ich ganz allein mit ihr war, versicherte ich mich durch einen Blick nach der Tür, ob ich nötigenfalls rasch entweichen könnte. Sie zitterte, und mit einer sonderbar neuen Stimme rief sie:

„Oh, mein Liebling, mein Liebling“, und ehe ich mich verah, hatte sie die Arme um meinen Hals geschlungen und versuchte mich zu küssen. Ich wehrte sie leicht ab, denn ich hatte keine Lust, von dem Medium geküßt zu werden, während ich doch wiederum Wilfreds Freude, mich zu sehen, nicht verletzen wollte. Aber Wilfred, das fühlte ich, hätte es besser gemacht. Er hätte die Grenzen medialer Vermittlung respektiert und seine Gefühle im Zaum gehalten.

Dann begann Wilfred mit einer Stimme, die ganz unverkennbar die seine war, von ‚Margaret‘ und ‚Dick‘ zu sprechen — auch sagte er, daß er drüben eine Menge Freunde habe und nicht allein wäre.

„Wir müssen hier mächtig arbeiten“, sagte er, und nun begann er ausführlich zu berichten, wie diejenigen, die schon länger drüben weilten, den Neuankömmlingen, die sich nicht zurechtfinden könnten, behilflich wären. Viele Menschen, sagte er, könnten nicht begreifen, daß sie das wären, was wir hier ‚tot‘ nannten, und sie schriegen um Hilfe, daß man sie zu-

rückbringen möge zu denen, die sie liebten und die nun verlassen wären. Und daß ich in jeder Nacht, wenn mein Körper schlief, zu ihm käme und ihm auf den Schlachtfeldern mit Hilfe, indes Elisabeth Dick und Margaret mit sich nähme, um mit den anderen Kindern auf dem Spielplatz zu spielen.

Er wäre froh, Elisabeth bei sich zu haben, sie erinnerte ihn an mich. Ohne das Kind würde er sich einsam gefühlt haben. Sie wachse so schnell und zu solcher Schönheit heran, und sie denkt immer, sagte er, daß wir am Leben wären und alle zusammen lebten, und wenn du ihr Lebewohl sagst früh am Morgen, dann ist es ganz so, wie wenn du den anderen gute Nacht sagst. Sie weiß, daß sie dich nicht sehen kann in den wenigen Stunden — und wie willst du wissen, welches von den beiden Leben das wirkliche ist?

Wir unterhielten uns über eine halbe Stunde. Ich fragte ihn, ob er beim Gottesdienst im Winchester-Dom gewesen wäre. Er antwortete:

„Natürlich, wir alle waren dort, und ich hab' gesehen, wie du dich fast zum Narren gemacht hast.“

Nichts konnte ihn mehr aufbringen als Mangel an Selbstbeherrschung.

Dann sprang er auf ein anderes Thema über.

„Ich Sorge mich nicht wegen deiner Mittel und Möglichkeiten. Irgendwie wirst du genug haben und damit auskommen — nein, frage mich nie um Rat; ich könnte die Verantwortung nicht auf mich nehmen, dir Ratschläge zu erteilen — andere werden das tun, die berufener sind als ich.“

Ich fragte nach dem Tod.

„Wie ist er — schmerzlich? Ist es eine Art Geburt?“

Er antwortete: „Keiner weiß es genau. Es ist so wie beim Einschlafen, wenn man nicht mehr sicher weiß, ob man wacht oder schon träumt. Niemand kennt genau den Augenblick seines Todes, ebensowenig wie du den genauen Augenblick des Einschlafens feststellen kannst — — weine nie um mich, das macht mir unmöglich, in deine Nähe zu kommen. Je ruhiger du bist, um so leichter ist es. Je froher du bist, desto näher bin ich dir! Jetzt muß ich gehen. Lebewohl.“

Er verschwand ganz plötzlich, und an seiner Stelle ertönte ein kleines feines Stimmchen, das sagte:

„Mammi, Mammi, ich kann dich gar nicht sehen, es ist ganz dunkel.“

Es war Elisabeth, und ich besann mich, daß sie freilich wohl in dem Medium nichts sehen konnte und noch zu klein war, um zu wissen, was vor sich ging. Ich sagte:

„Nein, du kannst mich nicht sehen und ich dich auch nicht...“

„Das ist ein komisches Versteckspiel!“ antwortete sie.

Ein wundervoller Duft von Blumen machte sich bemerkbar.

„Ich habe dir Maiglöckchen mitgebracht“, sagte sie.

Es war ein entsetzliches Gefühl, sie so nahe zu wissen und sie nicht in meine Arme nehmen zu können. Plötzlich fühlte ich, daß sie mein Haar berührte:

„Mammi, ich mag das Dunkel nicht leiden, ich möchte draußen im Hellen sein.“

Darauf gab mir die „Führerin“ des Mediums eine genaue Beschreibung von Elisabeth, nur um einige Jahre älter geworden. Sie sagte:

„Ihr Gatte wünschte, sie solle mit Ihnen sprechen, aber das Kind tut es nicht gern; wir können sie nicht länger hier halten.“

Jetzt wurde das Medium müde, und die, die über ihr Wohlsein wachten, erklärten, sie müsse aufhören. Ihre Trance hatte vierzig Minuten gedauert.

Ich ging mit der Überzeugung aus der Sitzung, daß ich mit dem Jenseits in Verbindung gestanden hatte, es war, als habe sich eine bis dahin unbekannte Tür vor mir aufgetan und mir einen ganz neuen Lebensaspekt eröffnet. Aber obgleich ich an seine Echtheit glaubte, war das Ganze doch unlegbar unbefriedigend, eher aufreizend als tröstlich. Trotzdem ließ ich mich noch auf eine Anzahl ähnlicher Unterredungen ein und empfing auch manche unerwartete Botschaft von Freunden, die im Krieg gefallen waren; unter anderen auch von dem geliebten Harry James, der mir herzlich die Hand schüttelte und mich in seiner charakteristischen Art „meine liebe Cläre, meine liebe, liebe Cläre“ nannte.

Ebenso sprach ich mit meinen amerikanischen Großeltern und einer totgeborenen Schwester. Es meldeten sich auch ‚Führer‘, die mir dringliche Ratschläge gaben. Aber ‚das Jenseits‘ bekam doch nie Oberhand in meinem Leben, und was Wilfred anbelangt, so behielt ich mir das Recht vor, verschiedener Meinung mit ihm zu sein, wie wenn er noch am Leben wäre.

Nur einmal drückte er sich sehr energisch aus. Es war eine gute Reihe von Jahren später, und ich hatte nach langem Überlegen Dicks dringenden Bitten nachgegeben. Er wünschte absolut mit seinem Vater zu sprechen. Wir wollten ins Ausland gehen, und es war für lange Zeit die letzte Möglichkeit. Am Schluß einer etwa einstündigen Unterredung, die Dicks Gemüt über künftige Entdeckungen in bezug auf das alte Atlantis tief erregt hatte, fragte Wilfred, ob wir etwa England verlassen wollten. Ich sagte, daß wir nach dem Osten gingen.

„Es gibt Osten und Osten“, bemerkte er.

„Wir wollen in der Türkei leben“, sagte ich.

Worauf er erwiderte: „Das ist doch Blödsinn“ — eine Antwort, die mich, in Gegenwart von Dick, so beleidigte, daß ich niemals wieder zu einer Sitzung ging.“

Das berühmteste Medium, der „Fürst der Medien“, war Daniel Douglas Home aus der Nähe von Edinburgh. Er soll Telepathie und das Hellsehen beherrscht haben; die Materialisationen sollen ihm genau so leicht von der Hand gehen sein wie die Telekinese. Daß er nicht nur Tische und andere Möbelstücke, sondern sogar sich selbst in die Luft erheben konnte, hat der Naturforscher Sir William Crookes bestätigt: „In drei verschiedenen Fällen habe ich ihn vollständig vom Fußboden losgelöst schweben sehen.“ Später, als Home schon gestorben war, wurde er auf einem Umweg als Betrüger entlarvt. Es gelang, seine Vorführungen nachzuahmen: äußerst geschickt ausgeführte Taschenspielerien!

Ein Vorkämpfer der Parapsychologie war Karl du Prel (1899 gestorben); obwohl er sich der Magie, wie er die Wissenschaft um das Okkulte nannte, mit Leib und Seele verschrieben hatte, war er viel zu objektiv, um nicht zwischen

Sein und Schein zu unterscheiden. So äußert er sich über die Medien wie folgt:

„Allen Medien haftet ein typenhaftes Wesen an: es sind Menschen, deren Seelenkleid zerrissen ist, wodurch das Heraustreten der medialen Fähigkeiten erst möglich wird. In der Regel sind es wenig sympathische Charaktere, die jene merkwürdige Verbindung mit dem Übersinnlichen herstellen. Ihre medialen Fähigkeiten sind verbunden mit charakterlichen Schwächen, übermäßiger Phantasie, die oft hysterische Form annimmt. Ihr Privatleben ist verworren, umgestaltet, zufälligem Geschehen überlassen. Ihr Nervenapparat ist von höchster und peinlichster Empfindlichkeit. Haben sie erst ihre Begabung entdeckt, leben sie davon und greifen oft zu künstlichen Mitteln, wenn die erwünschten Erfolge einmal ausbleiben.“

### Zweifelsfragen

Warum manifestieren sich die aus übersinnlichen Welten stammenden Geister, denen man außergewöhnliches Können zuschreiben sollte, durch Klopfzeichen, durch Tischrücken? Was sind die Kontrollgeister für merkwürdige Gesellen, vielleicht ehemalige Billettkontrolleure? Warum erscheinen die Geister der spiritistischen Séancen stets in weißen Nacht hemden? Warum manifestieren sich die Wesen aus einer anderen Welt auf so primitive Weise, durch Poltern, Kettenrasseln oder im besten Falle durch schlechtes Spiel auf Musikinstrumenten aller Art? Warum sind Geisterschriften so oft orthographisch falsch? Warum schreiben die Geister auf Schiefertafeln? Warum stets nur einige Worte? Warum gibt es keine Aussprüche von Geistern, die Geist verraten?

## HIMMELSDEUTER EINST UND JETZT

*Einen großartigen Beweis von der erbärmlichen Subjektivität der Menschen, infolge welcher sie alles auf sich beziehen und von jedem Gedanken sogleich in gerader Linie auf sich zurückgehen, liefert die Astrologie, welche den Gang der großen Weltkörper auf das anselige Ich bezieht . . . wie auch die Kometen am Himmel in Verbindung bringt mit den irdischen Händeln und Lumpereien.*

SCHOPENHAUER

Astronomie und Astrologie waren bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts gleichbedeutende Begriffe: Sternkunde. Sir Isaac Newton, der große englische Naturforscher, wird für die in seinen Tagen erfolgte scharfe Spaltung verantwortlich gemacht: die Astronomie beschäftigt sich wissenschaftlich mit der Erforschung der Sternenwelt, während die Astrologie auf althergebrachten Anschauungen über die Sternbilder und ihren Einfluß auf alles irdische Geschehen fußt.

Babylon ist die Geburtsstätte der Astrologie, der damals ernster religiöser Charakter zukam. Die Beschäftigung mit den Sternen war priesterliche Funktion. Die Griechen übernahmen den größten Teil astrologischen Ideengutes von den Babyloniern, einen anderen von den Ägyptern, und erweiterten das Wissen wesentlich, vor allem nach der in unserem Sinne astronomischen Seite hin. Bis 1600 n. Chr. war das große astronomische Werk des Ptolemäus, das um 130 v. Chr. entstand, wegweisend. —

Im Römischen Reiche beschäftigte man sich erst zur Zeit der Kaiser mit astrologischen Fragen, denen bald größte Bedeutung im Sinne der Wahrsagung zukam. Cato und Cicero erhoben warnend ihre Stimme, ohne damit Erfolg zu haben. So schrieb Cicero in seinem Werk „Über die Weissagung“:

„Wie vieler Aussprüche erinnere ich mich in bezug auf Pompejus und Crassus und selbst Cäsar, die alle dahin lauteten, jeder würde im Greisenalter, zu Hause, im höchsten Glanz des Ruhmes sterben. Ich finde es wunderbar, daß es überhaupt noch jemand gibt, der ihren Prophezeiungen

glaubt, da diese doch tatsächlich durch den Erfolg widerlegt werden.“

Das Mittelalter übernahm die alten astrologischen Lehren, die mit ihrem asiatischen Grundgehalt unverändert auf die germanischen und übrigen nordeuropäischen Völker übergingen. Arabisches Ideengut mengte sich bei. In der Renaissance wurden die Einflüsse Keplers und Galileis mächtig, die dem astronomischen Wissen und damit verbunden dem astrologischen Denken eine neue Richtung gaben. Die Trennung zwischen Astronomie und Astrologie begann, wenn sich die Himmelskundigen auch nach wie vor mit der Sterndeutung befaßten. Kepler hat den materiellen Hintergrund dafür sehr hübsch zum Ausdruck gebracht:

„Die Astronomie ist die weise Mutter, die Astrologie aber ist die törichte Tochter, die sich an jeden, der sie bezahlt, verkauft, damit sie ihre weise Mutter unterstützen kann.“

Das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, brachte der Sterndeuterei nichts ein, die Bewegung war schon eher rückläufig: die Anhängerschaft schmolz zusammen — wenigstens in unseren Breiten. — Wissenschaftlich erhält die Astrologie im 19. Jahrhundert keine Bereicherung. Im folgenden Centurium machten sich geschäftstüchtige Leute nach dem ersten Weltkrieg und dann wieder nach dem zweiten daran, die Mystik der Geheimwissenschaften für ihren Vorteil auszunutzen.

Nur wenige beschäftigen sich noch ernsthaft mit den Problemen und der Problematik der Astrologie. Dafür vermehren sich die Sterngläubigen sowohl diesseits als auch jenseits des großen Ozeans in außerordentlichem Maß. Es ist ja bekannt, daß in Deutschland, Österreich und der Schweiz kaum mehr eine Publikumszeitschrift auf die Wiedergabe von Wochenhoroskopen verzichtet. Nebenbei gesagt lohnen sich die Vergleiche: hier wird dem Wassermann für die kommende Woche geschäftlicher Erfolg vorausgesagt, dort wird er vor dem Abschluß neuer Verträge gewarnt. Gelegentlich einer Umfrage durch das Institut für Demoskopie in Allensbach ergab sich der im folgenden wiedergegebene Überblick. Die

Frage lautete: „Haben Sie zufällig in den letzten Monaten in einer Zeitschrift oder Zeitung Ihr Tages- oder Wochenhoroskop gelesen?“ Es antworteten 2000 Personen:

	Ja, häufig	Ja, gelegentlich	Nein
Männer	24%	23%	53%
Frauen	32%	26%	42%
Gesamt	28%	25%	47%

Die Ergebnisse werden verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß so viele vom Leben hart mitgenommene und enttäuschte Menschen im alten Europa den natürlichen Glauben verloren haben und einer Wunderhilfe bedürfen; Mystisches ist da stets ein Pflaster, wenn auch ein schlechtes. In der „Neuen Welt“ ist es vielleicht die zunehmende materialistische Einstellung, die auf scheinbar bequeme Nebenwege führt, um nicht „Abwege“ zu sagen. In den USA sieht es nämlich nicht viel besser aus: hier schätzt man die Zahl der gutbeschäftigten Astrologen auf rund 25000.

### Astrologie als Wissenschaft

*Solange die Astrologie offen oder verkappt als Glaubenslehre resp. Glaubenssurrogat auftritt, verscherzt sie sich den Anspruch, wissenschaftlich ernst genommen zu werden.*

PROF. HANS JOACHIM SCHOEPS, ERLANGEN

Die Astronomen lehnen die Astrologie als exakte Wissenschaft ab, um so mehr als sie sich heute mit volkstümlichen Schicksalsvoraussagen befaßt. Die Astrologen wiederum bezeichnen ihren Forschungszweig als den wichtigsten überhaupt. „Astrologe“ ist hier in einem höheren Sinne gemeint und natürlich nicht in dem der Horoskoptmacher. Ein strenges Urteil fällt Robert Eisler, wenn er in der Londoner Wochenschrift „The Listener“ sagt:

„Zweifelsohne ist früher einmal die Astrologie eine wissenschaftlich begründete Philosophie gewesen und hat ihnen

jüngern die strenge und erhabene moralische Haltung auferlegt, die wir noch heute die stoische nennen. Heute aber ist die Astrologie nichts als ein Aberglaube, Überbleibsel erstarrter Schulweisheiten einer längst versunkenen Epoche. Ihre fundamentalen Leitsätze waren zwar ursprünglich auf genauen Beobachtungen und mathematischer Analyse angesamelter Erfahrungen aufgebaut, wie dies auch bei der modernen wissenschaftlichen Forschung der Fall ist; aber ihre frühen Meister verkündeten diese Lehrsätze als eine Art göttlicher Offenbarungen, die einem auserlesenen Kreis von Eingeweihten vorbehalten waren.“

Die Astrologen pflegen sich darüber zu beklagen, daß Wissenschaftler ihre Lehre des Studiums nicht für würdig erachten. Dabei haben in den letzten fünfzig Jahren die bedeutendsten Gelehrten Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und der Vereinigten Staaten eine enorme Leistung vollbracht, indem sie die ungeheure Menge astrologischer Texte und Denkmäler analysierten und katalogisierten, die in den Sprachen Assyriens, Babylons, Ägyptens, Griechenlands, Roms, Arabiens, Persiens, Indiens und Chinas erhalten sind. Warum wohl haben Fachwissenschaftler so vieler Länder einem Gebiet solche Aufmerksamkeit geschenkt, auf dem nach ihrer einstimmigen Ansicht doch nur Illusion und Hirngespinnste zu finden sind? Die Antwort ist einfach: weil die großen Irrtümer der Menschheit den Gang der historischen Entwicklung maßgebend beeinflussen haben.

### Kosmische Einflüsse

Es wäre geradezu töricht, wollte man der ernsthaften Astrologie jegliche Daseinsberechtigung absprechen. Sicher ist es, daß Einflüsse aus dem Kosmischen das Leben auf unserem Erdenball beeinflussen, und nicht nur das menschliche. Wie sehr alles Lebende vom Stand der Sonne abhängig ist, weiß jeder. Fraglos ist auch die Einwirkung des Mondes auf irdisches Geschehen, nicht nur auf das Anschwellen und

Absinken der Wassermassen, sondern auch auf die Lebensäußerungen von Menschen, Tieren und Pflanzen. Zahllose alte Bauernregeln, Ergebnis jahrhundertelanger Naturbeobachtung, weisen auf günstigste Saat-, Pflanz- und Erntedaten hin. In Waldlichtungen tragen mondbeschienene Flächen unvergleichlich mehr Pilze als im Mondschatten liegende. Stärkstes Pflanzenwachstum zeigt sich bei Vollmond, insbesondere bei Julivollmond; Tiefpunkte liegen bei Neumond. Daß die Mondeinstrahlung ebenso auf den Menschen wirkt, dürfte als erwiesen gelten; Mondabhängigkeit Herzleidender, Krisentage Kranker, Anfälle der Epileptiker bei gewissen Mondstellungen und andere Umstände mehr.

Billigt man der Sonne und dem Mond Einwirkungen auf Körper und Seele zu, dann ist es wohl nicht abwegig, zu vermuten, daß auch die von anderen Gestirnen zur Erde abgestrahlten Energieladungen in das Leben eindringen und Lebendiges mitformen.

Die durchaus nicht restlos erforschten „kosmischen Strahlen“ können Todesstrahlen sein und sind als Lebensstrahlen unerläßliche Geschenke des Alls. Der Mensch ist Empfänger einer Unzahl von Strahlen und Wellen aller Art, die ihren Ursprung im All haben. Sie werden vom Körper wahrscheinlich durch das sympathische Nervensystem aufgenommen. Jedenfalls ist eine geheime kosmische Bindung nicht wegzuleugnen.

Die Einstrahlungen, ihre Art und ihre Stärke ändern sich mit der Stellung der Gestirne. Sie manifestieren sich im irdischen Raum von Monat zu Monat, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde anders. Solche und ähnliche Überlegungen legten die Grundlage zur astrologischen Betrachtungsweise. Neuere sehr genau durchgeführte Forschungsarbeiten an verschiedenen Universitäten haben zu Ergebnissen geführt, die manche Gedankengänge der ernsthaften Astrologie durchaus unterstützen. So hat Prof. Elsworth Huntington von der Yale-Universität gefunden, daß die in den Monaten Februar und März Geborenen durchschnittlich drei Jahre länger leben als die in den Monaten Juli bis September zur Welt gekom-

menen. Nächster Monat ist der Januar. Andere Forscher fanden, daß Julikinder besonders schwer sind, ein Gewichtsvorsprung, der in den meisten Fällen auch die ganze Schulzeit hindurch anhält. — Die moderne Bioklimatik weiß eine ganze Reihe anderer Beispiele für Geburtsmonatsabhängigkeiten anzuführen. Würden all diese Dinge ernsthaft-wissenschaftlich von der Astrologie gewertet, so würde ihr eine ganz andere Bedeutung zukommen als bei dem augenblicklichen Stand, der durch ausgesprochenen Aberglauben einerseits und andererseits durch die Aufrechterhaltung überholten altertümlichen Wissens verschoben und verschoben ist.

*Der Mensch ist zugleich Vater seiner künftigen Werke und Sohn seiner vergangenen. Seine Lebensführung ist zweifelsohne vorausbestimmt, aber sie bestimmt ihrerseits die kommenden Ereignisse voraus. Der Mensch ist der Sitz einer endlosen Kette von Vorbestimmungen, für sie ist er vor allem die ausführende Kraft, und darin besteht seine wesentliche Aufgabe als Lebewesen.* R. ALLENDY

## Was ist ein Horoskop?

Ein Horoskop ist die schematische Darstellung unseres Planetensystems zu einer bestimmten Stunde, zum Beispiel zur Geburtsstunde eines Menschen. Man könnte „Horoskop“ mit Stundenschau übersetzen.

Aus Schulzeiten erinnern wir uns, daß man unter dem „Tierkreis“ die Bahn versteht, welche die Sonne scheinbar im Laufe eines Jahres durchmißt. Sie „geht“ dabei durch die zwölf Sternbilder, die in der Zeichnung, im Kreise angeordnet, angegeben sind. Das Horoskop stellt den Himmel über und unter dem Geburtsort im Geburtstagsaugenblick dar. Das im Osten gerade aufsteigende Tierkreiszeichen heißt Aszendent. Im Bildbeispiel wäre der Aszendent das Fischezeichen. Der Aszendent ist nach den Lehren der Astrologie maßgebend für sein Äußeres. Die Astrologen nehmen an, Sonne und bestimmte Planeten seien Kraftprinzipien, von denen besondere

Strahlungen zur Erde gesandt werden. Dabei spielt der Winkel, in welchem sie auftreffen, eine bestimmte Rolle. Wichtig ist auch, in welcher Art sich die Strahlen auf der Erde kreuzen.

Zu bestimmten Zeiten geht der schnelle Merkur zwischen Erde und Sonne hindurch, so daß die drei Gestirne in eine Linie zu liegen kommen und der Merkur, von der Erde aus gesehen, die Sonne verdeckt; dies ist eine von den oft besprochenen Planetenkonjunktionen. Der Astrologe nennt eine solche Erscheinung „Aspekt“. Aspekt ist der „gegenseitige Anblick der Gestirne“ und wird in Gradabständen auf dem Tierkreis gemessen. Der Astrologe unterscheidet als wichtigste Aspekte die Konjunktion (Winkel von  $0^\circ$ ), das Sextil ( $60^\circ$ ), das Quadrat ( $90^\circ$ ), das Trigon ( $120^\circ$ ), die Opposition ( $180^\circ$ ) und mißt den guten bzw. den bösen Anblicken eine große Bedeutung zu; er ist der Meinung, daß die Strahlen zweier Planeten, wenn sie senkrecht im  $90^\circ$ -Winkel auf der Erde auftreffen, im Kreuzungsraum ein schlechtes Kraftfeld ergeben, daß aber, wenn sie schräg, zum Beispiel im  $120^\circ$ -Winkel, einfallen, ein gutes Kraftfeld entsteht.

Die Stellungen von Sonne und Planeten werden in das Horoskop eingezeichnet. So ergeben sich weitere Anhaltspunkte für die Beurteilung des „Untersuchten“. So soll der Saturn von Arbeit, Anstrengung sprechen, auch von Konzentration; immer aber kann ein Planet etwas sowohl positiv wie auch negativ ausdrücken — so kann der Saturn Enthaltsamkeit anzeigen, aber auch Hemmungen. Die Sterne sind vieldeutig.

Welche Planeten sind es nun, die ihren Einfluß ausüben? Die alten Astrologen kannten fünf Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn; Sonne und Mond wurden hinzugenommen. 1781 wurde Uranus entdeckt, 1839 Neptun, 1932 Pluto. Die meisten modernen Astrologen meinen, man könne sie vernachlässigen. Aber die Himmelsdeuter vernachlässigen sehr viel mehr: mit bloßem Auge sieht man über 3000 Sterne, mit Fernrohren zählt man viele Millionen. Und all diese vielen sollen ohne Bedeutung für das Horoskopieren sein?

Nebenbei gesagt: in der alten Astrologie, besonders bei den Arabern, wurde auch den Fixsternen, den selbststrahlenden

Sternen, eine Rolle zugeschrieben. In der modernen Astrologie gelten die Fixsterne nichts mehr, alle Wirkungen gehen von den nicht-selbst-leuchtenden Planeten aus. Aber vielleicht versteht der Nichtastrologe zu wenig von den wirklichen Zusammenhängen.

Zur weiteren Beurteilung der Planeteneinflüsse wurde das Himmelszelt seit alters her in zwölf Teile eingeteilt, in zwölf „Häuser“. Die zweite Skizze zeigt die „Zuständigkeit“ der „Häuser“. Man darf diese feststehende Anordnung nicht mit den zwölf ständig von Ost nach West über den Himmel wandernden Tierkreiszeichen verwechseln. Jedes Tierkreiszeichen wandert aus einem Haus in das andere. Die tägliche Bewegung führt sie durch alle zwölf Häuser, so daß sich für jeden Augenblick eine andere Konstellation ergibt. —

Das sind in kurzen Zügen die Gedanken, die der Ausfertigung von Horoskopen zugrunde liegen. Einzelheiten würden einen dicken Band füllen, dessen Lektüre allein kaum genügen dürfte, wenn nicht schon gesunde astronomische Kenntnisse gegeben sind.

*Eines wundert mich bei der Astrologie, nämlich daß Leute, die die Geheimnisse des Himmels ergründet haben und Kenntnisse besitzen, die sie über alle Menschen erheben, doch Fürsten den Hof machen und dauernd um Geld betteln müssen.*

MOLIERE

## Du und Dein Schicksal

Faßt man das, was in astrologischen Schriften über die zwölf Tierkreistypen gesagt wird, zusammen, dann erhält man etwa folgendes Bild:

**Widder** (21. März bis 20. April)

Kraftvoll, impulsiv, energisch, sehr aktiv. Unabhängigkeitsliebend, egoistisch, trotzig, herrschsüchtig, aggressiv. Tyrann in der Ehe. Im Berufsleben ständig planend und unternehmend, meist führend.

**Stier** (21. April bis 20. Mai)

Beharrlich, zäh, leidenschaftlich, musisch, konservativ. — Eigensinnig und hartnäckig. — Oft genußsüchtig und unmäßig. In der Ehe: häuslich, treu. — Im Beruf: besondere Begabung für den Erwerb von Geld und Besitz; fast immer gesicherte Existenz.

**Zwillinge** (21. Mai bis 21. Juni)

Liebenswürdig, anpassungsfähig, vielseitig interessiert, sehr aufnahmefähig. Verstandesmensch, aber geselligkeitsliebend. Keine Konsequenz und Ausdauer, sprunghaft, oberflächlich, reizbar. In der Ehe: unzuverlässig. Neigung zu intellektuellen Berufen: Wissenschaftler, Künstler.

**Krebs** (22. Juni bis 22. Juli)

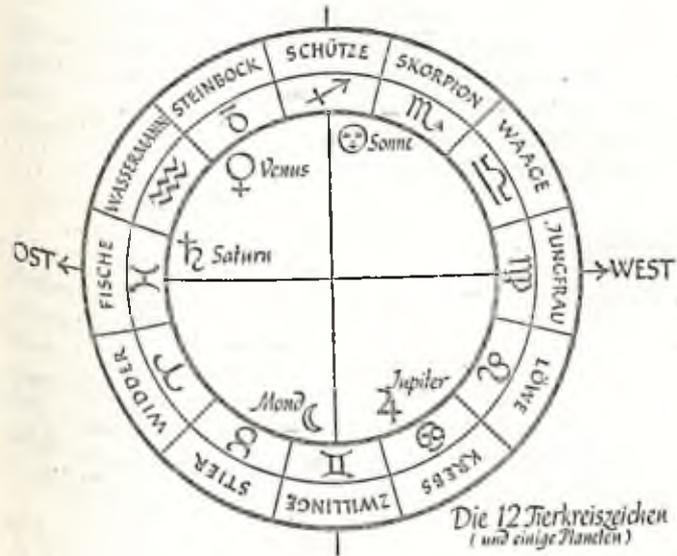
Gefühlsbetonter, weichherziger Charakter. Idealist. Sehr sensibel. Reiche Phantasie. Andererseits: mißtrauisch, überempfindlich, raschen Stimmungswechseln unterworfen, unentschlossen. In der Ehe: schwieriger Partner, obwohl häuslich, anlehnungsbedürftig und sehr anhänglich. Im Berufsleben: Veränderungen und Schwankungen.

**Löwe** (23. Juli bis 23. August)

Stolz, selbstbewußt, großzügig, impulsiv, optimistisch. Neigung zur Autorität. Gerecht und freigebig. Oft übersteigertes Selbstbewußtsein, Geltungsbedürfnis, hochmütig, überheblich. In der Ehe: Neigung zur Untreue. Im Beruf: keine untergeordneten Positionen, meist führende Stellungen.

**Jungfrau** (24. August bis 23. September)

Ruhig, praktisch, entschlossen. Der Verstand dominiert, klarer Blick für die Realitäten des Lebens. Überdurchschnittliche Begabungen. Andererseits: kleinlich, nörgelnd, pedantisch, egoistisch, pessimistisch. In der Ehe: selten herzlich, da zu beherrscht und reserviert. Im Berufsleben: die ideale rechte Hand, da hingebend und ausdauernd, aber nicht führend.



*Waage* (24. September bis 23. Oktober)

Liebenswert, höflich, anpassungsfähig, gerecht, taktvoll, musisch. Dagegen nicht selten oberflächlich, unbeständig, stimmungabhängig, launenhaft. Zu sorglos, entschlußlos. Ehe: meist glücklich, Harmonie anstrebbend. Beruflich wenig ausdauernd trotz Begeisterungsfähigkeit. Erfolgreich auf künstlerischen Gebieten.

*Skorpion* (24. Oktober bis 22. November)

Innerlich stark gegensätzlich, triebhaft, starkes Bestreben, das Wissen zu vermehren. Kritisch, hervorragender Beobachter. Intuitive Menschenkenntnis. Neigung zur Mystik. Dagegen: übersteigter Stolz, hartnäckig, jähzornig, verletzlich. Ehe: meist sehr gut, trotz stets vorhandenen Mißtrauens. Beruflich erfolgreich, bestrebt, Besitz zu erweitern, starke Arbeitskraft.

*Schütze* (23. November bis 21. Dezember)

Optimistisch, lebensbejahend, freiheitsliebend, aufgeschlossen. Neigung zu idealistischen und philosophischen Problemen, gütig, hilfsbereit. Dagegen: Neigung zur Opposition, Zerstreuung, Ruhelosigkeit, sophistisch, nicht immer aufrichtig. In der Ehe: leicht gereizt, stilles Zusammenleben kaum denkbar. Beruflich kein Büromensch, Organisationstalent, verantwortungsbewußt, rasch handelnd. Zersplitterungsgefahr.

*Steinbock* (22. Dezember bis 20. Januar)

Vorwiegend ernst und beherrscht, gründlich und sachlich, ehrgeizig, sehr kritisch, egozentrisch, gefühllos, melancholischen Stimmungen ausgesetzt, pessimistisch. In der Ehe: äußerlich gleichgültig, aber aufrichtig und beständig. Im Berufsleben: ehrgeizig; starker Erwerbssinn, Organisationstalent; meist erfolgreich.

*Wassermann* (21. Januar bis 18. Februar)

Unabhängigkeitsliebend, allem Neuen zugänglich, reformliebend, hilfsbereit. Nach außen hin liebenswürdig, gute Menschenkenntnis. Dagegen innerlich unruhig, launisch, sprunghaft, unberechenbar, eigensinnig. Mehr zur Freundschaft als zur Ehe geeignet; mehrere Partner nicht selten. Beruf: ungeeignet für abhängige Stellungen, Neigung zur Selbständigkeit; häufige Richtungswechsel.

*Fische* (19. Februar bis 20. März)

Ruhig, gütig, freundlich, sehr feinfühlig, anhänglich. Andererseits ausgeprägte Einbildungskraft, Neigung zur Mystik, schwach entwickelter Wirklichkeitssinn, unentschlossen, unpraktisch, oft bequem, gleichgültig, hilflos, verträumt, energielos. In der Ehe: liebevoller und gütiger Partner, opferbereit. Im Berufsleben: nur erfolgreich, wenn durch starken Willen gelenkt, eigener oder fremder.

Man findet im großen und ganzen gesehen viel Richtiges in diesen Typenbeurteilungen, das darf man nicht verkennen. Verständlich durch ein jahrtausendaltes Beobachten der Lebensläufe und Lebensäußerungen zu bestimmten Zeiten Geborener, bestimmten kosmischen Einflüssen Unterworfenen. Insofern läßt sich auch ein oberflächliches Bild über die Anlagen des Einzelnen entwerfen. Ganz richtig sagen die Astrologen, daß nicht allein das Tierkreiszeichen entscheidet, daß weitere Einflüsse berücksichtigt werden müssen. Aber hier schon fängt das astrologische Unterfangen an, fraglich zu werden; unmöglich läßt sich ein völlig einwandfreies Bild gewinnen; es müßte derart ins einzelne gehen, wie es mit menschlichem Geist und menschlichem Können gar nicht zu erfassen wäre. Stärkere oder schwächere Einflüsse hier und dort: ein unentwirrbares Labyrinth von Erkennbarem und Unerkennbarem. — Schicksalsprophezeiungen sind nicht nur als absurde Versuche mit unzulänglichen Mitteln zu werten, sondern auch als gefährlich beeinflussende Suggestionen, die bei labilen Menschen größten psychischen Schaden verursachen.

„Im Jahre 1518 hatte der damals hochberühmte Stern-  
deuter Stöffler prophezeit, daß im Februar 1524 eine große  
Sintflut alles Irdische vernichten werde. Stöffler hatte berech-  
net, daß Saturn, Jupiter und Mars im Februar des genannten  
Jahres im Himmelszeichen der Fische zusammenkommen  
würden, und diese Annäherung der Planeten mußte nach  
seiner Meinung unfehlbar eine Sintflut herbeiführen. Eine  
allgemeine Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Bevöl-  
kerung in allen Landen, und je näher der ominöse Termin  
rückte, um so mehr stieg die Angst und um so törichter be-  
wegten sich die vom Weltuntergang Bedrohten.

Handel und Wandel wurde dadurch arg in Mitleidenschaft  
gezogen. Die Bauern bestellten ihre Felder nicht mehr, man  
unternahm keine größeren Arbeiten mehr, die Schuldner  
mochten nicht bezahlen und verjubilten angesichts des nahen  
Todes lieber das Geld, und aus eben diesem Grund lieb auch  
niemand mehr etwas. Sehr klug taten die Reichen! Sie reisten  
ins Gebirge, um dort dem Wasser zu entgehen, und einige  
ließen sogar eine Arche Noah bauen.

Aber der Februar 1524 verging, und die Sintflut kam nicht.  
Alles atmete auf, als ob ein entsetzlicher Alp von allen ge-  
nommen wäre. Nur im Kurfürstlichen Schloß zu Berlin-Cölln  
an der Spree herrschte nach wie vor dumpfe Beklemmung  
und Angst. Kurfürst Joachim I., der sich selber mit Stern-  
deuterei beschäftigte und in einem Schloßturmchen sogar  
eine Art Sternwarte besaß, hatte durch seinen hochgelehrten  
und hochgeschätzten Hofastrologen Johann Carion erfahren,  
daß sich Stöffler verrechnet habe und daß die Sintflut erst  
am 15. Juli 1525 zu erwarten sei. Sie werde auch nicht die  
ganze Erde, sondern nur die deutschen Lande und speziell  
das flach gelegene Berlin-Cölln heimsuchen. Der Kurfürst  
befahl, diese Prophezeiung geheimzuhalten, und als am  
15. Juli nachmittags eine Wolkenwand im Westen hochstieg,  
öffneten sich plötzlich die Schloßportale, und eine ganze Reihe  
von Staatskarossen raste in aller Eile dem Berliner Ararat,  
dem Kreuzberg, zu, der ja damals noch ziemlich weit draußen  
vor den Toren der Stadt lag. Die kurfürstliche Familie, die

hohen Beamten und die Staatskasse sollten auf der schwindeln-  
den Höhe des genannten „Bergs“ in Sicherheit gebracht  
werden.

Die guten Bürger standen starr vor Staunen, ob dieses  
seltsamen Beginns. Als man aber später erfuhr, was die  
hohen Herrschaften zur Flucht veranlaßt hatte, trat lähmen-  
des Entsetzen ein und nicht geringe Wut darüber, daß die  
edlen Herren sich so aus dem Staub gemacht hatten ohne  
Warnung für den Bürger, der sozusagen wie eine Maus er-  
saufen konnte und durfte. Gegen Abend kam ein kleiner  
Gewitterregen, und es wurde den Herren auf dem Ararat  
ein miniature recht ungemütlich und bänglich; als aber die  
Sonne wieder durch die Wolken brach, da ermannte sich der  
einzige Mann unter den Herrschaften, die Kurfürstin Elisa-  
beth, und überredete ihren Gemahl zur Heimkehr, da offen-  
bar der Weltuntergang abgesagt worden sei.

Man fuhr also, von der Bürgerschaft der Schwesterstädte  
nicht eben freudigen Blicks begrüßt, ins Schloß zurück, und  
— welch seltsamer Zufall — kurz vor der Schloßeinfahrt fuhr  
plötzlich der Blitz eines heraufziehenden Gewitters nieder,  
tötete den Reitknecht und erschlug die vier Pferde vor dem  
kurfürstlichen Wagen.

Totenbleich wankte der Kurfürst ins Schloß, wäre er doch  
beinahe ein Opfer seiner Furcht geworden!

Gar zu viele trauen noch in unseren Tagen den Voraus-  
sagungen der Astrologen, selbst auf politischen Gebieten.  
Potentaten und Machthaber hatten bis in die neueste Zeit  
ihre Hof- und Leibastrologen, daran hat sich seit Wallen-  
steins Zeiten nicht mehr als die äußere Form geändert. Privat-  
astrologen berechnen die Schicksale von Nationen voraus,  
und die breite Masse glaubt ihnen. Wenn der Zeitpunkt ge-  
kommen ist, zu dem dies oder das eintreten soll, ist der Astro-  
loge und seine Prophezeiung wieder vergessen. Das Eintreten  
einer Voraussage ist kein Beweis für astrologisches Können:  
wahrscheinliche Entwicklung und Zufall sind die Helfer der  
Himmelsdeuter.

Aus den letzten Jahrzehnten ließe sich immerhin mehr von

unerfüllten als von erfüllten Prophezeiungen berichten: Stinnes sollte in ein Kloster gehen, Wilhelm II. eines unnatürlichen Todes sterben, Hindenburg sollte nach zwei Jahren politisch abgewirtschaftet haben, Italien sollte mit Frankreich Krieg führen und Savoyen wiedererobern. Ein bekannter Astrologe prophezeite friedliche Verhältnisse bis 1971, abgesehen von kleineren Konflikten. Ab 1933 sollte Hitler an Einfluß verlieren, die Juden an Bedeutung gewinnen. Die meisten Hitler-Horoskope waren falsch. Nach seinem Tode allerdings fanden andere, daß man sich verrechnet hatte und lasen aus den Sternen, daß er eines nicht natürlichen Todes starb. Für zahlreiche ausländische Sterndeuter war scheinbar der Wunsch der Vater des Gedankens, als sie wahrsagten: Es gibt keinen Krieg. Hitler hat ein typisch unkriegerisches Horoskop. — Hitlers Stellvertreter Hess war ein gläubiger Anhänger der Astrologie. Seine Berater redeten ihm auf Grund seiner Horoskop-Deutung ein, er sei dazu berufen, Deutschland mit England zu versöhnen, und vielleicht kam es so zu jenem abenteuerlichen und erfolglosen Flug über den Kanal.

## VON WAHREN UND FALSCHEN PROPHETEN

*Wahrsagen ist einträglicher als Wahrheit sagen.*

LICHTENBERG

### Weissagungen ehemdem

Wer erinnert sich nicht jenes doppelsinnigen Delphischen Orakelspruches: „Wenn Du den Halys überschreitest, wirst Du ein großes Reich zerstören.“ König Krösus legte den Spruch zu seinen Gunsten aus, überschritt den Fluß, und sein Reich ward zerstört. Der „prophetische“ Spruch hätte sich in jedem Fall bewahrheitet, denn wäre Cyrus besiegt worden, Krösus' Gegner, dann wäre ein anderes großes Reich zerstört worden. Pythia, die Apollopriesterin, und ihre Kolleginnen waren sehr kluge Köpfe, aber keine Wahrsagerinnen im eigentlichen Sinne des Wortes, und vielleicht gerade deshalb war das Orakel zu Delphi von ungewöhnlicher Bedeutung für das gesamte antike Leben.

Das älteste griechische Orakel war das von Dodona. Im Blätterrauschen der heiligen Eichen vernahmten die Priester die Stimme des Gottes Zeus. Aus dem Flug ihrer schwarzen Tauben, aus dem Echo ihrer dröhnenden Erzbecken erkannten sie fast wie heutige Meteorologen kommende Wettereigenschaften. Sie wußten, daß Tiere mit ihren ausgeprägt empfindlichen Sinnen feinste Wechsel in der Atmosphäre fühlten, daß der Schall bei geänderten Luftverhältnissen in besonderer Weise zurückgeworfen wurde, und konnten auf Grund jahrelanger Beobachtungen das Wetter vorhersagen. Aus der ehemaligen reinen Forschungsstätte wurde aus Ehrfurcht der Gläubigen vor dem prophetischen Können der Priester ein Heiligtum des Zeus.

Fast ebenso berühmt wie die Pythia von Delphi war die Sibylle von Cumae. Sie weissagte aus Laubblättern, die mit Zeichen versehen waren und die sie vor dem Wahrspruch vom Winde durcheinanderwirbeln ließ. Auch hier kam dem

Winde als dem Odem Gottes besondere Bedeutung zu. Die Sibylle verkündete kommendes Leid, künftige Katastrophen. Ihre Prophezeiungen, aufgeschrieben, aufgehoben und in Tempeln behütet, waren noch lange nach ihrem Tode mystische Grundlage für das Wahrsagen späterer römischer Priester- generationen und „Auserwählter“. Bei Heraklit heißt es:

„Die Sibylle mit rasendem Mund, Ungelachtes und Ungeschmücktes und Ungesalbtes hinwerfend, dringt durch die Jahrtausende mit der Stimme, getrieben von Gott.“

Zum Stab eines römischen Feldherrn gehörte in jedem Falle ein „pullarius“, ein Hühnerwärter, der auf allen Feldzügen einen Korb mit jungen Hühnern bei sich hatte. Seine Aufgabe war es, das Federvieh vor jeder Unternehmung über die Siegesaussichten zu befragen. Zu diesem Zweck wurden Getreidekörner ausgestreut; wenn die Hühner sie eifrig aufpikten, so hatte das eine günstige Vorbedeutung. Der pullarius brauchte also seine Orakeltiere nur hungern zu lassen, und ein günstiger Spruch war gesichert. Man sieht: das *Corriger la fortune* ist ein von alters her geübter Brauch und nicht erst zu Zeiten Minna von Barnhelms üblich gewesen.

Ein einfaches, aber viel gebrauchtes römisches Orakel waren die *sortes*. Beschriftete Täfelchen waren zu einem Bündel zusammengefaßt. Es wurde beim Befragen geschüttelt. Das herausfallende Täfelchen gab die weissagende Antwort. In etwas anderer Form hat sich dieses Losorakel bis in unsere Zeit erhalten; auf Jahrmärkten trifft man manchmal Vertreter der Wahrsagergilde, die in einem offenen Kasten Hunderte von gedruckten Briefchen haben. Ein Papagei pickt dem Kunden eins heraus, und man kann sein Schicksal schwarz auf weiß ablesen.

Auch andere aus der Antike überlieferte Arten der Schicksalsbefragungen erfreuen sich immer noch eines gewissen Vertrauens: Das Spiel der Verliebten „Er liebt mich — er liebt mich nicht“, das Werfen einer Münze „Kopf oder Wappen“ sind harmlose Restbestände aus einer Zeit, die im Finden immer neuer, im Grunde gleichbleibender Methoden exzellierte.

Weissagende Hellscher hat es zu allen Zeiten gegeben, einerlei, ob sie im hellen Rampenlicht standen, wie Hanussen, oder ob sie im Dunkel eines Hinterstübchens billige Schicksalsdeutungen abgaben.

Menschenkenntnis, Kombinationsgabe und eine mehr als durchschnittliche Intelligenz waren die Hilfsmittel der Großen unter den hellsehenden Propheten; raffiniert ausgedachte Tricks sicherten ihnen durch scheinbar außergewöhnlich sichere Prophezeiungen nicht nur die Gunst der Masse.

Erich Steinschneider oder, wie er sich mit „Künstlernamen“ nannte, Erik Jan Hanussen war einer der interessantesten Vertreter seiner Zunft. Die Jahre zwischen 1928 und 1933 waren seine große Zeit. Hellschen und Wahrsagen brachten ihm genug Geld ein, um sich eine feudale Wohnung in Berlin leisten zu können. Aus Film, Bühne, Politik und der Großindustrie kamen seine gut zahlenden Kunden.

Er verstand es, die Technik in Dienst zu nehmen: in allen Räumen waren Mikrofone untergebracht, sein vier Meter langer Schreibtisch barg ein Aufnahmegerät. Im Warteraum — selbst in seiner Abwesenheit — Belauschtes nutzte er für seine Zwecke aus. Ein Erkundungsdienst, wie er einem Detektivbüro Ehre gemacht hätte, unterrichtete ihn über alles, was er wissen mußte. Die nationalsozialistischen Politiker Hess, Röhm, Graf Helldorf, Ernst gehörten zu seinen besten Kunden. Besonders Hess glaubte ihm, dem Scharlatan und Genie, bedingungslos. An Hitler selbst ist er nie herangekommen.

Weshalb entging Hanussen nicht seinem Tode, wenn er hellseherische Fähigkeiten hatte? In jener Nacht, als er ahnungslos zwei Männern folgte, die ihn nach einer Vorstellung in der Berliner „Scala“ abholten, hat er sich selbst entlarvt.

Ein Rückblick auf einige der politischen Prophezeiungen

Jan Erik Hanussens mag zur kritischen Beurteilung seiner Prophetengabe beitragen. Im Jahre 1932 sagte er für das folgende Jahr voraus:

Deutschland bekommt Leihkolonien (es bekam keine).

Der Bolschewismus macht im Jahre 1932 einen verzweifelten Vorstoß und bricht in seinem heutigen System zusammen (es kam ganz anders).

Frankreich und Deutschland werden 1932 wirtschaftlich zusammengehen; daher Aufschwung des Handels (das Gegenteil trat ein: Kündigung des deutsch-französischen Handelsvertrages).

### Der Weltgeschichtsprophet Nostradamus

Hanussen gehörte keineswegs zu den großen Weltgeschichtspropheten, die den Aufstieg oder Untergang der Nationen auf weite Sicht hin voraussagten oder große politische Prophezeiungen über die Entwicklung der Menschheit machten. Er blieb im Rahmen zeitgebundener „Weissagungen“, die ihm materielle Erfolge versprachen. Nostradamus, der kluge Franzose, der im 16. Jahrhundert lebte, war weit aus größeren Formats, einer der imponierendsten Gestalten seiner Zeit. In seinen prophetischen Schriften steckt trotz vieler doppeldeutiger Formulierungen viel Wahrheit und noch mehr Weisheit. Im Vorwort zu seinen berühmt gewordenen zehn „Centurien“, die je hundert gereimte Verszeiler enthielten und nach seinen eigenen Angaben absichtlich nicht chronologisch geordnet waren, heißt es:

„Ich gebe ein Spiel von tausend dunklen Reimen, entdeckend und verbergend, was Zukunft wird entkeimen.“

Die Vorschauen in den „Centurien“, zum großen Teil astrologisch berechnet, reichen bis zum Jahre 3797.

Schon zu Lebzeiten war Nostradamus zu einer Berühmtheit geworden, hatten sich doch seine Weissagungen über das Schicksal der damaligen königlichen Familie Frankreichs genau erfüllt. Nach seinem Tode trafen die Voraussagen über

Cromwell, Ludwig XIV., die Französische Revolution und Napoleon ein. Zumindest hat man seine Verse ohne viel Mühen dahingehend auslegen können. Seine Weissagung über Napoleon beginnt wie folgt:

„Ein Kaiser wird geboren, welcher dem Reich teuer zu stehen kommt. Von den Leuten, mit denen er sich verbindet, wird es heißen, man fände bei ihnen weniger Fürsten als Schlächter . . .“

In zahlreichen Versen wird die Geschichte des Kaisers, der Feldzug nach Rußland, die Flucht, die Gefangennahme und sein Ende geschildert: 214 Jahre vor der Geburt Napoleons! Von Deutschlands Entwicklung heißt es:

„Das große Reich, das schon früh zerstückelt, wird aus dem Inneren heraus aus kleiner Grafschaft wachsen.“

In seinem Schoße wird das Zepter ruhen!“

An anderer Stelle heißt es:

„Brabant, Flandern, Gent, Brügge und Boulogne werden vorübergehend mit dem großen deutschen Reich vereinigt. Doch wenn der Waffenkampf beendet ist, wird der große Fürst von Armenien Kampf ansagen.“

Wer ist der große Fürst von Armenien?

Die Zukunft des russischen Reiches wird mit folgenden Worten gestreift:

„Das Slawenvolk wird durch eine Weltkriegsstunde zu großer Macht gehoben werden. Ein Mann, auf dem Lande geboren, wird das Oberhaupt sein.“

Nostradamus hat heute noch viele Anhänger, darunter ernsthaftere Forscher. Seinen Tod hat er auf den Tag genau vorausgesehen, besser gesagt, voraus berechnet, denn er trug das Datum in sein Horoskop ein. Am Abend des 1. Juli 1566 sagte Nostradamus zu seinem Freund Jean Aimé de Chavigny:

„Du wirst mich bei Sonnenaufgang nicht mehr am Leben sehen.“ Er küßte Frau und Kinder und blieb allein. Kurz vor Sonnenaufgang starb er. Er faszinierte seine Zeitgenossen nicht nur durch seine „scherischen Gaben“, nein, auch weil er als Arzt ein stets opferbereiter Helfer war. Es ist über-

liefert, daß er sich furchtlos unter Pestkranken in Lyon aufhielt, von denen er Hunderte heilte.

Die Königinmutter Katharina von Medici fragte ihn einmal: „Sind wir so wenig frei, daß alles kommt, wie es vorbestimmt ist?“ Seine Antwort: „Ja, das ist mein Glaube. Wir sind nicht frei, aber es kommt eine andere Zeit, eine Umwälzung, todbringend und lebenerzeugend zugleich. Sterben wird dann nicht mehr ein Opfer sein. Der Todestag verwandelt sich in eine neue Geburt für jeden. Ich sehe den göttlichen Geist, wie er die glückliche Seele trägt . . .“

Er glaubte an ein späteres besseres Dasein jedes einzelnen Menschen, der ganzen Menschheit.

### Madame Lenormand

Unter den Wahrsagerinnen aller Zeiten ragt als eine ganz besondere Erscheinung Marie Anne Lenormand, die Sibylle aus der Rue Tournon, hervor, die in einer der größten Epochen der menschlichen Geschichte lebte, nämlich zur Zeit der Französischen Revolution und des Auftretens Napoleons. Sie blieb von keinem der großen Ereignisse unberührt, ja man kann sagen, daß sie einen nicht unwesentlichen Einfluß ausgeübt hat. Die größten und höchstgestellten Persönlichkeiten Europas pflegten bei ihrer Anwesenheit in Paris ihr Kabinett aufzusuchen.

Die Lenormand wurde im Jahre 1772 zu Alençon geboren und im Kloster der Benediktinerinnen erzogen. Schon mit sieben Jahren machte sie eine zutreffende Prophezeiung. Als nämlich der Stuhl der Äbtissin des Klosters leer war, sagte sie voraus, wer die neue Würdenträgerin sein würde. Im Jahre 1789 soll sie bereits den Zusammenbruch der Monarchie mit allen seinen Folgen und die entsetzlichen Ereignisse der Revolution prophezeit haben. Den Schreckensmännern Robespierre, St. Just und Marat verkündete sie ihr tragisches Schicksal. Marat sagte sie voraus, daß er König werden, aber ein blutiges Ende finden würde.

Der späteren Gemahlin Bonapartes, Josephine Beauharnais, prophezeite sie den Tod ihres ersten Gatten und die Vermählung mit einem Soldaten, der zu den höchsten Würden aufsteigen werde. Josephine wurde durch diese Voraussage um so mehr ergriffen, als ihr schon vor Jahren auf der Insel Martinique von der Negerin Euphemia David geweissagt worden war, daß sie einstmals die Kaiserkrone tragen werde.

Ihre glänzendste Zeit hatte die Lenormand im Jahre 1813, als die siegreichen Verbündeten Paris zum erstenmal besetzten. Damals suchte Zar Alexander I. sie auf, auch der zurückhaltende Friedrich Wilhelm III. soll inkognito bei ihr gewesen sein.

Unter den vielen zutreffenden Prophezeiungen der Lenormand, die vollkommen verbürgt sind, ist besonders eine erstaunlich, die ganz genau und in der schmerzlichsten Weise in Erfüllung ging. Der Königlich Westfälische Minister von Malchus erzählt sie in seinen Memoiren:

„Die Gräfin Morio hatte vor ihrer Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Mann die Lenormand um ihr Schicksal befragt, und diese hatte ihr unter anderem gesagt, sie werde dreimal nacheinander verhehlicht werden. Das erste Mal heirate sie einen Mann, den sie und der sie jetzt nicht kenne. Durch diesen mache sie ein großes Glück und erhalte alles, was sie vernünftigerweise wünschen könne. Dann, wenn sie recht glücklich zu sein glaube, ja, wenn selbst ihr höchster Wunsch, Mutter zu werden, erfüllt sei, so komme bald nach einer großen Feuersbrunst ein sehr vornehmer Besuch zu ihr ins Haus; nicht lange darauf werde ihr Mann gewaltsam getötet werden.“

Malchus kannte den Grafen Morio und hatte öfter mit ihm zu arbeiten. Er fand, daß der Graf, wenn er länger als eine Stunde von seiner Frau entfernt sein mußte, alsbald ängstlich wurde und aufzubrechen versuchte, um wieder nach Hause zu kommen.

„Als ich ihn wieder etwas lang aufhalten mußte, drang er in mich, abzubrechen, und bat mich, ihn zu begleiten, damit

ich selbst die Angst seiner Frau sehen und seine Verlegenheit deuten möchte. Ich erfüllte seinen Wunsch und fand seine Frau in größter Angst wegen ihres Mannes. Als sie erfahren hatte, daß dieser mir alles Dahingehörige mitgeteilt hatte, bestätigte sie es und fügte hinzu: „Soll ich nicht für das Leben meines Mannes zittern, da alles andere bis dahin auf das genaueste eingetroffen ist. Ich kannte ihn nicht und er mich nicht. Ich habe durch meine Verheiratung mit ihm ein großes Glück gemacht, und mir fehlt jetzt gar nichts, was ich vernünftigerweise wünschen könnte. Ich habe sogar die Freude, bald Mutter zu werden, und bin meiner Niederkunft nahe. Die große Feuersbrunst, der Schloßbrand, ist leider vorüber; der sehr vornehme Besuch ist nicht ausgeblieben, denn der König ist zu uns nach Bellevue gezogen, und wir haben ihm mehrere unserer Zimmer einräumen müssen; ich schließe folglich aus allem mit Zittern, daß der gewaltsame Tod meines guten Mannes sehr nahe ist.“

Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und versicherte ihr, daß ihr Mann bei mir wenigstens vollkommen sicher sei, daß ich auch nur noch eine, freilich aber etwas lange Zusammenkunft mit ihm haben werde.

An einem der nächsten Tage war Morio noch um elf bei mir und ritt dann mit dem König aus. Beim Zurückkommen sah ich beide an meinem Haus vorüberreiten. Sie ritten nach dem Marstall, wo Morio dem König Verschiedenes auseinandersetzte, während die Gräfin schon in Todesangst war, ja deswegen sogar zu Bett gebracht werden mußte.

Nach einer kleinen Weile reitet der König nach Hause. Morio bleibt noch da. Plötzlich fällt ein Schuß! Die Gräfin hört ihn, springt wie außer sich aus dem Bett und schreit: „Das ist mein Mann, er ist erschossen!“

Leider war es so. Der edle Morio war durch einen französischen Fahnschmied, dem seiner Liederlichkeit wegen ein Deutscher vorgezogen werden mußte, boshafterweise erschossen worden.“

## Der Wald-Hiasl

In Deutschland lebte um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Prophet, der sich seinen Unterhalt als Waldhirte im Bayerischen bei Zwiesel verdiente. Der Volksmund nannte ihn „Wald-Hiasl“. Vor seinem Tode verkündete er denen, die nicht an ihn glauben wollten, er werde vor seiner Beerdigung noch ein Zeichen tun. Was geschah? Ein Rad sprang vom Leichenwagen ab und der Sarg öffnete sich. Seine Prophezeiungen reichen bis in unsere Zeit hinein. Da liest man also:

„Der große Krieg wird durch einen kleinen anheben und durch einen großen, der übers Wasser kommt, wird er gar.

Gleich nach diesem Kriege kommt eine Zeit, da wird das Geld gar keinen Wert mehr haben. Geld wird man aus Papier und Eisen machen, und das Gold wird so wertvoll sein, daß man um wenige Goldstücke einen Bauernhof kaufen kann.

Hernach wird ein strenger, grausamer Herr kommen. Die Kleinen werden groß und die Großen klein werden. Die Mütter werden ihren eigenen Kindern nicht mehr trauen, und den Herrgott werden sie von den Wänden reißen.

Die Herrschaft des Grausamen wird nach einem zweiten, noch schrecklicheren Krieg wieder zu Ende sein. Wer während dieses Krieges des Nachts auf einem Berge steht, wird im ganzen Wald kein Licht mehr sehen.

Bald danach beginnt das große Aufräumen. Ein Himmelszeichen kündigt es an. Über die böhmischen Berge werden die mit den roten Kappen kommen. Aber es währt nicht lange. In einer Nacht wird es geschehen. Wer auf die Flucht zwei Laib Brot nimmt und einen verliert, soll ihn liegenlassen, weil ihm auch einer reichen wird.

Wer diese Zeit übersteht, muß einen eisernen Kopf haben. Dann werden die arm gewordenen Wäldler im Glauben an den Herrgott lange Zeit wieder im Frieden leben!“

## WAHRSAGEN MIT KARTEN UND KAFFEESATZ

„Die Karten lügen nicht!“

Mit der Lenormand starben die Bedeutenderen ihrer Kaste so ziemlich aus. Dafür ist das Heer der kleinen wahrsagenden Mitläufer mehr und mehr angewachsen. Sie machen es billig, mit billigen Hilfsmitteln, mit Spielkarten und Kaffeesatz. Die Kunst, Künftiges aus den Karten zu lesen, ist keineswegs so uralt, wie man glauben machen will, denn die ersten Spielkarten tauchen erst im achten Jahrhundert auf.

Die Technik des Kartenlegens ist einfach. Die 32 Blätter werden nach dem Abheben meist in vier Reihen zu je acht Karten nebeneinander ausgelegt. Jeder Karte kommt eine besondere Bedeutung zu; ihre Lage ist mitentscheidend.

Damit der Leser einen Eindruck von der mysteriösen Methode des Kartenlegens erhält, folgt hier eine kurze Zusammenfassung der wesentlichsten Gesichtspunkte für die Beurteilung des ausgelegten Kartenorakels. Der persönlichen Phantasie ist weitester Spielraum gelassen.

### Herz-Karten

Der *König* ist die Person des Fragestellers selbst, wenn es sich um einen Mann handelt. Für das weibliche Geschlecht bedeutet die Karte: Freund, Verlobter, Ehemann. Nähe oder Ferne der ausgelegten Karte des Partners bedeutet baldige oder spätere Verlobung bzw. Heirat.

Die *Dame* ist die Fragestellerin selbst, für den männlichen Fragesteller: Freundin, Braut, Ehefrau.

Der *Bube* ist Freund, Angehöriger oder Kind. Nähe der Karte: Vorteile durch diese Person; Ferne bedeutet Schlechtes.

*Herz-10*: Wunscherfüllung. Schlechte Gesellschaft. Neider. Auch Zeichen für Beliebtheit bei Freunden.

*Herz-9*: Freunde, Freundschaft. Gute Nachricht, Brief, Fröhlichkeit.

*Herz-8*: Angenehmer Besuch. Geschäftsverlust. Veränderung. Entfernt: verzögerter Besuch.

*Herz-7*: Großes Glück, Liebe.

*Herz-As*: Wohnung, Haus. Gleichzeitig liebeentscheidend.

*Königsnähe*: schlimmes Leid, nahe *Pik-As*: Verlust, nahe *Karo-7*: gute Häuslichkeit.

### Pik-Karten

*König*: älterer Herr, Mann von gebildetem Wesen, Schwierigkeiten, Eifersucht.

*Dame*: ältere Dame.

*Bube*: Nachricht, Heirat mit vornehmer Menschen in Aussicht, Reise, Ausflug.

*Pik-10*: Glückskarte. Weite Reise. Gewinn.

*Pik-9*: Große Hoffnungen in unbestimmter Zeit. Eifersucht, Herzenskummer bei Ledigen. Entfernt liegend: große Sorgen.

*Pik-8* bedeutet: demnächst Schwierigkeiten.

*Pik-7*: Berufsstellung. Karte rechts von der Person: Glück in Liebe und Ehe; Karte links: große Schwierigkeiten.

*Pik-As*: Behörden. Spitze nach oben: glückliches Alter; nach unten: Schwierigkeiten, Krankheiten.

### Karo-Karten

*König*: Junger Mann. Wohlhabender Mann anständiger Gesinnung. Ferne Karte: Unbeständigkeit; zu guter Heirat noch lange Zeit.

*Dame*: Junge Dame, wohlhabend. Treue Liebe zu Unwürdigem. Kummer und Sorgen.

*Bube*: Glückskarte. Ehrungen. Geschenke.

*Karo-10*: Erbschaft, viel Geld. Glückliche Zukunft. Nahe: Glück will erarbeitet sein; Kummer in der Familie.

*Karo-9*: Glück im Spiel. Erfolg in der Liebe. Wenig Familienglück.

*Karo-8*: Ehre. Anerkennung. Geheimnisse vor dem Befragenden. Karte links: Herzenskummer. Karte nahe *Kreuz-König*: tiefes Herzeleid. Ferner geschäftlicher Erfolg.

*Karo-7*: Erfolg. Herzenssehnsucht bleibt unerfüllt. Karte entfernt: Abschwächung.

*Karo-As*: Wichtige Nachricht. Nahe *Kreuz-König*: unglückliche Botschaft. Nahe *Herz-As*: Heiratsantrag. Links von der Personenkarte: unangenehme, rechts freudige Nachricht.

### Kreuz-Karten

*König*: Neider. Drohendes Unglück.

*Dame*: Neiderin, gefährliche Person. Rivalin in der Liebe. Nahe *Herz-As*: schlechte Schwiegermutter. Ferner Eifersucht, Mißtrauen.

*Bube*: Verleumdung, Mißgunst.

*Kreuz-10*: Überraschung, Verdruß, Streit.

*Kreuz-9*: Verlust, Eifersucht.

*Kreuz-8*: Krankheit, Unglück.

*Kreuz-7*: Kummer und Leid.

*Kreuz-As*: Schrecken. Nahe Karte: baldige Verlobung.

Jetzt mag jeder selbst sein Schicksal aus den Karten deuten und ihren Sinn oder Unsinn auslegen, wie er will.

Die meisten Kartenschläger sind — selbst bei nicht allzu großen Geistesgaben — gute Psychologen. Kleine Tricks helfen ihnen beim Erraten gewisser Wünsche oder Eigenschaften der Besucher. Dazu gehört die Aufforderung: „Wenn Sie verheiratet sind, heben Sie die Karten bitte mit der rechten



Altdeutsche Spielkarten (verkleinerte Wiedergabe)

Hand, sonst mit der linken Hand ab!“ Damit weiß der Wahrsager oder die Wahrsagerin bereits Wesentliches über den Klienten.

Positive Prophezeiungen können ihr Gutes haben, besonders bei gläubig primitiven Menschen. „Sie werden Erfolg haben“, und der junge Mann wirft sich in die Brust und hat effektiv „Glück“. Das junge Mädchen, dem geweissagt wird: „Da ist jemand, der Sie heiraten möchte“, verliert ihre Minderwertigkeitskomplexe, zieht sich vielleicht besser an, gibt sich unbefangener. Andererseits führen Unglücksprophezeiungen beim gleichen Personenkreis nicht selten zu depressiven Gemütszuständen. Eine geweissagte Krankheit tritt ein, veranlaßt durch Autosuggestionen, die die gesunden

Abwehrstoffe schwächen. Erfolglosigkeit im Berufsleben kann die Folge unverantwortlicher Weissagungen sein, die dem Beratenen das natürliche Selbstvertrauen genommen haben. Verantwortungsbewußtsein aber ist wohl selten bei der Masse der Kartenleger zu finden.

„Die Gläubigkeit, mit welcher besonders Frauen, auch aus den gebildeten Ständen, die Wahrsagereien der Kartenlegerinnen aufnehmen und befolgen, gehört jedenfalls zu den merkwürdigsten Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens. Ein im Jahr 1859 in Berlin entlassener Zuchthaussträfling, der gebessert zunächst sehr ordentlich und gesittet lebte, fiel dann wieder in Verbrechen, weil ihm eine Kartenlegerin wahrsagte, daß er noch einmal sehr glücklich werden würde, nachdem er vorher noch einmal ins Zuchthaus gekommen wäre; er legte es nun auf letzteres an.“ (Wutke.)

### Allerlei Schicksals-Aberglaube

Ist das Kartenschlagen schon eine recht zweifelhafte Angelegenheit, so wird die Antwort auf die Frage nach dem Schicksal zum Witz, wenn der Kaffeesatz weissagen soll, wenigstens für uns Heutige. Vielleicht war es die Kostbarkeit des braunen Getränks in früheren Tagen, die zu dieser Art der Prophetie Anlaß gab. Sehr bald schon gab es Anleitungen in Kaffeesatzbüchern. Hier ein Auszug aus einem um 1750 erschienenen Werk:

„Die weise Frau schüttet das Oberschälchen ungefähr halb voll dicken Coffee, und schwinget dasselbe dreymal, nicht mehr und nicht weniger, in die Runde herum . . . Diejenigen, welche am sichersten gehen wollen, hauchen nach dieser Schwingung dreymal in die Tasse hinein, weil zu vermuten ist, der weissagende Odem einer solchen Person werden die Theilgen des Coffees in der Tasse zu bedeutenden Figuren zusammenordnen. Wenn dieses geschehen, setzt sie die Tasse verkehrt auf den Tisch, damit der Coffee ablaufe . . . und die wahrsagenden Theile des Coffees ganz allein in der Tasse

hängen bleiben. Endlich nimmt sie die Tasse in die Höhe und sieht hinein . . .“

Was sagt nun eigentlich der Satz in der Tasse aus? — Viereckige Figuren künden Pech an, dreieckige bringen Glück. Fensterähnliche Gebilde sagen einen Diebstahl oder einen Einbruch voraus. Ein Kreuz verheißt langes Leben usw.

Das Brotkügelchen-Orakel ist ähnlich absurd. Mehrere aus Brot gedrehte Kügelchen werden mit leichtem Schwung auf die Tischplatte geworfen. Läßt sich durch Verlegen eines einzigen Kügelchens die Figur eines Kreuzes bilden, dann ist die an das Schicksal gestellte Frage bejaht, ansonsten verneint.

Andere würfeln: Gerade Zahlen bedeuten Glück oder ein „Ja“, ungerade Pech oder ein „Nein“.

Ein aus dem Mittelalter stammendes Orakel sagt der werdenden Mutter den Tag der Entbindung voraus. Dazu muß sie etwas Hafer in ein Tuch tun und eine Stute, die schon ein Füllen hat, davon fressen lassen. Die verbleibende Körnerzahl gibt die Zahl der Tage bis zur Geburt des Kindes an.

Ein beliebtes Orakelspiel, das eine große Anhängerschaft hat, ist das beliebige Aufschlagen einer Bibelseite und das blinde Hindeuten auf eine Stelle. Der so gefundene Spruch soll zukunftsweisend sein. Als „sicherer“ gilt das Einstecken einer Nadel in den zugeklappten Band, um die prophezeiende Seite zu ermitteln. Die gleiche Nadel blind über die Seite geführt, dient der Spruchfindung.

Genug des grausamen Spiels, obwohl noch Hunderte von Weissagungsmethoden angeführt werden könnten.

### Traumdeuter auf Abwegen

Über die wissenschaftliche Seite der Traumdeutung wurde vorher berichtet. Die gewerbliche Traumdeuterei, basierend auf „alten ägyptischen Geheimnissen“, sei es, daß sie durch „Kundige“ persönlich ausgeführt oder in Geheimbüchern an den Mann gebracht wird, bleibe nicht unerwähnt. Traum-

bücher haben sich über die Jahrhunderte erhalten und werden — da kein schlechtes Geschäft — immer wieder neu aufgelegt.

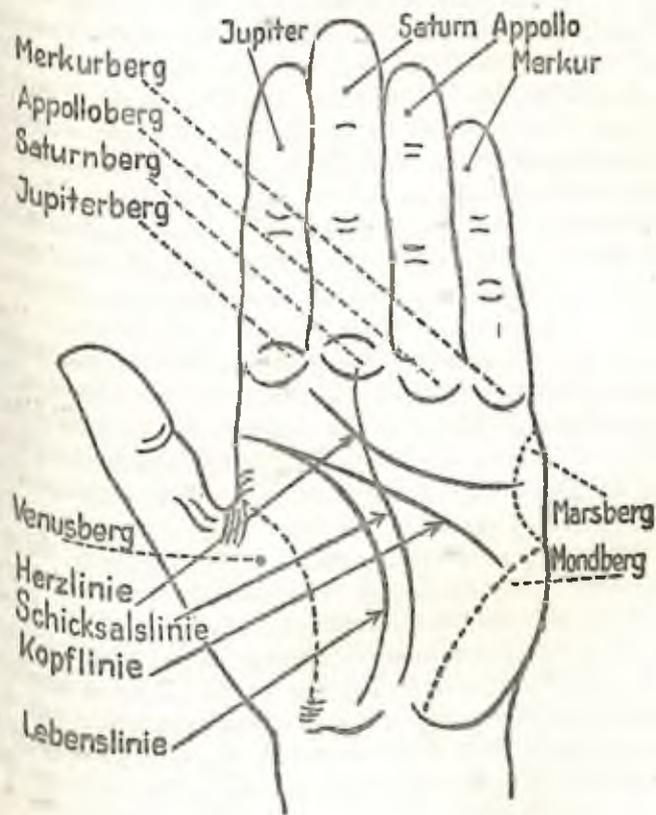
Werfen wir einen Blick in ein Exemplar. Da fallen unverständliche, durch nichts zu erklärende seltsame Auslegungen auf. Warum zum Beispiel Pfaumen einen baldigen Todesfall ankündigen und Kuchenessen im Traum allgemeines Unglück bringen soll, warum eine im Schlaf gesehene Leiche auf eine Hochzeit hinweisen, ein Traum-Kind Ärgernis im Gefolge haben und ein offenes Grab das Erleben eines fröhlichen Festes sichern soll, ist unerfindlich. Obst sehen verkündet den Tod eines nahen Verwandten, Nasenbluten hingegen bringt Glück und Gunst. Ein trauriger, im Schlaf gehörter Gesang verspricht dem Träumenden Wohlergehen und der Anblick einer Frauenbrust eine angsterfüllte Zukunft. Der Traumgott möge uns ja nicht frische Wäsche auf der Leine zeigen, sie sagt Krankheiten und Verleumdung voraus.

Die seltsamen Traumbuchinhalte geben den über einen Totenkopf im Kerzenschein „Deutenden“ das Material zu ihren auf nichts anderem basierenden Auslegungen. Psychologisches Denken schaltet aus, Unsinn ist Trumpf. In diesem Sinne gesehen sind Träume wirklich Schäume.

### Handlesen — eine Wissenschaft?

Man muß unterscheiden: Chiromantie, die Handlesekunst im volkstümlichen Sinne, und die Chiologie, die wissenschaftliche Handform- und Handlinien-Deutung.

Die Chiromantie, der ein gewisser Wahrheitsgehalt sowie ein gewisser Wert nicht abzusprechen ist, wenn von Schicksalsvoraussagungen abgesehen wird, ist chaldäischen Ursprungs. Astrologisches Ideengut mischte sich frühzeitig mit chiromantischem. Im antiken Rom entstand die Vorstellung, daß nicht nur der Mensch als Ganzes, sondern auch seine einzelnen Glieder von den Gestirnen beeinflusst würden. Daher kommt es, daß Chiromantie und Chiologie den Hand-



Zur Chiromantie und Chiologie

teller in sieben von den Handlinien eingegrenzte Planetenregionen und Planetenberge einteilen (siehe Bild).

Aus der Art der das Handinnere durchziehenden Linien glaubt die Chiromantie das Schicksal des Menschen ablesen zu können, die Chirologie vermag Anlage und Charakter aus ihnen abzulesen. Hand- und Fingerformen werden in beiden Fällen mit berücksichtigt. Wenn es im Volksmund heißt: „Der Mund lügt leichter als die Hand“, und wenn man im Buche Hiob nachlesen kann: „In die Hand jedes einzelnen Menschen grub Gott Zeichen, damit sie seine Eigenschaften kund tun“, so haben diese Aussprüche durchaus Berechtigung. Eine Möglichkeit des Wahrsagens aus der Hand wird hier ebensowenig angedeutet, wie sie als ausgeschlossen gelten muß. Glaube an die Schicksaisdeutung aus der Hand ist Aberglaube.

Wiederum läßt sich nicht bestreiten, daß die Hand zahlreiche Aufschlüsse über die Wesensart und den Charakter zu geben vermag. Ihre Form im ganzen wie ihrer einzelnen Teile, der Finger, der Nägel, läßt recht genaue Rückschlüsse auf die Eigenarten des Menschen zu. Die Künstlerhand sieht anders aus als die Hand des Bauern. Die Hand des geistig Aktiven zeigt andere Merkmale als die des Träumers; die des Musikers andere als die des Bürokraten, die des Verbrechers andere als die des „braven Mannes“. Charaktereigenschaften offenbaren sich im „Spiegel der Seele“, wie die Hand in Parallele zum Auge genannt wurde, in oft erstaunlich prägnanter Weise. Es darf nicht verkannt werden, daß die Handlinien aufschlußreiche Hinweise auf das Seelenleben des Einzelnen geben: „Zeige mir deine Hand, und ich werde dir sagen, wer du bist.“

Die Handlinien entstehen nicht, wie manchmal behauptet wird, nur durch Handfaltungen und Arbeit, denn ein neugeborenes Kind hat fast immer mehr Linien in seinen Händen als ein schwer arbeitender Mensch. In späteren Jahren vermehrt sich der Linienreichtum einer Hand mit der Charakterformung und Erlebnistiefe. Es gibt viele Menschen, die kaum mehr als drei Hauptlinien aufweisen; bei ihnen wurde die

Erlebnistiefe durch den Verstand, durch kühles, kaltes Nur-Denken unterdrückt. Die Hände der reinen Intellektuellen zeigen wenig Linien, Empfindungsmenschen, Künstlernaturen dagegen viele.

Grundlage für jede chirologische Handbeurteilung ist ihre äußere Form, einschließlich ihrer Glieder. Babyhände unterscheiden sich nicht sehr voneinander, sie sind mollig und weich. Die bleibende Handform bildet sich erst zwischen dem achten und zehnten Lebensjahre heraus.

Eine dicke plumpe Hand verrät einen selbstsüchtigen, zur Selbstüberschätzung neigenden Menschen. Harte Hände verraten Energie und Ausdauer, weiche schlaffe Hände Trägheit und Triebhaftigkeit. Geschmeidige Finger deuten auf Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit hin. Materielle Neigungen lassen sich aus einer breiten Handfläche, starkes Gefühlsleben aus einer schmalen erkennen, besonders dann, wenn die Finger länger als der Handteller sind. Natürlich muß dabei berücksichtigt werden, ob die Hand — nicht die Handlinien — durch schwere Arbeit verformt wurde.

Die Handkundigen unterscheiden sechs verschiedene Haupttypen:

1. Der *primitive* oder *elementare* Typ.

Die Hand ist auffallend breit, hat kurze Finger, einen kurzen dicken Daumen. Sie ist Merkmal der geistig Primitiven, verrät aber auch Sinn für Arbeit, Familie und Häuslichkeit. Sie gehört robusten Naturen von stabiler Körperlichkeit.

2. Der *spatelförmige* Typ.

Der Handrumpf verbreitert sich von der Handwurzel ausgehend bis unter die Finger. Die Finger zeigen an den Spitzen Ballenformen mit seitlicher Ausdehnung.

Charakteristik des Spateltypes: Praktisch in jeder Beziehung, geistig wie physisch, unternehmungslustig, entschlossen, im allgemeinen großzügig, vielseitige Interessen. Mehr materielle als ideelle Einstellung zum Leben.

### 3. Der *eckige* Typ.

Hand- und Fingerbegrenzungslinien verlaufen parallel. Ebenmäßigkeit.

Charakteristik: eigenwillig, rechthaberisch, konservativ, festhaltend an Althergebrachtem. Er liebt „die gute alte Zeit“, ist kleinlich, ehrgeizig, berechnend, sparsam; dabei gewissenhaft, gründlich, ordnungsliebend bis zur Pedanterie. Wenig Gemüt. Der geborene Spießbürger und Bürokrat, der sich allen Vorschriften bedingungslos fügt.

### 4. Der *knotige* Typ.

Die Handform ist die seltenste: betont dicke Knoten an den Fingergelenken, so daß zwischen den Gliedern Zwischenräume über und unter den Knoten entstehen.

Charakteristik: Anständige Gesinnung, gerechtes Denken, der Geistigkeit zugeneigt. Künstlerische Begabung.

### 5. Der *konische* Typ.

Hand und Finger konisch zulaufend.

Charakteristik: Stimmungsmenschen, Gemüts tiefe, Begeisterungsfähigkeit, Sinn für feineres Genußleben. Ordnungsliebe vielleicht, doch muß ein anderer die Ordnung schaffen, da ihnen jene Kleinlichkeit und Genauigkeit nicht liegt, wie auch selten Pünktlichkeit, Wirtschaftlichkeit (zu wenig Einteilungsvermögen). Sie fühlen sich, fest an einen Platz gestellt, nicht wohl, benötigen Abwechslung, Veränderung. Sie lieben alles Schöne und sind zumindest eitel.

### 6. Der *ideale* Typ.

Schmale schlanke Hand, zart, etwas dem eckigen Typ ähnelnd, schmale lange Fingernägel.

Charakteristik: Reine Empfindungsmenschen mit starker Intuitionsbegabung. Körperlich zähe, aber selten stabil. Starkes künstlerisches Empfinden, das sich durch guten Geschmack zeigt. Ohne selbst künstlerisch ausübend zu sein. Vorsicht ist nur dann geboten, wenn das Handinnere auffallend wenige Linien hat.

Der reine Typ kommt fast nie vor. Fast immer sind die Formen Mischungen, entsprechend den jeweiligen Charakteranlagen. Eine Hand mit knotigen Fingern sagt nicht anständige Gesinnung aus, wenn andere Merkmale überwiegen.

Bei allen Handformen weist Härte auf Neigung zur Verknöcherung des Wesens hin. Eine elastisch feste Hand entspricht einem gesunden Menschen und Charakter. Weichheit verrät eine geschwächte Konstitution, aber auch einen weichen Charakter, Genußfreudigkeit und Liebe zur Bequemlichkeit.

Starke oder weniger starke „Berge“ sind weitere Merkmale. Ein kräftiger Venusberg zum Beispiel läßt den Schluß auf Triebhaftigkeit und Sinnlichkeit zu, besonders dann, wenn er von vielen Linien durchzogen ist. Ferner wird die Länge der einzelnen Fingerglieder, das Verhältnis des einen zum anderen, die besondere Gestalt des Daumens mit in Betracht gezogen. Der Daumen sagt über den Willen aus; fester Daumen: Eigenwilligkeit, Selbstbewußtsein; biegsamer Daumen: Anpassungsfähigkeit bis zur Beeinflußbarkeit und Labilität.

Daß die Form der Fingernägel, ihre natürliche und nicht zuletzt die individuell zugestutzte, charakterliche Deutungen zuläßt, ist verständlich. Der spitze Nagel verrät nicht nur Eitelkeit und Selbstherrlichkeit, der stumpfe nicht nur Bescheidenheit und Zurückhaltung! Es würde hier zu weit führen, auf Einzelheiten einzugehen.

Die Linien in der Hand tragen die aus der Zeichnung hervorgehenden Namen. Außer diesen Hauptlinien gibt es zahlreiche andere, die nach chiromantischem Wissen alle ihre besondere Bedeutung haben. Bei der Beurteilung der Linien sollen Länge, Richtung, Einfachheit oder Verästelungen, Stärke und Farbe berücksichtigt werden.

Die *Lebenslinie* zeigt den Gesundheitszustand an, verrät aber nicht etwa, wie es die Zukunftsdeuter unter den Handlesern sagen, wie lange der Betreffende leben wird. Langgezogen und stark ausgeprägt, verrät sie den gesunden Menschen, kurz und schwach zeigt sie Krankheit an, ebenso bei starken Verästelungen und Unterbrechungen.

Die *Kopflinie* gibt Aufschlüsse über logisches Denkvermögen. Beurteilung wie oben, nach Stärke, Geradlinigkeit, Unterbrechungen, Verästelungen usw. Die Kopflinie spiegelt zudem den Grad der Phantasie.

Die *Herzlinie* zeigt Güte oder Brutalität, Weichheit oder Härte an, ferner die Stellung zur Umwelt. Schwache Konturen weisen auf einen harmonischen Lebenslauf und Zufriedenheit hin.

Die *Schicksalslinie* hält die Ereignisse fest, läßt aber keine Deutung auf Kommendes zu. Bei großer Länge und Prägnanz läßt sie auf ein glückliches und materiell sorgenfreies Leben schließen.

Die Handlinien sind ständigen Veränderungen unterworfen, je nach den Veränderungen, die der Einzelne erlebt. Daraus geht schon die Abwegigkeit der Zukunftsdeutung hervor.

Grundsätzlich soll die linke Hand die Veranlagung eines Menschen, die rechte das anzeigen, was er aus seinen mitgebrachten Gaben gemacht hat. Drückt zum Beispiel die linke Hand Willensschwäche, die rechte Willensstärke aus, dann mag der Schluß gezogen werden, daß eine schlechte Veranlagung überwunden wurde und damit der weitere Schluß: Nicht ein vorgeschriebenes Schicksal bestimmt unser Leben, sondern unser Wille.

Mit dem Tode verschwinden die Linien aus der Hand fast ganz. Ihr Leben geht mit dem des Menschen zu Ende.

Die wissenschaftliche Chirolgie studiert natürlich besonders die Hände von Persönlichkeiten, über deren Charakter, Veranlagungen und Wesen genaue Unterlagen vorhanden sind; sie kann, auf diesem Wege aufbauend, dem Studium eine sichere Grundlage geben. Die Hand Gerhart Hauptmanns zum Beispiel zeigte wenige, aber klare Linien auf einem schwachen Venusberg: Triebkraft durch Geistesarbeit zurückgedrängt.

Albert Einsteins Hand hat eine besonders lang auslaufende Kopflinie. Seine feingegliederten Finger verraten starkes Einfühlungsvermögen.

Die Hand Emil Jannings' verriet Vitalität. Sie ist massig, aber nicht plump: Lebensbejahung. Napoleon hatte Spatelhände: Entschlußkraft und Tatendrang.

## Erpendle Dein Schicksal

*Töricht, auf Besserung der Toren zu barren!  
Kinder der Klugheit, o habet die Narren  
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!*

GOETHE

Man stelle sich ein Pendel her. Rezept: der Faden darf nicht länger als 30 Zentimeter sein und soll nach Möglichkeit ein Pferde- oder Frauenhaar sein, zur Not kann auch ein Seidenfaden benutzt werden. Das Gewicht am unteren Ende des Pendels darf 220 Gramm nicht überschreiten. Das obere Padenende darf unter keinen Umständen zwischen Daumen und Zeigefinger gefaßt werden, weil beide sich „entgegenwirken“. Die weitere Anleitung finden wir in einer Zeitschrift aus dem Jahre 1952:

„Hält man das Pendel über den Mittelpunkt eines Kreises, auf dessen Peripherie die Buchstaben des Alphabets verzeichnet sind und dessen horizontaler Durchmesser die Ja-Linie und dessen vertikaler Durchmesser die Nein-Linie bezeichnen, so bleibt das Pendel in der Ruhelage, wenn man jeden Gedanken ausschaltet. Sobald man aber einen Gedanken hegt, eine Frage stellt, auf welche man als Antwort ja oder nein erwartet, schwingt das Pendel sofort auf der Ja- oder Nein-Linie. Denkt man andere Fragen, auf welche man eine genaue Antwort erwartet, so gibt das Pendel die Antwort, falls die Frage nicht unpassend war, durch Schwingungen auf die entsprechenden Buchstaben der Unterlage. Es handelt sich hier, wie in jahrelanger Prüfung einwandfrei festgestellt worden ist, um die Übertragung der Gedanken zwischen zwei Welten, dem Diesseits und dem Jenseits.“

Der aufgeschlossene Leser wird den kaum zu übertreffenden Unsinn dieser Zeilen längst erkannt haben. Aber mehr noch über das, was das „siderische“ Pendel kann. „Siderisch“ bedeutet — nebenbei gesagt — die wahre Umlaufzeit der Gestirne angehend; das siderische Jahr ist das Sternjahr. Aus seiner Pendelbewegung lassen sich Metalle erkennen: über Gold beschreibt es einen Kreis, über Silber eine Ellipse. Über den menschlichen Körper gehalten, gibt es Krankheitsherde an. Der Patient braucht selbst gar nicht anwesend zu sein, es genügt seine Fotografie.

Das Pendel sagt über dem Lichtbild eines Verschollenen sogar aus, ob er noch lebt oder ob er schon gestorben ist; es verhält sich ruhig beim Verstorbenen. Über den Leib der werdenden Mutter gehalten, verkündet es: Männlein oder Weiblein. Schier unerschöpflich ist des Pendels Wissensmacht.

Was ist nun Tatsächliches an der Pendelei? Führen wir selbst einige Versuche aus. Legen wir ein Blatt mit einer waagerechten Ja-Achse und einer senkrechten Nein-Achse vor uns hin. Während wir das Pendel ruhig über den Kreuzungspunkt halten und uns dabei die Bewegungsrichtung in der Waagerechten gedanklich konzentriert vorstellen, dann dauert es nicht lange, bis das Pendel in gewünschter Weise schwingt. Der zweite Versuch mit der Nein-Richtung wird genau so gelingen. Die Ursache ist eine unwillkürliche, also ungewollte Muskelbewegung der Finger, des Armes. Jedes Denken regt, wie Versuche ergeben haben, das motorische Nervensystem in irgendeiner Form an und damit die Muskeln. Je konzentrierter unser Denkvorgang ist, um so auffälliger wird die Bewegungsübertragung. Eine physikalische Tatsache unterstützt den Pendlungsvorgang. Die zuerst ganz geringfügige Schwingung erhält zu gleichen Zeitpunkten stets neue Anstöße und vergrößert sich dabei immer mehr, wie die gleichmäßig angestoßene Kinderschaukel in immer größere Schwingungen gerät.

## Naturwissenschaftliche Voraussagen

Naturwissenschaftliche Voraussagen, wie sie hier gemeint sind, bauen auf einer festen Grundlage auf. Sie weisen auf Kommandes hin, nicht gehaut, sondern errechnet. Es sind keine Schicksalsdeutungen der Materie, es sind Erkenntnisse eines sicheren Ablaufs des Geschehens. Darum ist dies Kapitelchen gewissermaßen zur Erholung vom „Übersinnlichen“ hier angehängt.

Wieder können wir bis ins Altertum zurückgreifen: So wurden die Ankündigungen von Sonnenfinsternissen von den Chaldäern bereits mit Präzision geübt. Was sie voraussagten, traf mit Bestimmtheit zu den angegebenen Terminen ein.

Bei dem großen Historiker Mommsen lesen wir, daß ihm das überlieferte genaue Datum einer Sonnenfinsternis ermöglichte, den Tag einer Schlacht im Altertum zu nennen, von der nur die Jahreszahl bekannt war, das Jahr 168 v. Chr. Damals — und so ist es geschichtlich überliefert — standen sich bei Pydna in Mazedonien das Heer des letzten mazedonischen Königs Perseus und das römische Heer unter Aemilius Paulus zur Entscheidungsschlacht gegenüber. Da, plötzlich, unmittelbar vor Beginn des Kampfes, eilte ein römischer Offizier durch die Reihen seines Heeres und verkündete allen Soldaten, daß an diesem Tage eine Sonnenfinsternis stattfinden werde. Sie mögen dieses mit vorausberechenbarer Gesetzmäßigkeit eintretende Naturschauspiel nicht als Schrecknis aufnehmen (das dürften seine Worte gewesen sein), sondern als eine Hilfe der Götter, die, mutig ausgenutzt, zum Siege führen müsse. Und so geschah es auch. Die richtig prophezeite Sonnenfinsternis trat ein. Die darauf nicht vorbereiteten Mazedonier verloren in ihrem Schrecken die Schlacht und König Perseus sein Reich, das zur römischen Provinz wurde.

Newtons Freund, der Astronom Halley (1656—1742), sagte die Wiederkehr des nach ihm benannten Kometen voraus. Tatsächlich: auf den Tag traf die seltsame Himmelserscheinung ein.

Der Planet Neptun wurde am lange vorher bestimmten Ort gefunden, nachdem bessere astronomische Fernrohre zur Verfügung standen.

Die Geschichte der Chemie weiß von zahlreichen Vor-entdeckungen noch unbekannter Elemente, von denen die Forscher sagten, daß sie einfach vorhanden sein müßten, auch wenn man sie noch nicht kenne. Die Lücken in der Tabelle der 92 Elemente sind entsprechend den Voraus-berechnungen heute längst gefüllt.

Auch die jüngste naturwissenschaftliche Theorie, die Einsteinsche Relativitätstheorie, kann sich bereits auf ein-getroffene Prophezeiungen berufen. Eine solche ist die Behauptung der allgemeinen Relativitätstheorie, daß Lichtstrahlen in starken Gravitationsfeldern, das heißt in unmittelbarer Nähe riesiger Massen, krummlinig fortschreiten. Wenn zum Beispiel das Licht eines Fixsternes knapp am Sonnenrande vorbei zu uns eilt, so muß es nach Einsteins Voraus-berechnung durch die Sonnenmasse eine Ablenkung um 1,75 Bogensekunden in dem Sinne erfahren, daß uns der Fixstern um diesen Winkel von der Sonne weggerückt erscheint. Da aber das sonst blendende Licht der Sonne eine Beobachtung ihr so nahe scheinender Sterne nur bei einer totalen Sonnenfinsternis gestattet, mußte eine solche zur Überprüfung der Einsteinschen Prophezeiung abgewartet werden. Infolge des Krieges, der die zur Finsternis von 1914 in die Krim beab-sichtigte astronomische Expedition vereitelte, und anderer Zufälle war es erst anläßlich der totalen Sonnenfinsternis am 21. September 1922 auf dem australischen Festlande möglich, die entsprechenden Beobachtungen zu machen. Sie ergaben tatsächlich die von Einstein prophezeite scheinbare Verschiebung der sonnenrandnahen Sterne von ihrem wirk-lichen Platz.

## WUNDERHEILER UND MAGNETOPATHEN

### Wunderärzte

Vom Altertum bis heute, vom Eingeborenenkral bis in die Großstädte, immer und überall gab es Wunderheiler, geheimnisumwitterte Medizinmänner, Wunderärzte. Ihre Heilmethoden sind verschieden, gleich ist der Glaube an ihre „Berufung“ durch Götzen, Gott oder Menschen. Viele ihrer Erfolge verdanken sie der kritiklosen Gläubigkeit der Masse.

Es soll nicht verkannt werden, daß es neben den Schar-lataanen, neben den Doktor Eisenbarts, Persönlichkeiten gab, die denen, die zu ihnen kamen, aus ehrlichem Herzen und mit wirklichem Können geholfen haben. Es soll ebenso wenig verkannt werden, daß der suggestive Einfluß, den sie auf ihre Anhänger ausübten und der wiederum Autosugge-stionen veranlaßte, Heilungen, ja Massenheilungen zur Folge hatte. So fällt es schwer, ein Urteil abzugeben, sei es in positiver oder negativer Richtung. Ein Heilfaktor ist und bleibt der Glaube, beim Wunderdokter wie beim anerkannten Arzt.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte Prinz Alexander von Hohenlohe, ein mit suggestiven Kräften begabter aristokratischer Wunderdokter, dessen Heilerfolge denen eines Gröning ähneln. — Als hochgestellter Geistlicher suchte er seine Kranken durch die Macht des Glaubens zu heilen. In einer Jesuitenschule erzogen, entwickelten sich seine glänzenden geistigen Anlagen in hervorragender Weise. Er war ein Kanzelredner von seltener — man darf wohl sagen — suggestiver Sprachgewalt. Seine Wunderkuren hatten zur Folge, daß er in Bayern, wo er längere Zeit seines Lebens verbrachte, als mit übernatürlichen Gaben gesegnet verehrt wurde.

Prinz Hohenlohe, dessen spätere Wunderheilungen in der Großwardeiner Gegend die mythenfreudige Phantasie des

Volkes zur Legendenbildung anregten, war alles andere als ein Scharlatan oder Quacksalber. Als scharfer Beobachter erkannte er den Einfluß des Nervensystems auf die gesamte Ökonomie des Körpers und heilte seine Patienten durch suggestive Beeinflussung. Dem Prinzen, dem es mit seinen Kuren durchaus Ernst war, kamen rein äußerlich eine imponierende Erscheinung und seine Ehrfurcht gebietende geistliche Würde zugute; sie allein schon hatten Suggestivwirkung.

Hatte er einmal einen Mißerfolg, so war nach seiner Auffassung der Grund der, daß der Glaube des Heilungsuchenden nicht stark genug war. Der Prinz war von der Idee seiner göttlichen Sendungen durchdrungen.

„Tatsache ist, daß dem Prinzen eine gute Zahl interessanter Kuren glückte. Bei manchen hatte er allerdings nur einen Achtungserfolg zu verzeichnen, so bei einem Fall, der sich um die Mitte der 40er Jahre in der Nikolaikirche in Preßburg ereignete. Ein Bettler, eine wahre Jammergestalt, sollte den vollen Gebrauch eines lahmen Beines wiedererlangen. Die imponierende Weise, der flammende Blick Hohenlohes, die Art, wie er zu ihm sprach, versetzte den Bettler in höchste Aufregung, die sich bis zur Ekstase steigerte, als der Prinz mit einer Stimme, die in ihrem vollen Umfange dem Schwellen der Orgel in einer großen Kathedrale glich, ihm die sofortige Heilung seines siechen Leibes verkündete. „Erhebe dich, ich befehle es dir im Namen der mir vom Allerhöchsten verliehenen Macht!“ rief er mit einer Stentorstimme, zu dem Lahmen gewendet. Und sich, das Wunder geschah! Der Lazarus erhob sich von seinem Sitze, machte wie ein Leichttrunkener drei Schritte nach vorne, stürzte dann aber mit einem gellenden Schrei zusammen und wurde blutend aus der Kirche getragen.

Wieder andere Kuren gelangen ihm vollkommen. So heilte er unter anderen die Gattin des Güterdirektors des Barons Dietrich in Pankota im Arader Komitat. Geburtswehen hatten ihr den Gebrauch der Sprache geraubt, und alle Kunst der Ärzte erwies sich als machtlos, ihr die Zunge zu lösen.

Hohenlohe legte ihr die Hände segnend aufs Haupt, machte ihr auf Mund und Stirne das Zeichen des Kreuzes, legte einen Rosenkranz in ihre Hand und befahl ihr, das Vaterunser zu beten. Eine heftige Bewegung überkam die arme Frau, ein krampfhaftes Schluchzen, ein reichlicher Tränenstrom, eine übermächtige Anstrengung, und sie begann mit klarer Stimme die Worte des Gebets herzusagen.“ (Nach Tony Keller: „Wundermenschen“.)

Prinz Hohenlohe war eine außerordentliche Erscheinung unter den „Wunderdoktoren“, einer von den wenigen unter den vielen, die es ehrlich meinten und für die nicht der Gewinn im Vordergrund stand. Im Gegenteil: er verschenkte alles, was er hatte, an die Armen. Im allgemeinen aber war das „Heilen“ nicht mehr und nicht weniger als einträgliches Geschäft, oft zusätzlich belebt durch Verjüngungsversprechungen.

Der Glaube an das Können der Wunderdoktoren, durchaus verständlich in Zeitläufen, in denen das Wissen um Dinge der Heilkunde, gemessen an unserer „aufgeklärten“ Zeit, geringfügig war, ist in bezug auf die zahlreichen lebenden Scharlatane kaum mehr verständlich. Persönlichkeiten wie Gröning sind damit nicht gemeint, obwohl sich im Streit der Meinungen manches zeigte, was bedenklich ist. Das von sachverständigen Ärzten abgegebene Gutachten über ihn und seine Tätigkeit lautet: „Bruno Gröning ist kein Scharlatan oder Hypnotiseur, sondern ein begabter, nichtärztlicher Psychotherapeut (Seelenarzt).“ Mit welchem Zitat aber in die Auseinandersetzung um diesen bekämpften und bewunderten Mann nicht eingegriffen werden soll.

In einem ergänzenden Bericht Dr. Casaretto heißt es: „Den Verfasser des Gutachtens wurde vom 3. bis 8. August 1949 Gelegenheit gegeben, Bruno Gröning und seine Heilmethode genau zu beobachten. Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Beobachtungen stand die Persönlichkeit Bruno Grönings, eines mittelgroßen, kräftig-sehnigen Menschen mit ausdrucksvollen, markanten Gesichtszügen. Die Sprache Grönings ist eindringlich, die grauen Augen von durch-

schauender Klarsichtigkeit. Er ist sehr gutmütig, doch entsprechend seiner seelischen Struktur als innenlebiger Typus mit einer der Außenwelt abgewandten Seelenhaltung: mißtrauisch! — Schlechte Erfahrungen mit Behörden und Ärzten haben diese seelische Grundhaltung noch verstärkt.

Gröning verfügt über eine gute natürliche Intelligenz, die die Schwächen einer mangelhaften Vorbildung langsam zu überbrücken beginnt.

Er erklärte, daß die Menschen sich von ihren ursprünglichen Kraftquellen entfernt hätten und darum in der Mehrzahl einem ursprünglichen, religiösen Erlebnis gegenüber nicht mehr genügend aufgeschlossen seien. In den seelischen Tiefenbezirken der menschlichen Persönlichkeit und auch überall in der Natur lägen nach wie vor verborgene Kraftquellen für die Gesundung in seelischer und körperlicher Hinsicht.“

Das ist zum mindesten interessant und hebt Gröning über den Sammelbegriff „Wunderdoktor“ etwas hinaus. Seine Heilungen haben nichts mit „Wundern“ zu tun, sie sind durch das Wirken als natürlich erkannter Kräfte — man muß sie psychotherapeutische nennen — allenfalls erklärbar.

Anders steht es um jene, die mehr oder weniger im verborgenen wirken, denen ein im Paket gesandtes benutztes Hemd, ein abgeschnittenes Stück Fingernagel, ein ausgerissenes Haar genügen, um Ferndiagnosen zu stellen und Mittelchen zu verschreiben, die zwar nicht billig sind, dafür aber auch nichts nutzen. Auch hier kommen Heilungen vor — die Objektivität gebietet es, davon zu sprechen —, sie sind wieder zurückzuführen auf den festen Glauben der Patienten: „Mir wird geholfen!“

### Der „tierische Magnetismus“

Der Gesunde legt einem Leidenden, einem Kranken, die Hand auf die schmerzende Stelle, es tut dem anderen wohl, er fühlt sich besser. Das wußte man schon in der Antike. Im

alten Rom gab es „Berührerinnen“, die durch das Berühren oder Streicheln der erkrankten Körperteile den Patienten Linderung verschafften, ja, die Heilungen vollbrachten. Mit Massagen hatte das nichts zu tun. Im Mittelalter war das gleiche Verfahren bekannt, wenn es auch weniger ausgeübt wurde. Zu einer wahren Kunst wurde es im 18. Jahrhundert durch den französischen Arzt Anton Mesmer erhoben. Er glaubte über besondere Eigenschaften zu verfügen, über ein „Fluidum“, das von ihm zum Behandelten überging, wenn er bestimmte Striche über dessen Körper ausführte. Im Gegensatz zum physikalischen Magnetismus nannte er den von ihm ausgehenden Einfluß „tierischen Magnetismus“.

Dazu veranlaßte ihn vielleicht seine anfängliche Behandlungsmethode, bei der er regelrechte Magnete benutzte, denen er zusätzliche Wirkungen zuschrieb. Später erkannte er, daß der Erfolg der gleiche war, wenn er die stählernen Hilfsmittel fortließ.

Man kann Mesmer, dem viele Heilungen gelangen, nicht als betrügerischen Wunderdoktor abtun, er glaubte ehrlich, daß Nervenkrankheiten durch Übertragung des „Magnetismus“ direkt und damit alle anderen Erkrankungen indirekt geheilt würden. In Wirklichkeit übte er unbewußt suggestiv hypnotische Kräfte aus. Leider kam Mesmer mit wachsendem Zulauf in das Fahrwasser der Scharlatane; er ging mehr und mehr mit plumpem Schwindel als mit echter Beeinflussung vor. Das hatte zur Folge, daß die Wissenschaft den ganzen „Mesmerismus“ als betrügerisch abtun wollte. Ein damals sehr angesehener Gelehrter, der französische Botaniker Jussieu, griff ein und warnte vor einer zu schnellen Verurteilung der Methode. Man solle doch das Kind nicht mit dem Bade ausgießen. Um irgendwelchen „Magnetismus“ könne es sich natürlich nicht handeln, aber das Phänomen als solches wäre ja zweifellos gegeben. Jussieu meinte ganz richtig, daß es sich um Vorgänge in den Bereichen des Seelischen handeln müsse. Der Mesmerismus erlag in Frankreich zwar nicht ganz, geriet aber mehr und mehr in Vergessenheit. In deut-

schen Landen blühte er dafür um so kräftiger auf; selbst bedeutende Ärzte verfielen Mesmers Lehre, man ahmte ihn nach und hatte Erfolge.

Bei allem Negativen muß zugegeben werden, daß Mesmer der Wissenschaft einen Anstoß zu Forschungen auf einem neuen Gebiet gegeben hat, von dem damals noch recht wenig bekannt war, zum Studium des Hypnotismus und seiner Einflüsse auf das Seelenleben.

Auf ganz anderen, nicht wissenschaftlichen Bahnen bewegte sich das Heer der Nachfolger Mesmers: ungezählte Heilmagnetiseure und Magnetopathen eröffneten ihre Praxis und behandelten frisch drauflos, unbestreitbar mit kaum erhofften Erfolgen. Wieder ließ sich die Masse in Bann schlagen, wieder führten Autosuggestionen zu effektiven Heilungen.

Das alles wäre nicht schlimm, wenn nicht so manche Wunderheiler aus Geschäftshuberei ihr Tun mit einem mystischen Mantel umgeben und damit eine neue Scharlatanerie geboren hätten. Da gibt es einige, die ihre Patienten mit bunten Leuchtröhren in der Hand verblüfften, andere nehmen Musik zu Hilfe, wiederum andere kommen ohne astrologische Zutaten nicht aus. Man könnte einwerfen: Was schadet das, wenn Heilungen erzielt werden? Sicherlich gar nichts. Aber es ist nicht ungefährlich, wenn die Volksgesundheit beeinflusst wird vom Tun und Lassen Unberufener, wenn Tausende ihr Heil bei Scharlatanen statt bei guten Ärzten suchen, die eher in der Lage sind, eine Erkrankung zu erkennen und zeitig bei der Wurzel zu packen. Die Heilerfolge der „Heilkundigen“ werden bekannt, die Mißerfolge bleiben im Dunkel; der Arzt wird nicht aufgesucht, kann es doch der andere besser — so glaubt man —, und in Fällen, wo mit einfachen ärztlichen Mitteln eine Heilung möglich wäre, sichts der Patient trotz seines Glaubens an den Heilunkundigen langsam dahin.

Die Heilpraktiker in ihrer Gesamtheit sollen mit diesen harten Worten durchaus nicht in Bausch und Bogen verurteilt werden, gibt es doch viele unter ihnen, die ihre Aufgabe ernst nehmen und damit ihre Existenzberechtigung erweisen.

In diesem Zusammenhang muß auf leichtfertige Veröffentlichungen in der Presse, in illustrierten Zeitschriften hingewiesen werden, die gar zu gerne „okkulte“ Erscheinungen einem sensationslüsternen Publikum in „schmackhafter“, aber irreführender Weise darstellen. So liest man in einer prominenten, weitverbreiteten deutschen Zeitschrift noch im Jahre 1951 über den Magnetismus folgende Sätze:

„Was sind das für unsichtbare Strahlen, mit denen der Magnetopath einen Patienten heilt, ohne ihn zu berühren?

Es ist ein ganz einfacher physikalischer Vorgang. Stellen Sie sich das geschwächte kranke Organ eines Patienten als Akku vor, der aufgefüllt werden muß. Der Magnetopath überträgt seine gesunden Lebens- und Nervenkräfte auf den Kranken. Neuerdings bezeichnet man diesen sogenannten Magnetismus als Organismusstrahlen.

Hat jeder Mensch Organismusstrahlen?

Ja, und jeder hat eine ganz persönliche Grundschwingung. Man kann auch Wellenlänge dazu sagen. Der Mensch sendet eine Symphonie von Strahlen aus, die seiner ganz persönlichen körperlichen Veranlagung entspricht.

Läßt sich die Wellenlänge messen?

Leider gibt es noch keine Apparate dafür. Aber Wünschelruten schlagen aus, wenn sie von menschlichen Magnetstrahlen getroffen werden. Gute Magnetopathen haben ein genaues Gefühl für die Wellenlängen, die von lebenden Körpern ausgehen. Im allgemeinen spürt man die Strahlen eines Menschen in zwei Meter Entfernung. Magnetopathen strahlen sechs bis acht Meter weit.

Was geschieht nun mit diesen Strahlen bei der Behandlung? Beim Kranken sind die Schwingungen disharmonisch geworden. Sie müssen wieder in gesunde Harmonie gebracht werden. Der Magnetopath stellt seine magnetischen Strahlen erst auf die Wellenlänge des Kranken ein und verbessert dann diese zu schwache oder unregelmäßige Schwingungszahl.“

Das ist ein in jeder Hinsicht unhaltbarer Unsinn, der durch die weiteren Auslassungen noch vermehrt wird:

„Wenn der Magnetopath Krankheitsstoffe, also schlechte Ausstrahlungen, aus dem Körper des Patienten abgeleitet hat, kleben sie an seinen Händen. Dann schüttelt er sie ab.

Wo bleiben die Stoffe?

In der Atmosphäre.

Und schaden sie dann keinem Menschen mehr?

Doch, leider. Die Stoffe wandern weiter und überfallen einen anderen Menschen, der gerade zum Kranksein neigt und sie anzieht. Deshalb sollte man die Krankheitsstoffe nicht einfach abschütteln.

Wie fühlen sich eigentlich die Krankheitsstoffe an, die man dem Körper des Kranken entzieht?

Es ist wie ein Bienenschwarm, der an den Händen klebt, ein Klumpen unsichtbaren Nebels, der unangenehme Gefühle verursacht.“

Vom menschlichen und tierischen Körper ausgehende Strahlungen sind wissenschaftlich nachgewiesen. Sie verhalten sich aber ganz anders, haben eine ganz andere Wesensart, als in den oben wiedergegebenen Zeilen dargelegt. Es muß dabei überdies getrennt werden zwischen hypnotischen „Strahlungen“ und Aktionsströmen, das heißt vom menschlichen oder tierischen Körper erzeugten elektrischen Strömen.

## ARZTLICHE DIAGNOSEN — EINMAL ANDERS

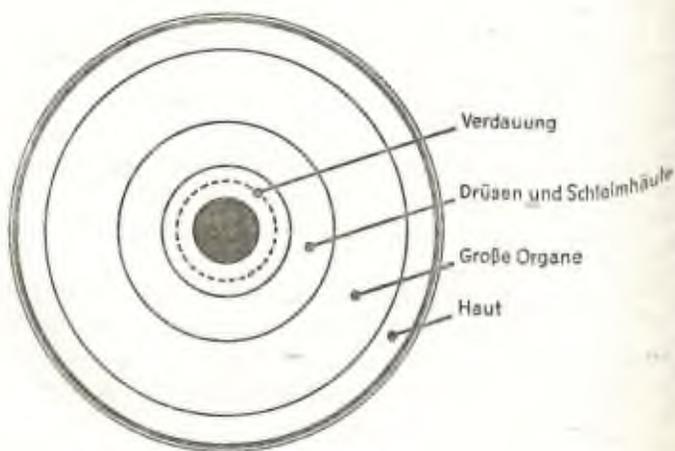
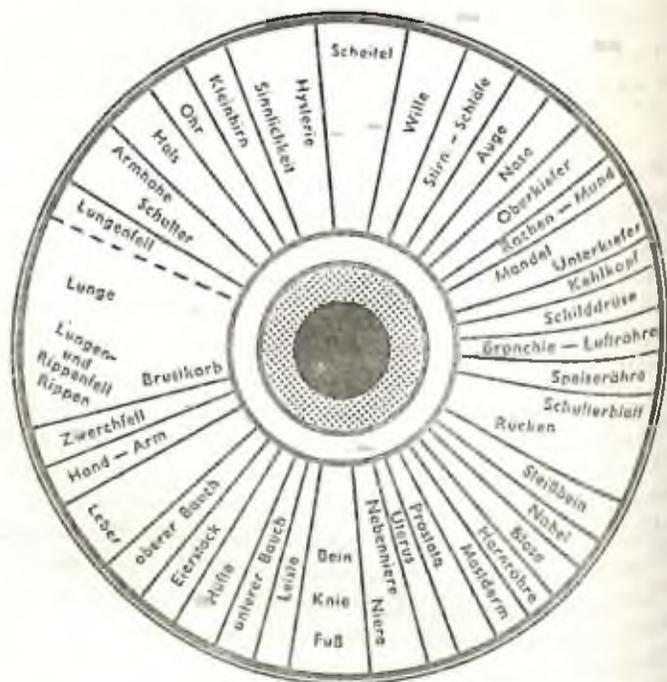
### Blick ins Auge

Daß sich das Auge mit Erkrankungen ändert, daß es Mattigkeit und Frische widerspiegelt, von körperlichen oder seelischen Leiden spricht, weiß jeder. Ebenso bekannt ist der Pupillenreflex. Eine andere Frage ist die, ob sich jegliche Krankheit, wie behauptet wird, aus Veränderungen der Iris ablesen läßt, vergangene, vorhandene und künftige. Die Wissenschaft lehnt die Augendiagnose nicht rundweg ab, sie erkennt sie jedoch nicht in vollem Umfange an. Sie lehnt vor allem die Krankheitsvoraussage ab, es sei denn, daß nicht etwa vorhandene Keime im Körper zu Veränderungen der Iris geführt haben: Skepsis bleibt.

Dem Augendiagnostiker — oft Heilpraktiker ohne tieferes Wissen — liegen allerdings sehr ausführliche „Gebrauchsanweisungen“ vor. Es sind von ernstesten Persönlichkeiten erarbeitete Unterlagen, über deren Wert oder Unwert hier nicht geurteilt werden soll. Der Leser mag sich auf Grund der beigefügten Zeichnungen eine ungefähre Vorstellung von der Eigenart der Augendiagnose machen. Die Zeichnung gibt nur das Wesentlichste wieder, die für den praktischen Gebrauch bestimmten großen Tafeln enthalten viel ausführlichere Angaben. Man muß ferner wissen, daß dem rechten Auge eine ganze andere Bedeutung als dem linken zugesprochen wird und daß für die Krankheitsbeurteilung kleinste Veränderungen maßgebend sind: Abweichungen von der Grundfarbe, Verdichtungen des Gewebes, dunkle Flecken, Blutgerinnsel usw.

Der radialen Unterteilung für das rechte Auge entspricht eine kreisförmige für das linke, die in der zweiten Zeichnung angedeutet ist. So soll eine Vergrößerung des Magenkreises, das heißt der ersten kleinen runden Region um die Pupille, eine Magenerweiterung anzeigen.

Die Form der Pupille, ob kreisförmig oder leicht elliptisch,



ein deutlicher oder weniger deutlicher Übergang zwischen Pupille und Iris geben weitere Anhaltspunkte. Eine nicht kreisförmige Pupille soll etwa Nervenschwäche andeuten, ein schlecht erkennbarer Pupillenrand Störungen des vegetativen Nervensystems.

Beim Stellen der Augendiagnose trägt Intuition des Untersuchenden sicher wesentlich zu ihrem Erfolg bei.

### Blick auf den Schädel

Auf Grund unzähliger Beobachtungen und Untersuchungen ist es der Hirnforschung gelungen, die körperliche Bewegungen veranlassenden Zentren in der Hirnrinde zu lokalisieren. Millionen von Nervenzellen, sogenannte Ganglien, münden hier. Ihre Reizung ruft eine bestimmte Bewegung hervor, regt bestimmte Muskeln zur Tätigkeit an. Neben den Bewegungszentren liegen andere, entsprechend den einzelnen Sinneempfindungen, dem Gedächtnis, der Sprache. Ihre Ordnung ist stets die gleiche, bei Menschen und Tieren. Eine stärkere Ausbildung einzelner Zentren entspricht stärkeren Fähigkeiten, denen des Denkens, Fühlens, Sehens, Riechens und andere.

Die „Phrenologie“, zu deutsch „Schädellehre“, behauptet nun — nicht im Einklang mit dem Standpunkt der Wissenschaft —, daß die stärkere oder schwächere Ausbildung des einen oder anderen Hirnzentrums Änderungen der Schädelform hervorrufe; an ihr und an knöchernen Vorsprüngen seien jeweilig hervortretende seelisch-geistige und körperliche Eigenschaften zu erkennen. Das ist sicher nicht der Fall. Der „Aufbau“ der Großhirnrinde ist so außerordentlich, so mikroskopisch fein, mithin auch die Gesamtstruktur, daß eine Beulenbildung der schützenden Knochenpartien sicher nicht die Folge besonders ausgebildeter Hirnrindenpartien sein kann.

Wenn Phrenologen annehmen, aus der besonderen Ausbildung eines Schädelteils Rückschlüsse auf Krankheiten der

zu den betreffenden Zentren gehörigen Körper- oder Sinnesorgane ziehen zu können, so ist das absurd. Eine hohe Stirn braucht noch nicht einmal auf besondere Intelligenz hinzuweisen, eine niedrige durchaus nicht auf Dummheit. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß die Schädelform gewisse Rückschlüsse auf die Persönlichkeit zuläßt, Rückschlüsse, die aber nicht verallgemeinert werden dürfen. Häufig hört man: „das ist ein ausgesprochener Musikerkopf“; damit ist der Schädel eines Types, wie etwa Furtwänglers oder Karajans, gemeint. Man braucht sich aber nur die Bildnisse einiger Komponisten oder Dirigenten anzusehen, um einer vorgefaßten Meinung widersprechen zu können. Beethoven, Bach, Brahms, Bruckner, Schumann, Schubert, Händel, Gluck, Wagner, Reger, Verdi, die Dirigenten Nikisch, Ansermet sind nach Typus und Charakter mehr von der Gesichtsform und dem Gesichtsausdruck als von der Schädelform, die eher rassische Zugehörigkeiten erkennen läßt.

## GEHEIMNISVOLLE STRAHLEN

### Das magische Reis, die Wünschelrute

„Verborgenes zu finden, zu erfüllen, ohne Aufwand an Geist und Geld“, so bezeichnet einmal ein ernster und sachlicher Wissenschaftler die Tätigkeit der Wünschelrutengänger, „jener Wahrsager mit der Rute statt mit der Katze, den Spielkarten und dem Kaffeesatz“. Das Problem der Wünschelrute ist viel umkämpft worden. Seit Jahrhunderten gibt es Menschen, die sich für befähigt halten, oder befähigt sind, mit der Wünschelrute verborgene Wasser- oder Metalladern unter der Erdoberfläche aufzufinden.

Die Wünschelrutenfrage hat eine abergläubische (magische) und eine sachlich-wissenschaftliche Periode erlebt. Die Magie sah in der Rute selbst die Ursachen zu den erstaunlichen Erscheinungen und konstruierte deshalb ganz besondere Bedingungen, unter denen sie geschnitten werden mußte. Sie sollte sogar imstande sein, Verbrecher aufzufinden und Verbrechen aufzuklären.

Erste wissenschaftliche Erklärungen gab um 1700 Pater Lebrun, welcher der Wünschelrute nur die Rolle eines ausführenden Instruments zuschrieb, eines Zeigers, dessen einzige Fähigkeit die Sichtbarmachung der unwillkürlichen Bewegungen des Suchenden sei. Seitdem nimmt man an, daß der Rutengänger die Nähe des Wassers spürt; aber wodurch er sie spürt, ist bis heute noch keineswegs geklärt. Man hat verschiedene Antworten auf dieses „Wodurch“ gesucht. Eine Zeitlang sah man in der Tatsache des Wasserfindens mit Hilfe der Wünschelrute nur ein gesteigertes Naturgefühl. So haben zum Beispiel Hirten, Schäfer oder Bauern ein feines Organ für Wetterveränderungen oder auch einen auffallenden Heilsinn. Ähnlich solle es sich bei den Wasserfindern verhalten. Aber ein solches Gefühl ist nur dort wirksam, wo dem Menschen die Gegend vertraut ist, denn ein Wetterprophet ist hilflos, wenn man ihn aus dem hei-

mischen Gebirge an die See verpflanzt. Die Fähigkeit jedoch, mit der Rute auf Wasser zu reagieren, bewährte sich bei einzelnen Rutengängern auch in Gegenden, die ihnen völlig unbekannt waren. Der gedankliche Schluß daraus ist, daß größere Wassermengen in einer gewissen Entfernung Erregungszustände hervorrufen, die im Rutenausschlag ihren Ausdruck finden.

Zur „physisch-physiologischen“ Erklärung hat man die Radioaktivität herangezogen. Der Erklärungsversuch wurde wegen seiner Dehnbarkeit sehr beliebt. Tatsächlich hat man bis heute keine zufriedenstellende Antwort auf die Frage gefunden, warum sensible Menschen auf das Vorhandensein von Wasser-, Kohle- oder Erzadern „ansprechen“.

Die Rutengänger selbst sind sich einer Wahrnehmung des Wassers oder anderer gesuchter Stoffe nicht bewußt. Schwache Geräusch- oder Geruchsempfindungen müssen ausgeschaltet werden. Wahrscheinlich ist es hier wie bei den Luftdruckänderungen, die man zwar nicht wahrnehmen kann, die aber das seelische und körperliche Befinden sensibler Menschen stark beeinflussen. Die Zustandsänderung wird am besten durch den Begriff der Erregung verständlich gemacht, die sich ähnlich wie beim echten Gedankenleser einstellt. In beiden Fällen erzeugt die starke innere Anspannung, die Einstellung auf die kommende Aufgabe, einen Erregungszustand, der je nach der Nähe oder Entfernung der richtigen Lösung schwankt. Diese Schwankungen äußern sich in ungewollten schwachen Bewegungen, die sich durch unwillkürliche Zuckungen der Rute merkbar äußern. Der Erregungszustand läßt sich durch Kontrolle der Herzstätigkeit, zum Beispiel auf elektrokardiographischem Wege, unabhängig von den Rutenzuckungen, feststellen. „Die Rute ist nur das zufällige historische Indexinstrument der Wassersensitiven.“

Trotz vieler Fehlanzeigen bei Wünschelrutenversuchen darf nicht mit falschen Voraussetzungen an das Problem herangegangen werden: das Phänomen als solches ist eine einwandfrei nachgewiesene Gegebenheit.

Wenn ein Rutengänger geologisch vorgebildet ist, kann er unter Umständen seine Fähigkeit zusammen mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen zum allgemeinen Nutzen verwerten. Ist er jedoch ausschließlich Rutengänger und hat von der Beschaffenheit des von ihm begangenen Bodens nur wenig Ahnung, so ist das Ergebnis, wie es die Erfahrung zeigt, fraglicher Natur.

Ein Rutengänger ist kein physikalisches Meßgerät, das unbeeinflussbar gegebene Werte anzeigt. Psychische Momente wirken stark mit: Erwartung, Vermutung, Wunsch. Die Rute schlägt deshalb nicht selten bei Menschen aus, die durchaus keine „geopathische“ Veranlagung haben. Ja, es gibt Leute, die man als Rutenneurotiker bezeichnen könnte. Das ist einer der Gründe dafür, daß der Wünschelrute bei exakten wissenschaftlichen Forschungsarbeiten die Anerkennung, die sie verdienen könnte, versagt bleibt.

Sicherer als die „physiologische“ Wünschelrute ist die „technische“. Es gibt heute eine Reihe von Methoden, denen man hundertprozentige Sicherheit in der Auffindung von Wasseradern, Erzgängen, Salzvorkommen, kurz aller Arten geologischer Schichtungen zuerkennen muß. Dagegen stehen 70 bis 90 Prozent Versager der Rutengänger.

### Die bösen „Erdstrahlen“

Wenn die exakte Wissenschaft einmal zu versagen scheint, weil sie nicht leichtfertig vorgreifen will, wenn unerklärliches Geschehen waltet, wenn Krankheiten auftreten, deren Ursache sich mit dem vorhandenen Wissen nicht erkennen läßt, dann wartet die gefährliche Gruppe der Halbgebildeten bereits mit „Erklärungen“ auf. In den letzten Jahrzehnten sind es Strahlen und Strahlungen, die für zahlreiche seltsame Vorgänge materieller oder biologischer Art verantwortlich gemacht werden. Wenn mehrere Male hintereinander Kraftwagen an ein und derselben Stelle einer Landstraße verunglückten und die wirklichen Ursachen nicht gleich ge-

funden werden, dann sind es zwar keine mystischen Kräfte mehr, die hier wirkten — dazu ist man zu aufgeklärt — nein „Erdstrahlen“ sind die Ursache. Was aber Erdstrahlen eigentlich sind, weiß keiner von den Neunmalklugen zu sagen.

Als Beispiel sei von den immerhin merkwürdigen Häufungen böser Verkehrsunfälle auf einer Straße in der Bremer Gegend berichtet:

Im Winter 1929/30 wurde eine neue Chaussee stückweise dem Verkehr übergeben. Eine moderne, 5,50 m breite, teils mit Walzaspalt, teils mit Beton gedeckte Autostraße wie tausend andere auf der Welt . . . Das Auge nimmt keinen ungewöhnlichen Eindruck auf. Nicht einmal an dem Kilometerstein 23,9. Und dennoch steht fest, daß dieser Stein seit Eröffnung der Strecke eine unheilvolle Rolle spielte. Die Häufung der Katastrophen wirkte unerklärlich und gespenstisch. Ohne sichtbaren oder auf natürlichem Weg festzustellenden Anlaß kamen hier, ebenso häufig bei trockenem wie nassem Wetter, Wagen und Motorräder ins Schleudern, überschlugen sich und prallten gegen die Birken am Straßenrand. Es war, als ob geheimnisvolle Kräfte sensitiven Menschen ins Steuer fielen und das Beharrungsvermögen der Materie beeinflußten. Dabei schien es, als ob der Stein seine gefährlichen Einflüsse nach Bremen zu auf eine Entfernung von rund fünf Kilometer ausdehnte; genau bis zum Kilometer 29,3 — für die Arithmetik des Aberglaubens eine seltsame, bedeutungsvolle Umkehrung! Aber es kommt noch viel seltsamer. Die Protokolle des Oberlandjägers aus Bramstedt, Kreis Geestemünde, führten als erstes Opfer des Kilometersteins 23,9 einen Wagen an, der am 3. August 1930 dort gegen einen Baum jagte. Ein Mitfahrer wurde verletzt.

Genau drei Wochen später, am 24. August, hatte an der gleichen Stelle der Wagen eines Direktors der Nordseefischerei Cuxhaven einen schweren Unfall. Am 7. September 1930 — wieder bei Kilometer 23,9 verunglückten nicht weniger als zwei Wagen und sieben Motorräder. An einem einzigen Tag! Da kamen die ersten Gerüchte auf. Bald ging es wie ein Lauffeuer über die Chaussee: Kilometer 23,9 bringt

Unglück, die Stelle ist nicht geheuer! . . . Es wurden längst nicht alle Unfälle registriert, die sich auf der Unglücksstelle ereignet haben. Der weit überwiegende Teil ist glimpflich abgelaufen. Im ganzen schätzte man ihre Zahl bis zum 22. Oktober 1932 auf 50. Manche Fahrer, die im Straßengraben landeten oder gegen einen Chausseebaum prallten, konnten sich bei Nacht abschleppen lassen und kamen gar nicht erst in das Protokoll des Landjägers.

Kilometerstein 23,9 wurde ein Problem. Behördenvertreter, Fachleute des Straßenbaues und Automobilisten beschäftigten sich mit ihm ohne greifbares Resultat. Die Gefahrenstelle blieb ein Rätsel. Man konnte nicht mehr tun, als sie zwischen die wurnenden Ausrufungszeichen zweier Verkehrsschilder setzen.

Die geheimnisvollen Erdstrahlen waren als Ursache in aller Mund. Und was waren die wirklichen Ursachen zu den gehäuften Unglücksfällen? Eingehende Untersuchungen fanden sie. Bestimmte Windverhältnisse, Wirbelbildungen durch einen Wald, wie sie später auch dem Rennfahrer Bernd Rosemeyer zum Verhängnis wurden, waren die tatsächlich Schuldigen.

Eine andere Todesstraße verlor ihr Erdstrahlengeheimnis dadurch, daß man ganz regelmäßige Wellungen in ihrer Fahrbahndecke feststellte. Die Wagen kamen je nach ihrem Radstand bei einer gewissen Geschwindigkeit in vertikale Schwingungen, die sich bis zum Abheben der Vorderräder aufschaukelten. Die Folge war, daß sie urplötzlich schleuderten, quer abrutschten, sich überschlugen.

Wünschelrutengänger schalteten sich wiederholt bei den Untersuchungen ein. Sie gaben sich aber keineswegs Mühe, den wirklichen Ursachen objektiv nahe zu kommen, denn ihre Meinung war vorgefaßt: es konnte sich nur um Erdstrahlen handeln, deren Vorhandensein ihrer Ansicht nach mit der Rute nachgewiesen werden kann. So versammelten sich, wie es Jahre vorher nahe dem Kilometerstein 23,9 an der Strecke Bremen—Hamburg geschah, Rutengänger am Kilometerstein 512 der Autobahn Darmstadt—Frankfurt, um hier, wo sich eine Serie scheinbar unerklärlicher Unfälle

gehäuft hatte, auf Erdstrahlen zu diagnostizieren. Aber ebensowenig wie auf der Hamburger Chaussee erwiesen sich die Zuckungen der Rute an der Autobahn-Gefahrenstelle als brauchbare Indizien. Denn nach Beseitigung der wirklichen Ursachen durch Straßenbaukolonnen gab es an den „mit Erdstrahlen verseuchten“ Stellen keine Unfälle mehr. Mystik ist auch heute noch ein reizvollerer Hintergrund als die Ergebnisse nüchterner Sachlichkeit.

Nicht nur Rutengänger und ihre Anhänger, auch einige Mediziner schreiben den geheimnisvollen Erdstrahlen böse Eigenschaften und noch weitaus bösartigere zu. So sollen sie dort, wo sie kräftiger auftreten, allerlei Krankheiten bei Menschen, Tieren und Pflanzen hervorrufen. Wehe dem, der sein Bett über einem „Reizstreifen“ aufgebaut hat. Er läuft Gefahr, krebskrank zu werden, zumindest aber schlaflose Nächte zu verbringen. Kühe in Ställen, die von aufschießenden Erdstrahlen durchquert werden, erkranken todsicher, Acker im Erdstrahlenbereich sollen weniger tragen. Obwohl, wie bereits erwähnt wurde, Erdstrahlen wissenschaftlich noch nicht nachgewiesen werden konnten und sie sich bisher nur Rutengängern dokumentiert haben, wurden entsprechende Versuchsreihen durchgeführt, um zu objektiven Resultaten zu gelangen. So ließ der Schweizer Arzt Dr. Jenny je 389 Mäuse in einer neutralen und einer Reizstreifenzone einsperren. Die Tiere wurden im Nacken mit Teer bepinselt, der das Auftreten von Krebsgeschwülsten begünstigt. Das Ergebnis: Über dem Reizstreifen erkrankten 272 Mäuse, auf neutralem Gebiet nur 192 an Krebs.

Zwei seiner Kollegen, Universitätsprofessoren, wiederholten die Versuche. Diesmal wurden mehr Tiere auf neutralem Boden als in der Krebszone krank.

Wenn in Wirklichkeit ganz andere äußere Umstände zu Erkrankungen von Menschen und Tieren führten, so ist seit alters her besonders die abergläubische und mystische Denken zugeneigte Landbevölkerung bereit, Erdstrahlen die Schuld zu geben. Es wird gar nicht untersucht, ob die Wohnverhältnisse oder — in bezug auf die Tiere — die

Stallverhältnisse gesund sind. Ungelüftete feuchte Räume, enge, schlecht gepflegte Ställe sind meist die wahren Ursachen. Hinzu kommen konstitutionelle Veranlagungen, die wahrscheinlich mit der Beschaffenheit des Untergrundes nichts zu tun haben, es sei denn, daß er in anomaler Weise feucht ist. Sicher ist es schon vorgekommen, daß jemand schneller gesundete, wenn er nach den Anweisungen eines Rutengängers sein Bett umstellte, wenn er es aus der „gefährlichen Reizstreifenzone“ in eine andere „neutrale“ brachte. Wieder hat ihm sein Glaube „jetzt wird es besser“ geholfen. Das Negative überwiegt, da oft eine sachliche ärztliche Behandlung abgelehnt wird und somit Verschlimmerungen der Leiden häufiger sind als Heilungen auf Grund des Verlassens der „Reizzonen“.

Den sicherlich fast immer im guten Glauben handelnden, ratgebenden Rutengängern haben sich leider Geschäftemacher zugesellt, welche die Unvernunft der Masse weidlich auszunutzen verstehen. Sie bieten den Erdstrahlleidenden Wunderkästchen an, sogenannte Entstrahlapparate, welche auf dem Reizstreifen aufgestellt, die Einflüsse der Strahlungen immunisieren sollen. Immer wieder findet man in der Presse Berichte über erstaunliche Erfolge mit diesen Geräten, die oft nur einen beschwerenden Stein und etwas Wellpappe enthalten. Angenommen, es gäbe „ernsthafte“ Wunderkonstruktionen dieser Art, so muß man sich fragen, warum es eigentlich noch keinen Entstrahlungsapparat gegen Wärmestrahlen gibt. Wie angenehm wäre ihre Wirkung an einem heißen Hochsommertage, sie müßten sich doch leichter konstruieren lassen als Erdstrahlvernichter; die Eigenschaften der Wärmestrahlen sind hinlänglich bekannt, die der Untergrundstrahlen durchaus nicht.

Von staatlicher Seite, von der Preußischen geologischen Landesanstalt, wurde bereits im Jahre 1933, und zwar nach eingehenden Untersuchungen und zahlreichen Versuchen, festgestellt, daß die Abschirmapparate, wie die Entstrahlungsgeräte auch genannt werden, nicht den geringsten Nutzen mit sich bringen und ihre Herstellung wie ihr Vertrieb einem

unverantwortlichen Eingriff in das Volksvermögen gleichkomme. Nach vorsichtiger Schätzung wurden damals bereits über vier Millionen Mark für Holzkästchen mit Wunderwirkung ausgegeben. In einer Warnung des deutschen Reichsgesundheitsamtes aus dem Jahre 1934 hieß es:

„Daß die Wünschelrute eine bestimmte Art von Strahlen, sogenannte Erdstrahlen, durch Ausschlagen anzeigt, ist eine leere Vermutung einiger Personen. Wissenschaftlich sind derartige Strahlen nicht festgestellt worden. Jede ernsthafte Nachprüfung hat vielmehr ergeben, daß die Behauptung der Wünschelrutengänger über das Vorhandensein solcher Strahlen und über die Wirkung von Apparaten, die zu ihrer Abschirmung angeboten werden, in sich voller Widersprüche und unvereinbar mit der auf der Wissenschaft aufgebauten Erfahrung sind. Gänzlich unbewiesen ist aber die Behauptung, daß diese vermeintlichen Strahlen eine unmittelbar krankmachende Wirkung auf den von ihnen betroffenen Menschen ausüben, insbesondere, daß sie die Krebskrankheit erzeugen. Die Verbreitung dieser Behauptung ist lediglich geeignet, eine ganz unnötige Unruhe und Angst in die Bevölkerung hineinzutragen. Es kann daher nicht stark genug verurteilt werden, wenn diese Furcht dann dazu ausgenutzt wird, Personen zum Ankauf von bestimmten Apparaten und Vorrichtungen zu veranlassen, mit der Versicherung, daß deren Einbau im Boden unterhalb der Wohnung der betreffenden Personen diese ‚Erdstrahlen‘ am Eindringen in die Wohnungen verhindert. Nicht allein, daß solche ‚Entstrahlungsapparate‘ zwecklos sind, ihr wirklicher Wert steht auch in keinem Verhältnis zu dem für sie geforderten Preise.“

### Od-Strahlen

Keiner hat sie bisher mit den Augen wahrgenommen, dem Physiker sind sie unbekannt, jene mystischen Strahlen, die der Freiherr von Reichenbach Anfang des 19. Jahrhunderts gefunden zu haben glaubte. Es ist erstaunlich, daß ein so be-

gabter Mann, der zu seinen Lebzeiten Ruf als Erfinder und Naturphilosoph hatte, der als Industrieller nicht geringe Erfolge erzielte, dessen Arbeiten auf dem Gebiete der Chemie zur Entdeckung des Paraffins und Kreosots führten, gleichzeitig Verkünder der Od-Lehre sein konnte.

Doch worum handelt es sich bei den Od-Strahlen oder Od-Flammen? Angeregt durch das Aufleuchten der Nordlichter über den magnetischen Polen der Erde, glaubte Reichenbach annehmen zu dürfen, daß dort, wo magnetische Kräfte wirksam werden, Lichterscheinungen auftreten. Er machte Versuche mit „sensitiven“ Menschen, die ihm bestätigten, daß bei völliger Dunkelheit Lichterscheinungen an den Enden gewöhnlicher Magnete wahrzunehmen seien. Wahrscheinlich haben diese „Sensitiven“ gar nichts gesehen. Nehmen wir zu ihren Ehren an, daß sie ihre Aussagen unter dem ungewollten suggestiven Einfluß Reichenbachs machten. Die Anhänger der Od-Lehre konnten bald selber sehr viel mehr, die besonders empfindlichen unter ihnen sind nach H. Löhr, der sie in seinem Buch „Aberglauben und Medien“ kritisch beurteilt, „Menschen, die kalt oder warm fühlen, wenn man sie mit Magneten bestreicht, Menschen, die eine Abneigung gegen gelbe Farbe und eine besondere Vorliebe zu Blau haben. Sie verabscheuen es, sich im Spiegel zu sehen, sie können es in der Eisenbahn nicht aushalten, ohne sofort das Fenster zu öffnen, sie vermögen in der Kirche oder im Theater nicht zwischen anderen Menschen zu sitzen, sondern bedürfen eines Eckplatzes. Sie können auf der linken Seite nicht einschlafen, sie können Wärme nicht aus eisernen, sondern nur aus steinernen Öfen vertragen usw.“

Nicht nur Magnete strahlen das Od aus, auch der menschliche Körper, der von einem leuchtenden Schimmer umgeben sein soll, erkennbar allerdings nur für einige wenige Ausgewählte. Da es in der Od-Lehre heißt, daß Krankheiten ihre Ursache im Odmangel haben, fanden sich auch Leute, die odfördernde Geräte konstruierten, die fernerhin Diagnosen stellende Apparate — Odoskope — erfanden und sich selbst damit gesund machten.

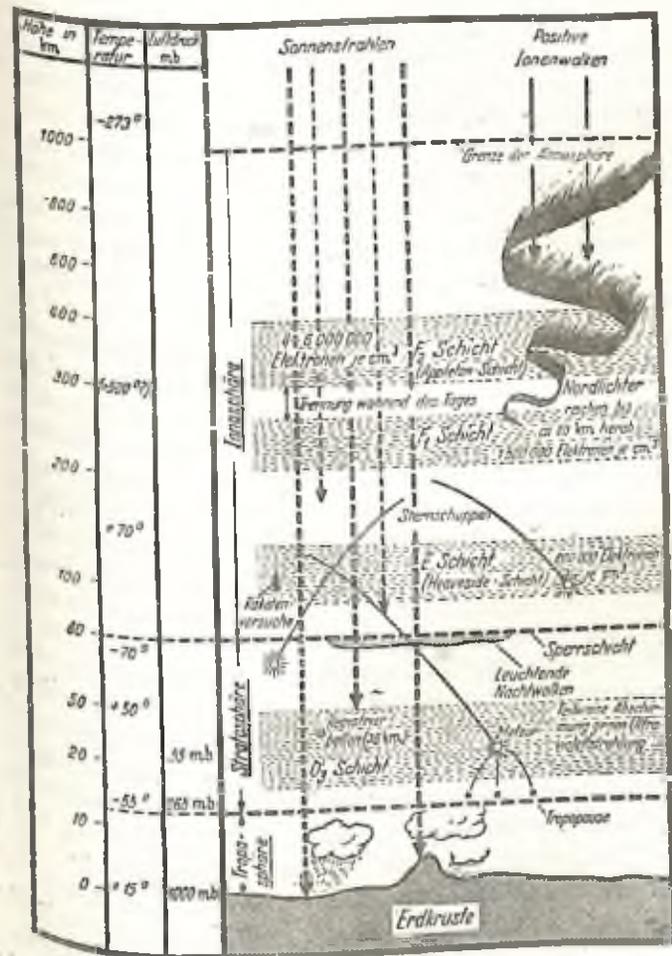
Welch haarsträubender Unsinn von den Odoskop-Verkäufern in Druckschriften veröffentlicht wurde, ist kaum vorstellbar. Hier eine Probe: „Das Odoskop schaltet zunächst die Störungsquellen, die durch das Durcheinanderzirkulieren der Kosmos-Od- und Bio-Odstrahlen-Sozietäten vorhanden sind, aus, indem durch eine Isolierkammer die Einflüsse dieser Durcheinanderstrahlungen getrennt werden. Die 16fältige Lebenskraft des Objekts wird in der Kammer isoliert . . . und durch die N-Strahlenplatte kommen auch nur diese Strahlen durch, während die übrigen im Körper vorhandenen 15 Strahlen isoliert abgedeckt werden. Mit der N-Strahlung signalisiert das Lebewesen, sowohl der Mensch als auch das Tier und die Pflanze, bei der Korrelation mit der Kosmos-Odschaltung, das heißt Urkraftschaltung, sein Gesundsein und Kranksein. Diese Urkraftschaltung ist 16teilig verschieden. Leitet der medial-mental veranlagte Bio-Od-Therapeut diese Kraft zusammen, dann muß sich die Lebenskraft, weil negativ, den positiven Urkraftströmen unterordnen. Es zwingt die Urkraft die ausstrahlende Lebenskraft in eine andere Einschwingung. An dieser Einschwingung läßt sich prüfen, ob der Organismus gesund oder krank ist. Bei gleichmäßigen 16fachen Ausschwingungen ist Gesundheit vorhanden. Ist eine Störung da, so zeigt die Urkraft in Korrelation mit der Lebenskraft die dreifache Veränderung in der Emanation an, an welcher man erkennen kann, daß eine Störung im Organismus vorliegt.“

Dem braucht wohl kaum mehr etwas hinzugefügt zu werden.

### Von der Höhenstrahlung

Höhenstrahlung oder kosmische Strahlung ist wissenschaftlich nachgewiesen. Zwar stehen die Gelehrten mit ihrer Forschungsarbeit noch an der Schwelle eines unerforschten Riesengebietes, doch haben sie mannigfaltige Erkenntnisse sammeln können.

Wo die Strahlung entsteht, wo sie ihren Ursprung hat, das



Der Aufbau der Luftkugel

ist vorläufig noch mehr oder weniger Theorie; daß sie ihren Einfluß bei uns auf der Erde — und wenn sie aus noch so großen Weltenfernen herkommt — geltend macht, ist erwiesen. Es regnet geradezu kosmische Strahlen auf uns herab. Ein alles durchdringender Regen, der nicht nur auf den Dächern der Häuser abfließt, der nicht nur auf den Erdboden aufprallt und damit endet, durchdringt Eisen und Beton, Mauerwerk und Fels, Tief in den Erdboden dringt die kosmische Strahlung; sie wurde noch in 500 m Tiefe nachgewiesen und 700 m unter der Wasseroberfläche gemessen. Selbst die „härtesten“ Röntgenstrahlen haben nicht die gleiche Durchdringungskraft. Stahlpanzer von 100 m Dicke, Panzer einer Stärke, die fast zur Höhe der Kölner-Dom-Spitzen aufragen würden, wenn man sie sich als Schutzhülle um einen Teil der Erdoberfläche gelegt vorstellt, werden von der Höhenstrahlung durchsetzt. Und doch gelangen diese Weltraumstrahlen bereits stark geschwächt zu uns herab. Beim Eindringen in die atmosphärische Erdhülle werden sie gebremst: jenseits der Lufthülle ist die Strahlung etwa 150mal stärker als nahe dem Erdboden. Besonders energische Höhenstrahlenschauer wurden bei Raketenversuchen in Höhen zwischen 30 und 60 Kilometern über der Erde beobachtet.

Die Energie der Höhenstrahlen ist mindestens um das Tausendfache größer als jene der stärksten künstlich herstellbaren Strahlen, obwohl ihre Wirkung unter Zugrundelegung gleicher Strahlendosis nur etwa der von  $\frac{1}{2}$  billionstel Gramm Radium ebenbürtig ist. — Eine sehr merkwürdige Strahlenart, deren Erforschung noch manche Mühen verursacht, die den Gelehrten noch manche Rätsel aufgeben wird.

Sicher ist es sehr gut und von Mutter Natur sehr weise eingerichtet, daß die Höhenstrahlung nur in geringer Menge zu uns dringt, auf ein 150stel durch die Atmosphäre geschwächt. Der Einfluß, den sie sonst auf den menschlichen Organismus bei der stets gleichbleibenden Dauerstrahlung nähme, würde unvorstellbare Folgen haben. Immerhin „durchregnen“ rund 100 Millionen Weltraumstrahlen den einzelnen menschlichen Körper täglich. Mag sein, daß es jene kosmischen Strahlen

sind, die das Ende des Lebens bestimmen. Um das nachzuweisen, müßte man sich einige Lebensalter hindurch im Inneren eines mehrere hundert Meter starken Stahlpanzers aufhalten, eine unbequeme und kostspielige Angelegenheit.

Ganz abwegig ist es jedoch, den Menschen vor der Strahlung aus dem All schützen zu wollen, können wir doch davon überzeugt sein, daß die allmächtige Natur ihren Einfluß auf das Lebende sehr genau abgewogen hat, daß sie im unerforschlichen Zusammenwirken all der Millionen Faktoren, die jedes Geschehen bestimmen, nicht fehlen dürfen. Aber kaum war der Begriff der Höhenstrahlung geboren, als es schon wieder Leute gab, die hier Verdienstmöglichkeiten witterten. Zwar wurden keine Abschirmkästchen gebaut, deren Mitnehmen doch wohl zu umständlich gewesen wäre, aber es wurden schützende Ketten angeboten, die vor höhenstrahlenbedingten Krankheiten schützen sollten. Das „Wie“ ist unerfindlich.

Das Reichsgesundheitsamt nahm in der gleichen, schon einmal angeführten Warnung wie folgt Stellung: „Es bedeutet eine verwerfliche Irreführung der öffentlichen Meinung, wenn zu geschäftlichen Zwecken der Bevölkerung geraten wird, zum Schutz gegen ‚Höhenstrahlen‘ und dergleichen sogenannte Funkschmuckketten zu tragen. Diese und ähnliche Gegenstände (‚Funkschmuck‘, ‚Hochfrequenzschmuck‘, ‚Lebenskraftstrahler‘, ‚Heilfunkketten‘ und ähnliche Gegenstände) sollen angeblich ebenfalls gegen Krankheiten verschiedenster Art schützen und darüber hinaus auch die verschiedenartigsten Krankheiten, gegen die ihnen von den Herstellern günstige oder heilende Wirkungen zugeschrieben werden, wirksam beeinflussen. Solchem unlauteren Gebahren sollte Vorschub nicht geleistet werden. Die Bevölkerung muß, wenn sie, anstatt sich rechtzeitig von sachkundiger Seite beraten und behandeln zu lassen, zu wirkungslosen Verfahren greift, zum mindesten kostbare Zeit zur zweckentsprechenden Behandlung verlieren.“

## Todesstrahlen

Todesstrahlen als eine besondere Strahlenart gibt es nicht. Hinwiederum können alle Arten von Strahlen, Licht- und Wärmestralen, Schallstrahlen, radioaktive Strahlen, zu Todesstrahlen werden, es kommt nur darauf an, sie mit genügender Stärke zu erzeugen und konzentriert auf das Ziel zu richten. Warum sollten äußerst kräftige Lichtstrahlen nicht tödliche Wirkungen auslösen können? Zu kräftig dosierte Röntgenstrahlen sind sichere Todesstrahlen. Die von einigen Gramm Radium ausgehenden Strahlen vermögen ganz unerhörte Wirkungen auszulösen. Ein Zuviel — und vernichtende Kräfte sind am Werk. Todesstrahlen? — Wie geheimnisvoll und schrecklich das klingt! Unwissen ließ das Geheimnisvoll-Schauerliche des Begriffes entstehen. Jede Art von Strahlen ist ebenso gefährlich und ebenso ungefährlich wie irgend etwas anderes aus unserer Umwelt. Es kommt — wie gesagt — nur auf die „Dosierung“ an!

## Lebensstrahlen

Man weiß aus der Chemie — oder man sollte es eigentlich wissen —, daß chemische Umsetzungen unter Wärmeentwicklung verlaufen, Wärmeaussendung ist Strahlung. Nun sind alle Wachstumsvorgänge des Lebens mit chemischen Vorgängen verbunden. Es wäre deshalb keinesfalls verwunderlich, daß dabei Strahlungen ausgelöst werden. Man ist diesen gewiß sehr interessanten Überlegungen nachgegangen.

Die Wissenschaft nennt die von Lebewesen, seien es Pflanzen oder Tiere, ausgehende Strahlung „mitogenetische“ Strahlung. Das Wort „mitogenetisch“ ist aus zwei Begriffen zusammengesetzt, aus „Mitose“ und „Genesis“. Genesis heißt soviel wie Schöpfung, Entstehung; unter Mitose versteht man Zellteilung. Jeder tierische oder pflanzliche Organismus setzt sich aus Zellen zusammen. Die Einzelzelle ist für sich lebensfähig; sie kann die ihr zugeführten Nahrungsstoffe

aufnehmen und verarbeiten, sie kann sich durch Teilung fortpflanzen. Die Zellteilung, bei der sich vollkommen gleiche Hälften mit gleichem Kern bilden, nennt man Mitose. „Mitogenetisch“ bedeutet also soviel wie Mitosen erzeugend. Seit vielen Jahren ist die Zellteilung erforscht und morphologisch bekannt; andererseits sind die ursächlichen Gründe und Bedingungen für die Zellteilung bis heute noch keineswegs befriedigend gelöst. Jedenfalls gehen die Ansichten der Gelehrten dahin, daß Strahlungseinflüsse mitwirken, vielleicht ursächlich sind; man spricht von „mitotischen“ Reizvorgängen, die, nach den Untersuchungen, schwingenden, das heißt wellenförmig sich fortbewegenden, strahlenden Charakters sind.

Eine besonders wichtige mitogenetische Strahlungsquelle ist das menschliche und tierische Blut. Von gesunden Menschen geht eine stärkere Strahlung aus als von kranken Menschen, wobei beobachtet wurde, daß die Gewebe, die Muskeln und Knochen nur bedingt als Strahlungsquellen anzusprechen sind, vielmehr hauptsächlich das Blut. Die Blutstrahlung ist vom Lebensalter abhängig. Im höheren Alter tritt eine Schwächung der Strahlungsintensität ein, die durch intramuskuläre Einspritzung von junglichem Blut wieder behoben werden kann. Man konnte sogar beobachten, daß der Ernährungszustand einen wesentlichen Einfluß auf die Blutstrahlung ausübt. Bei Tieren fehlte sie vollkommen, wenn die Lebewesen infolge Hungers einen größeren Gewichtsverlust erlitten hatten. Weiter fand man, daß schwere körperliche Arbeit zum Verschwinden der Strahlung führte.

## DER ALCHEMISTEN TRUG UND TAT

*Jeder Mensch kann irren; im Irrtum  
verharren wird nur der Tor.*

CICERO

Goethe nannte die Alchemie eine „herrlich verwegene Phantasie“, kleinere Geister nannten die Alchemisten allesamt Betrüger.

Mag man heute über die Alchemisten lächeln, mag ihre Zeit viele unter ihnen als Betrüger erkannt und entlarvt haben: auch diese Forscher hatten ihre Verdienste, ihre Verdienste um die Wissenschaft. Die eingehende Beschäftigung mit vielen Grundstoffen, das Zusammenschmelzen von Metallen aller Art, das Kochen und Destillieren verschiedenster Flüssigkeiten, kurz, das Studium des Einflusses von Substanzen aufeinander führte zu allerlei Entdeckungen wie jener des Scheide- und Königswassers, des Sublimats und des Höllensteins. Entdeckungen übrigens, die in das achte Jahrhundert zurückreichen.

Das Wort „Alchimie“ oder das gebräuchlichere „Alchemie“ ist nichts anderes als eine Zusammenziehung des arabischen Artikels Al mit Chemie. „Alchemie“ bedeutet dem Ursprung nach also nichts anderes als „die Chemie“. Wo freilich das Wort Chemie selbst herkommt, darüber sind sich die Gelehrten durchaus nicht einig. Die einen suchen den Ursprung im hieroglyphisch niedergeschriebenen Namen Ägyptens: Keme, die Schwarzerdige. Unter der „schwarzen Erde“ habe man nicht nur den das Land befruchtenden Nilschlamm verstanden, sondern auch im alchemistischen Sinne die Urmaterie, in die man alle Metalle zurückverwandeln muß, wenn man sie zu Gold machen will.

Eine andere Ansicht geht dahin, das Wort Chemie stamme vom griechischen chyma, Guß, bzw. von chymeia, Mischung, ab. Ob man sich für den altägyptischen oder für den griechischen Ursprung entscheidet, hängt schließlich davon ab, ob

man die Alchemie auf den Wissensfundus der alten Nilandbewohner zurückführen will oder auf hellenistische Gelehrsamkeit.

## Von den ältesten Goldmachern

König Hermes Trismegistos, Hermes der Dreimalgrößte, soll nach Meinung der mittelalterlichen Alchemisten der Vater ihrer Kunst gewesen sein. Diesem sagenhaften altägyptischen König wird nachgesagt, er habe über 36000 Bücher voll wissenschaftlichen Inhalts und unter besonderer Berücksichtigung der Chemie geschrieben. Eine Handschrift aus dem 13. Jahrhundert erzählt, daß Alexander der Große sein Grab habe öffnen lassen und daß man neben den Gebeinen des Ägypterkönigs eine smaragdene Tafel mit einer rätselhaften Inschrift gefunden habe. Diese „Tabula smaragdina“ habe wertvolle Hinweise enthalten, um deren Enträtselung sich die mittelalterlichen Goldmacher die Köpfe gar sehr zerbrochen haben. In Wirklichkeit ist das alles Legende, denn Hermes, der Dreimalgrößte, war nach wissenschaftlichen Forschungen die Personifizierung des Gottes Thoth, des Gottes der Weisheit, der ungefähr dem griechischen Hermes entspricht. Der Name Hermes Trismegistos wurde von den griechischen Mystikern der ersten nachchristlichen Jahrhunderte gebildet. Wie groß aber seine Bedeutung in der alchemistischen Gedankenwelt des folgenden Jahrtausends war, geht aus der Tatsache hervor, daß die Chemie lange Zeit als „Hermetische Kunst“ bezeichnet wurde. — Heute noch benutzen wir die Ausdrucksweise „hermetisch verschlossen“.

In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt blühte die Kunst der Alchemisten besonders in Alexandria auf. Orientalisches, ägyptisches und griechisch-aristotelisches Gedankengut vermischten sich miteinander. Es entstanden zahllose Rezepte zur Verwandlung der Metalle. Tendenz war es immer, aus Unedlem Edles zu machen. Man glaubte dem Endziel nahe gekommen zu sein; als es gelang, das rote Kupfer durch

Zusätze weiß zu färben: Silber. In einer anderen Kupferlegierung entstand Messing mit der Farbe des Goldes; es schien nur noch ein Schritt bis zur völligen Wandlung in das edle Metall.

### Chemiker und Alchemisten im Mittelalter

Im siebten Jahrhundert eroberten die Araber Persien und drangen, von Nordafrika kommend, in Spanien ein. Sie übernahmen schnell das geistige Erbe der Mittelmeervölker. So entstanden in den folgenden Jahrhunderten Akademien in Bagdad, Cordoba, Sevilla, Toledo, an denen die Beschäftigung mit der Alchemie im Vordergrund des Interesses stand. Aber neben dem Streben nach der Veredlung der Metalle entwickelte sich allmählich die umfassendere Wissenschaft der Chemie in zwar groberen Formen, aber es war ein Anfang. Man lernte Mittel zur Färbung der Stoffe zu bereiten, Arzneien und Schönheitsmittel herzustellen, zu destillieren.

Unter den Alchemisten des mittelalterlichen Abendlandes gab es Träger großer Namen: Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Roger Bacon, Raymundus Lullus, um nur einige zu nennen. Sie alle waren ernst zu nehmende Wissenschaftler des Mittelalters, sie alle hielten die Metallverwandlung für möglich, blieben aber trotzdem bis zu einem gewissen Grade skeptisch. Albertus Magnus warnte vor den Betrügnern, die behaupteten, bereits in der Lage zu sein, Gold zu machen.

### Bis in neueste Zeiten...

Die Erfolglosigkeit der Versuche, Gold im Tiegel hervorzuzaubern, führte im 17. Jahrhundert zur Gründung „wissenschaftlicher“ Vereinigungen, in denen die Alchemisten verschiedenster Richtungen im Austausch ihrer Erfahrungen ihrem Ziel näher zu kommen versuchten. Die bedeutendste dieser „hermetischen“ Gesellschaften waren die „Rosen-

kreuzer“, die „fraternitas roseae crucis“. Ihre Entstehung verdankt sie mehr oder weniger einem Mißverständnis. Als im Jahre 1616 eine Schrift mit dem Titel „Chymische Hochzeit des Christian Rosenkreuz“ erschien, verbreitete sich unter den Adepten, den Schülern und Anhängern der alchemistischen Lehre, der Glaube, daß jener Rosenkreuz zwei Jahrhunderte vorher im Orient in alle Geheimnisse der Goldmacherkunst eingeweiht worden sei. Bei der Öffnung seines Grabes habe man eine wertvolle Handschrift mit allen wünschenswerten Angaben und Rezepten gefunden. Nur ein kleiner Kreis bedeutender Alchemisten, vereint in der „Gesellschaft der Rosenkreuzer“, sei eingeweiht.

In Wirklichkeit war die ganze Legende von der aufgefundenen Handschrift auf Arbeiten eines württembergischen Pfarrers zurückzuführen, der als heftiger Gegner alchemistischer Bestrebungen satirische Schriften verfaßt hatte. Der Erfolg war, da man die Auslassungen für bare Münze hielt, ein völlig unerwarteter. Überall meldeten sich Leute, die angaben, den Rosenkreuzern anzugehören, es entstanden vielerorts geheime Zirkel, Rosenkreuzzirkel, in Deutschland, Frankreich, England, Italien. Der Tätigkeit der Rosenkreuzer ist ein letztes starkes Aufflackern der Alchemie im 18. Jahrhundert zuzuschreiben. Noch zu Goethes Zeiten bestand die Vereinigung. Daß sich der große Dichter mit alchemistischen Problemen — wenn auch sehr kritisch — beschäftigt hat, geht aus vielen seiner Schriften hervor. In der Hirschapotheke in Straßburg hat der junge Goethe die Alchemistensprache erlernt, die im „Faust“ ihren Niederschlag fand. Um 1790 trennt er sich ganz von der mystischen Lehre der Alchemiker, um sich zu der „reinen“ Chemie im Sinne Lavoisiers zu bekennen.

Noch zu Goethes Lebzeiten entsteht nach dem Verschwinden der Rosenkreuzer und anderer zu gleicher Zeit gebildeten Vereinigungen ähnlicher Art die „Hermetische Gesellschaft“. Einer ihrer Gründer war der Bochumer Arzt Dr. Kortum, der als Verfasser der allbekannten „Jobsiade“ bekannter wurde als durch seine alchemistischen Bestrebungen. Als „materia prima“, als Ausgangsmaterial für die künstliche

Goldgewinnung, betrachtete er die Steinkohle, wußte er doch schon, daß die kostbaren Diamanten auch nichts anderes sind als eine Wandlungsform der schwarzen Kohle.

Im Jahre 1819 verschwand auch diese letzte große Vereinigung von Leuten, denen mehr daran lag, reich als wissend zu werden. Zu Ehren Dr. Kortums und des Mitbegründers der „Hermetischen Gesellschaft“, Dr. Bährens, ebenfalls eines westfälischen Arztes, muß hervorgehoben werden, daß diese beiden mehr von wissenschaftlichem Geist als von materiellem Streben beseelt waren.

Trotz des Emporblühens der Chemie im modernen Sinne gab es immer noch Köpfe, die sich mehr von der mystisch-magischen Gedankenwelt der Alchemisten angezogen fühlten als von dem klareren Aufbau der jungen Tochterwissenschaft. In seiner 1832 erschienenen „Geschichte der Alchemie“ vertritt Professor Karl Schneider noch die Ansicht, daß einzelnen Alchemisten die Umwandlung in Gold gelungen sei.

Wenn man einer Mitteilung der „Vossischen Zeitung“ aus dem Jahre 1914 Glauben schenken darf, so war selbst August Strindberg eine Zeitlang gläubiger Adept. In seinem Nachlaß fand man ein Büchlein mit Aufzeichnungen eigener Versuche. Am Schluß der Zeitungsnotiz heißt es: „Man hat den merkwürdigen Fund noch nicht überprüft. Auf anderen Wegen hat Strindberg besseres Gold gefunden.“

### Der Stein der Weisen

*Man sagt, daß die Vorstellung des Steins der Weisen ein Irrtum gewesen sei; aber alle unsere Ansichten sind aus Irrtümern hervorgegangen.*

JUSTUS VON LIEBIG

Der „Stein der Weisen“ ist das mühsam in den Retorten der Alchemisten aus den verschiedensten Stoffen zusammengeschmolzene und zusammengebraute Zaubermittel zur Mutation unedler Metalle in Gold. Ein wenig vom „Stein der Weisen“ dem geschmolzenen Metall oder dem flüssigen

Quecksilber zugefügt, läßt die merkwürdigste aller Wandlungen vor sich gehen, so meinte man.

Die alten Alchemisten geben vom „Stein der Weisen“ Definitionen, die ebenso mystisch sind wie ihre ganze Wissenschaft.

„Es ist ein Stein, auch nicht ein Stein, sondern im Gleichnis nennen wir es einen Stein, weil die vier Elemente in ihm verborgen sind.“ Aus diesem Grundstoff wird der „philosophische Merkur“ gewonnen, der das „merkurialische und schwefelige“ Prinzip enthält und oft auch „Jungfernmilch“ oder „grüner Löwe“ genannt wird. Er wird mit „philosophischem Gold“ vermischt und dann längere Zeit „digeriert“. Dann erhält man einen schwarzen Körper, den „Rabekopf“. Im weiteren Verlaufe des Prozesses verwandelt sich der schwarze Körper in den weißen „Schwan“. Dieser wird in stärkerem Feuer gelb, endlich glänzend rot — der „Stein der Weisen“ ist gewonnen.

Um den „Stein der Weisen“ kreisen alle Gedanken der großen und kleinen Adepten. Er hat verschiedene Beinamen: „das große Elixier“, die „rote Tinktur“, das „große Magisterium“, die „*Quinte Essenzia*“. In einer alten Schrift wird seine Anwendung wie folgt beschrieben:

„Nimm von dieser köstlichen Medizin ein Stückchen, so groß wie eine Bohne, wirf es auf tausend Unzen Quecksilber, so wird dies in ein rotes Pulver verwandelt. Von diesem gibt man eine Unze auf tausend Unzen Quecksilber, die davon in ein rotes Pulver verwandelt werden. Dann wieder eine Unze auf tausend Unzen Quecksilber geworfen, so wird alles zu Medizin. Derselben eine Unze wirf auf tausend Unzen Quecksilber, so wird es ebenfalls zu Medizin. Von dieser letzten Medizin wirf nochmals eine Unze auf tausend Unzen Quecksilber, so wird es ganz in Gold verwandelt, welches besser ist als Gold aus den Bergwerken.“ — Mehr als die billionenfache Menge Quecksilber kann der Stein der Weisen in Gold verwandeln.

Als Ausgangsmaterial zur Gewinnung des „Steins der Weisen“ wurden die verschiedenartigsten Stoffe verwendet. Be-

sondere Bedeutung wurde der „Jungfernerde“ zugemessen, der „*Terra virginea*“. Aber keine Schrift, keine Überlieferung sagt aus, was denn eigentlich die Jungfernerde sei, wie und wo man sie findet, wie sie bereitet wird. Man glühte alle möglichen Materialien und Gesteine mit absonderlichsten Zutaten im Tiegel. Vielleicht ergab sich am Ende „*terra virginea*“. Man mußte es eben versuchen. — Andere Alchemisten suchten das golderzeugende Elixier aus zusammengekochtem Getier und Gewürm, gemischt mit Kräutern aller Art, zu gewinnen. Teile des menschlichen Körpers, als des „edelsten Stoffes“, durften nicht fehlen. So wurden Haare und Nägel mitgekocht, der Absud, dem neben anderen Ingredienzien auch Blut zugesetzt wurde, destilliert. Tausendfältig sind die Rezepte, tausendfältig waren die Mißerfolge.

### Mystik der Alchemistensprache

Vorher wurde die „*Tabula smaragdina*“ des Hermes Trismegistos erwähnt. Der Wortlaut der geheimnisvollen Inschrift lautet in der Übersetzung:

„Wahr, ohne Lüge, sicher und ganz wahr.

Was unten ist, ist wie das, was oben ist, und was oben ist, ist wie das, was unten ist, zur Vollendung der Wunder eines einzigen Dings.

Und wie alle Dinge von Einem geschaffen worden sind, durch die Überlegung eines Einzigen: so sind alle Dinge aus diesem einen Ding entstanden, durch eine Anwendung. Sein Vater ist die Sonne, seine Mutter der Mond; der Wind hat es in seinem Bauch getragen; seine Amme ist die Erde. Es ist der Vater aller Talismane der ganzen Welt.

Seine Kraft ist unversehrt, wenn es sich zur Erde gekehrt hat.

Du wirst die Erde vom Feuer trennen, das Feine vom Dichten, sanft mit gutem Bedacht.

Es steigt von der Erde zum Himmel und steigt wieder auf

die Erde herab und empfängt die Kraft der Oberen und der Unteren.

So wirst du die Herrlichkeit der ganzen Welt haben. Daher fliehe von dir alle Dunkelheit.

Es ist der ganzen Kraft starke Kraft; weil es jedes feine Ding besiegen (fesseln?) und jedes feste Ding durchdringen wird.

So ist die Welt geschaffen worden.

Davon lassen sich wunderbare Anwendungen machen in folgender Weise.

Daher bin ich Hermes Trismegistos genannt, der die drei Teile der Weisheit der ganzen Welt besitzt.

Vollendet ist, was ich gesagt habe von der Herstellung der Sonne.“

Man kann sich schwer vorstellen, daß diese Auslassungen mit ihrem tiefdunklen Sinn ein Jahrtausend lang als der Inbegriff alchemistischer Weisheit gegolten haben, daß nach diesen „Anweisungen“ gehandelt wurde. Die Auslegung muß den Adepten manche schwere Stunden gekostet haben.

Ähnlich verworrene Schriften mystischen Inhalts gab es viele. Einigen wenigen muß eine gewisse Bedeutung zuerkannt werden, weil sie neben dem umkleidenden sprachlichen Wirrwarr Hinweise auf regelrechte chemische Entdeckungen enthielten. So die Schrift des Basilius Valentinus, eines Benediktinermönches aus dem 16. Jahrhundert, der das Antimon fand, das in der Heilkunde verwendet wurde. Die Bezeichnung stammt aus dem Griechischen. Eine andere etymologische Angabe machte ein Franzose des gleichen Jahrhunderts. Valentinus hatte Antimon mit schönstem Erfolg bei der Schweinemästung verwendet; so glaubte er auch seine Mitmönche durch reichliche Antimongaben kräftigen zu können, aber... alle starben an der Arznei. So sei die Wortbildung „*Anti-moine*“ gleichbedeutend mit „*Anti-Mönch*“ (*moine* franz. = Mönch) entstanden.

Basilius' Schriften sind, wie die mancher seiner Zeitgenossen, in sehr bilderreicher Sprache gehalten. Wenn davon gesprochen wird, daß der „König“ von dem „hungrigen grauen

Wolf“ verschlungen werden muß, dann meint Basilius damit, daß das goldhaltige Material durch Zusammenschmelzen mit Grauspießglanz, einer Antimonverbindung, einem Reinigungsprozeß unterworfen werden soll. Goethe hat im *Faust* die Sprache der Alchemisten nachgeahmt, wenn er sagt:

*„Da wird ein roter Leu, ein kühner Freier,  
Im lauen Bad der Lilie vermählt  
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer  
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.“*

Der „rote Leu“ ist das rote Quecksilberoxyd, die Lilie die farblose Salzsäure, die Brautgemächer sind die Destillierkolben.

### Magie muß helfen

Die Alchemisten waren der Ansicht, daß die tote Materie im Grunde genommen auf *einen* Urstoff zurückzuführen sei, der sich nur in den verschiedensten Erscheinungsformen darstelle. Daraus folgerten sie weiter, daß es durch Anwendung geeigneter Methoden gelingen müsse, jeglichen Stoff „künstlich“ zu erzeugen, Unedles in Edles zu verwandeln. Daß sie damit modernsten Anschauungen sehr nahe kamen, konnten sie nicht ahnen, denen nämlich, daß sich alle Materie tatsächlich aus Werkstoffen zusammensetzt, aus Kleinstbauteilchen wie Elektronen, Protonen und Neutronen.

Im Gegensatz zur exakten chemischen Wissenschaft von heute standen die mystisch-magischen Gedankengänge der Goldmacher. Sie wurden dadurch ganz ins Übersinnliche übertragen, daß sie annahmen, zwischen ihnen und dem Stoff bestehe eine innige Beziehung, eine Wechselwirkung. „Nur der Verwandelte verwandelt“ war feststehende Anschauung. Man nahm an, daß sich alle Stoffe einmal in einem goldenen oder silbernen Urzustand befunden hätten. Ihre derzeitige unedle Beschaffenheit sei auf eine Art von Sündenfall der Materie zurückzuführen. Rückwandlung in die edle Form

könne nur der erreichen, der sich selbst moralisch gewandelt, gebessert habe. Der Adept konnte nur auf die Vorgänge im Kolben oder Tiegel den erforderlichen suggestiven Einfluß ausüben, wenn er ständig an seiner eigenen Vervollkommnung arbeitete. Religiöse Anschauungen verquickten sich in unglücklicher Weise mit der Mystik der alchemistischen Handlungen, man landete schließlich trotz wohlgemeinter Absicht beim Magischen: Hexenküche. Geradezu grotesk mutet es an, wenn das Zeitmaß in der Hexenküche, etwa für die Dauer des Abkochens irgendeiner Mischung, durch die Zahl der inzwischen gebeteten Vaterunser bestimmt wurde.

### Besessene, Betrüger und Mäzene

Die Suche nach dem geheimnisvollen „Stein der Weisen“ hat Abertausende von ernsthaften Gelehrten beschäftigt, hat sie um Hab und Gut, um Ehre und Leben gebracht, während geriebene Gauner, Schwindler und Abenteurer die Goldmacherkunst als einträgliches Gewerbe betrieben.

Zu den Besessenen, die es wirklich ehrlich meinten und die nur Forscherdrang trieb, gehörte van Helmont (1573 bis 1644). Er galt als Arzt wie als Chemiker für übertrieben gewissenhaft. Die Wissenschaft hat ihm manche wegweisende Entdeckungen zu verdanken. Er glaubte eine Goldumwandlung wirklich erlebt zu haben: „Ich erhielt davon (vom Stein der Weisen) einmal ein viertel Gran, wickelte es in Wachs, damit es vom Kohlendampf im Tiegel nicht fortgeschleudert würde, und warf es auf ein halbes Pfund erwärmtes Quecksilber in einem gewöhnlichen dreieckigen Tiegel. Das Quecksilber sprudelte auf und verwandelte sich in einen dicken Brei. Bei Verstärkung des Feuers schmolz das Metall wieder. Beim Ausgießen aus dem Tiegel wurden acht Unzen reinen Goldes erhalten. Ein Gran Stein reicht also hin, um 19000 Gran Quecksilber in Gold zu verwandeln“ (1 Gran = 50 Milligramm).

Van Helmont ist zweifellos einem geschickten Betrug zum Opfer gefallen, wahrscheinlich einem von Alchemisten insze-

nierten. Sein Name war zu seiner Zeit so groß, daß die Goldmacher einen überzeugten Fürsprecher seines Ranges sehr wohl brauchen konnten. Er selbst hat an die Umwandlung trotz seiner skeptischen Grundeinstellung geglaubt, ja er war über den gelungenen Versuch so erfreut, daß er seinem Buben den Namen Mercurius (Quecksilber) gab.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich einige Jahrzehnte später. Der Leibarzt des Prinzen von Oranien im Haag, Dr. Johann Friedrich Schweizer, mit latinisiertem Namen „Helvetius“, war ein ausgesprochener und erbitterter Gegner der Alchemisten, die er rundweg allesamt Betrüger nannte. Plötzlich wurde er zum überzeugten Verfechter alchemistischer Ideengutes. Was war geschehen? Ein Fremder besuchte eines Tages Dr. Helvetius und überließ ihm ein kleines Stückchen des „Steins der Weisen“, er solle es in einen Tiegel mit geschmolzenem Blei werfen, das Blei würde sich sofort in reines Gold verwandeln. Am nächsten Tage wolle er wiederkommen, um dem Experiment beizuwohnen. Als er tags darauf nicht erschien, gab Dr. Helvetius seiner Neugier nach und verfuhr nach den gegebenen Anweisungen. Aus dem Blei war nach dem Erkalten der Masse reines Gold geworden, ein Goldschmied bestätigte es. Spinoza, der Philosoph, ein Freund von Helvetius, der von der Geschichte gehört hatte, ihr aber nicht recht Glauben schenken wollte, untersuchte den Tiegel, fand noch Spuren echten Goldes, befragte den Goldschmied eingehend und war schließlich selbst überzeugt. Natürlich war irgendein geschickter Trick angewandt worden, um wieder einen hervorragenden Kopf seiner Zeit zur Alchemie zu bekehren.

Tatsächlich gab es einige Alchemisten, die Spuren von Gold in ihren Tiegeln fanden, besonders dann, wenn sie mit Silber und Arsenik gearbeitet hatten. Ursache waren Kleinstmengen von Gold, die in den Ausgangsmaterialien enthalten waren. Die Aufklärung war stets eine bittere Enttäuschung für die Adepten.

Nicht klein ist die Liste der ausgesprochenen Betrüger unter den Alchemisten. Sie fanden ein leichtgläubiges Publi-

kum, so daß es ihnen nicht schwerfiel, aus ihrer Tätigkeit Kapital zu schlagen. Unter jenen dunklen Ehrenmännern gab es kluge Köpfe, so den Schotten Seton, der anfangs des 17. Jahrhunderts lebte. In mehreren europäischen Ländern führte er Metallverwandlungen durch, ohne daß es gelungen wäre, ihm einen Betrug nachzuweisen. Als er eines Tages am kursächsischen Hofe experimentiert hatte, ließ ihn Kurfürst Christian II. nach seiner Abreise zurückholen und gefangen setzen. Der Fürst wollte sich der wertvollen Persönlichkeit versichern. Aber es gelang nicht, dem Adepten das Geheimnis zu entreißen: Seton schwieg, obwohl man ihn in grausamster Weise folterte. Einem den Hof besuchenden spanischen Edelmann, Sendivogius mit Namen, gelang es, Seton zu befreien und mit ihm zu fliehen. Aber kurz darauf starb Seton an den Folgen der Folterung. Sein Befreier erbte einen Vorrat vom „Stein der Weisen“, mit dem er an vielen Orten „Verwandlungen“ vornahm. Am Stuttgarter Hof wirkte ein finsterner, wenig begabter Alchemist in Diensten Herzog Friedrichs. Die erstaunlichen Vorführungen Sendivogius' verleiteten den Erfolglosen dazu, seinen Konkurrenten zu bestehlen und ihm den Rest des „Steins der Weisen“ abzunehmen. Der Herzog erfuhr davon und ließ seinen Hofalchemisten hängen. Sendivogius aber zog weiter durch die Lande und verlegte sich — nicht mehr im Besitze des goldmachenden, in Wirklichkeit goldhaltigen Steins — auf Betrügereien. Da er sehr vorsichtig war, kam man ihm nicht hinter seine Schliche. Er starb viele Jahre später als hochgeachteter Mann.

Ein betrügerischer Adept war der Ende des 16. Jahrhunderts wirkende Glücksritter Thurneysser. Er gab an, ein Flinxier zu besitzen, das hineingetauchte unedle Metalle in Gold verwandle; mehr noch, er bewies seine Worte durch die Tat. Vor den Augen der Zuschauer tauchte er einen eisernen Nagel in die Wunderflüssigkeit, dessen Spitze sich nach dem Herausziehen in Gold verwandelt hatte. Es dauerte lange, ehe man dahinterkam, wie Thurneysser vorging: An das untere Ende des Nagels war eine Goldspitze angelötet, die mit einer eisenvortäuschenden Farbe bestrichen war.

Beim Eintauchen in die Flüssigkeit löste sich die Farbe auf und gab das Gold frei.

Andere „Alchemisten“ verwendeten Tiegel mit doppelten Böden, ausgehöhlte und goldgefüllte Rührstäbe, Mischstoffe mit Goldfüllungen usw. Es kam ja nur darauf an, einige überzeugende Vorführungen zu machen, und schon stand den Pseudogoldmachern Geld in Hülle und Fülle zur Verfügung.

Witz hatte der Goldmacher Daniel von Siebenbürgen, dessen Geheimmittel „Usufur“ besonders heilkräftige Wirkungen haben sollte. Das stark goldhaltige Präparat wurde um 1550 in allen Apotheken Toskanas, seines Wohnsitzes, feilgehalten. Daniel lieferte es für wenig Geld, persönlich in einer Verkleidung auftretend, den Apothekern. Trotzdem kam er auf seine Kosten; wenn er Usufur neben anderen Medikamenten für seine Patienten hatte holen lassen, unterschlug er beim Mischen der Arzneien stets das Usufur. Er kam zu Ruf und Geld. Auf der Höhe seines Ruhmes begab er sich zu seinem Landesherrn, dem Großherzog von Toskana, und bot ihm ein Rezept zur künstlichen Herstellung von Gold an. Unter den Ingredienzien befand sich auch Usufur. Der Großherzog überzeugte sich selbst durch einen Versuch, der glänzend ausfiel. Daniel von Siebenbürgen verließ den Hof mit einem Geschenk von zwanzigtausend Dukaten, das ihm der Fürst in der Freude über das erfolgversprechende Experiment auszahlen ließ. Daniel reiste kurz darauf nach Marseille ab. Inzwischen machte der Großherzog weitere Versuche, zu denen er das Usufur aus den Restvorräten der Apotheker bezog. Sie gelangen immer noch. Aber ein Brief Daniels aus der südfranzösischen Hafenstadt zerstörte alle Illusionen; er enthielt eine ausführliche Schilderung des von ihm angewandten Tricks.

Friedrich I. glaubte noch an die Verwirklichung alchemistischer Lehren und ließ sich von einem geschickten Abenteurer, der ihn um die damals gewaltig hohe Summe von 18 000 Talern betrog, hereinlegen. Dieser Alchemist, der Italiener Don Domenico Emmanuele Conte di Ruggiero, Graf aus eigenen Gnaden und Sohn eines Bauern aus der



Ein Reklamezettel des englischen Scharlatans John Case, der ihn in seinem Laboratorium zeigt

Gegend von Neapel, wurde sogar zum Generalmajor der Artillerie befördert, bevor seine Betrügereien erkannt wurden und er im Goldflittergewand am vergoldeten Galgen hängen mußte.

Der leere Geldsäckel mancher großet und kleiner Fürsten, der Wunsch, auf eine schnelle und einfache Weise zu Gold und Geld zu kommen, ist der eigentliche äußere Anlaß dafür gewesen, daß so viele Leute mit etwas Hirn die Ehren und Vermögen versprechende Laufbahn eines Alchemisten ergriffen.

Nur wenige Männer von wissenschaftlichem oder politischem Rang sprachen sich im Mittelalter gegen die Alchemie aus, so manche führenden Geister der Renaissance. Dante versetzt die Alchemisten in den tiefsten Höllenkreis zur Strafe für ihre Betrügereien. Einen von ihnen, Capocchio, läßt er sagen:

„Du siehst Capocchios Geist auf dieser Flur,  
Der die Metalle fälscht in seinen Tagen,  
Und war ein guter Affe der Natur,  
Das mußt Du, wenn ich recht dich kenne, sagen.“

Bei Dante wie auch bei Papst Johann XXII. liegt der Hauptnachdruck auf dem Verbrechen der Fälschung. Ihre Verurteilung des Treibens der Alchemisten ist nicht wissenschaftlich, sondern sittlich begründet.

Bei Papst Leo X. erschien im Jahre 1514 ein Alchemist namens Augurelli und widmete dem hohen Kirchenfürsten ein Gedicht mit einer Verherrlichung der Goldmacherkunst. Leo X. schien hocheifrig und ließ dem Adepten zum Zeichen seines Dankes ein Geschenk überreichen: einen leeren Geldbeutel zur Unterbringung der späteren Gelderträge.

### Alchemisten auf Fürstenthronen

Ein kaiserlicher Alchemist war Rudolf II. (1576—1612). Er hatte sich ein großartiges alchemistisches Laboratorium einrichten lassen, in welchem er einen großen Teil seiner Zeit mit Versuchen, Gold zu machen, verbrachte. Seine Kammerdiener mußten als Gehilfen tätig sein. Nach dem Tode des Kaisers wurden in seiner Alchemistenwerkstätte vierundachtzig Zentner Gold und sechzig Zentner Silber, in Form von Ziegelsteinen gegossen, gefunden. Es wurde behauptet, daß das Gold durch die kaiserliche Schwarzkunst entstanden sei; in Wahrheit dürfte es sich aber dabei um Metall aus dem Kronschatz oder auch um Münzmetall gehandelt haben, die der kaiserliche Alchemist zu seinen Versuchen brauchte.

Eine gekrönte Alchemistin war die Kaiserin Barbara, die Witwe Kaiser Sigismunds. Sie betrieb auf ihrem Witwensitz in Königgrätz bis zum Jahre 1451 eifrig hermetische Studien. Bei dem Versuch, Kupfer durch Arsenik in Silber zu verwandeln, gewann sie eine weißschimmernde Legierung, die sie als echtes Silber verkaufte.

Kaiser Ferdinand III. (1637—1657), dessen Kassen unter den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges leer geworden waren, suchte aus der Alchemie Vorteil für seine Finanzen zu schaffen.

Was die großen Potentaten fleißig übten, machten die kleineren und kleinsten getreulich nach. Markgraf Johann von Brandenburg (1440—1464) beschäftigte sich während der ganzen Zeit seiner Regierung so eingehend mit der Kunst, Gold zu machen, daß er den Beinamen „der Alchimist“ erhielt, und Kopp, der Historiker der Alchemie, bemerkt dazu, daß von den anderen deutschen Fürsten nur deswegen keine weiteren mit diesem Beinamen bedacht wurden, weil es ihrer sonst zu viele geworden wären. Ein fruchtbares Feld für ihre zweifelhafte Tätigkeit fanden gewerbsmäßige Alchemisten besonders am sächsischen Hofe. August von Sachsen beschäftigte sich ebenso wie seine Gattin, Anna von Dänemark, eifrig mit der Kunst, unedles Metall zu Gold zu machen, nahm aber auch eine ganze Anzahl fahrender Alchemisten in seine Dienste und richtete in Dresden eine große alchemistische Werkstätte ein, die im Volksmund „das Goldhaus“ genannt wurde. Gold hat das Haus nie verlassen, eher verschwand es hier.

Auch an vielen außerdeutschen Fürstenhöfen war die Alchemie Trumpf. König Karl VII. von Frankreich ernannte den Alchemisten Le Cor sogar zum Münzmeister und Finanzverwalter. Dieser kam dem Auftrag, Gold zu schaffen, in der Weise nach, daß er aus unedlem Metall, das eine goldähnliche Farbe hatte, Münzen schlugen, mit dem königlichen Münzstempel versehen und in Umlauf bringen ließ. Ähnlich machten es die Alchemisten am Hofe Heinrichs VI. von England, die Gold machen sollten, statt dessen aber das Land mit Falschgeld überschwemmt und so die Schuldenlasten gewaltig vergrößerten. Heinrich VI. war aber so fest überzeugt, daß es möglich sei, Gold auf künstlichem Wege herzustellen, daß er den Geistlichen den Auftrag gab, sich auf das Studium der Alchemie zu verlegen, mit der Begründung, daß sie, die es doch verständen, den Leib des Herrn in Wein und Brot zu verwandeln, mit leichter Mühe auch die Verwandlung von Quecksilber in Gold zustande bringen müßten. Friedrich III. von Dänemark, der selber den Stein der Weisen zu finden suchte, vergeudete

mit seinen alchemistischen Versuchen mehrere Millionen Taler.

Noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde an einzelnen kleinen Fürstenhöfen in Deutschland Alchemisterei betrieben.

### Alchemie, positiv gesehen

Der hervorragendste Alchemist des Altertums war der Araber Abu Abdallah Dechabir Ibn Hajjan, in der Literatur kurz „Geber“ genannt. Er war es, der das Destillieren erfand, eine Arbeitstechnik, die mithin wesentlich älter ist, als man anzunehmen geneigt sein wird. Rahses, ein Landsmann und Zeitgenosse Gebers, kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, beim Arbeiten mit „alchemistischen Mixturen“ den Alkohol entdeckt zu haben. Paracelsus gelangte über die Alchemie zur medizinischen Chemie. Die leidende Menschheit verdankt diesem mittelalterlichen Alchemisten und Gelehrten eine schöne Zahl von Heilmitteln, die damals in die Apotheken aufgenommen, zum Teil noch heute Anwendung finden.

1669 dampfte der Alchemist Brandt in Hamburg größere Mengen Harn zum Trocknen ein. In der Hoffnung, einen Stoff zu erhalten, der Silber in Gold verwandle, glühte er in einer irdenen Retorte den Trockenrückstand. In der Vorlage sammelte sich in geringer Menge ein gelbliches wachsartiges Etwas, das die Eigenschaft zeigte, im Dunkeln zu leuchten und sehr leicht, unter lebhaftem Funkensprühen und Verbreitung dichten weißen Nebels, zu brennen. Brandt hatte den Phosphor entdeckt.

Der Apothekersohn Johann Friedrich Böttger wurde über die Alchemie zum Erfinder und Erschaffer des schönen Meißner Porzellans. Die Geschichte ist merkwürdig und sei deshalb wiedererzählt.

Der kunstliebende und baulustige, aber immer unter Geldmangel leidende preußische König Friedrich I. — stets den Alchemisten auf der Spur — zeigte so viel Interesse an den

erfolgversprechenden Versuchen des jungen Böttger, daß dieser es vorzog, nach Sachsen zu fliehen. Aber er sollte seines Lebens nicht mehr recht froh werden. Friedrich verlangte seine Auslieferung, und August der Starke, einmal aufmerksam geworden, dachte gar nicht daran, den seltenen Vogel aus den Fingern zu lassen. Böttger wurde in das Schloß gebracht, wo er nun für die kostspieligen Liebhabereien des Sachsenherrschers die goldene Basis schaffen sollte. Es ging ihm nicht schlecht als „Monsieur Schrader“, wie ihn der König nach außen hin nennen ließ, nur wußte er nicht, wie er die gewünschten Goldmengen hervorzubringen sollte. Er floh wiederum, wurde eingefangen und mußte von neuem mit seinen fruchtlosen Versuchen beginnen. Schon wurde August ungeduldig, da riet der Glashüttenbesitzer Graf Tschirnhaus dem Verzweifelten, sich doch der Porzellanherstellung zu widmen, deren Geheimnis damals noch alleiniges Wissensgut der Chinesen war. Tschirnhaus war ein Liebhaber und Kenner feinen Porzellans und stellte alle seine Erfahrungen zur Verfügung. Im allerletzten Augenblick — August hatte bereits die Exekution angeordnet — gelang es Böttger, aus sächsischer Erde schönes Porzellan herzustellen.

Man kann darüber streiten, wem das größere Verdienst gebührt, Böttger oder Tschirnhaus. Doch für den ausführenden Böttger blieb das ohnehin bedeutungslos. Nun wurde er erst recht gefangengehalten, damit die Kenntnis von seiner Erfindung im Lande blieb. Wegen angeblicher Unterhandlungen mit den Preußen wurde ihm sogar der Prozeß gemacht. Das Schicksal meinte es zum ersten Male gut mit ihm, als es ihn rechtzeitig vor der Urteilsverkündung sterben ließ.

— Johann Kunkel, Sohn eines Alchemisten, selber Adept, wurde als „Kammerdiener“ getarnt in die Dienste Kurfürst Friedrich Wilhelms von Brandenburg genommen. Anstatt dem Kurfürsten gleich von vornherein das Goldmachen und Reichtümer zu versprechen, überzeugte er ihn vielmehr davon, daß auch die Industrie eine Goldquelle darstelle und daß

er im Besitze guter Vorschriften zur Glasmacherei sei. Er stellte in der Glashütte zu Drewitz bei Potsdam vorzügliche Glassorten her. Das Kristallglas, das er darin bereitete, wurde berühmt und brachte viel Geld ein.

Später, auf der Pfaueninsel bei Potsdam, gelang es Kunkel, ein rubinrotes Glas herzustellen, so wie man es bisher noch nicht kannte. Seine früheren alchemistischen Experimente hatten dazu beigetragen, ihn den geeigneten Weg finden zu lassen. Er nahm sein Wissen mit ins Grab. Erst nach zwei Jahrhunderten gelang es einem Chemiker, das Kunkelsche Verfahren neu zu entdecken.

Als Vorläuferin der Chemie hat die Alchemie fraglos wesentliche Entwicklungsbeiträge geliefert. Aus Geheimwissen wuchs eine Wissenschaft von allumfassender Bedeutung.

#### Moderne Alchemisten

Man darf der Vergangenheit ihren alchemistischen Irrwahn nicht allzusehr verargen, wenn selbst in unserer so aufgeklärten Zeit die problematische Schwarzkunst zu neuer Blüte erwachen konnte, in ganz derselben mystischen und abergläubischen Form, in der sie im Mittelalter ausgeübt wurde, mit Betrügnern und Betrogenen wie nur jemals. Das haben jene Goldmacherprozesse Anno 1930 und 1931 gezeigt, welche die lange und buntscheckige Geschichte der Goldmacherei um ein ganz neues und bemerkenswertes Kapitel bereichert haben. Ein Klempnergeselle aus München und ein Färbergeselle aus Düsseldorf waren beide mit der Behauptung hervorgetreten, daß sie Blei und Quecksilber in Gold verwandeln und das edle Metall kilo-, ja tonnenweise auf künstlichem Wege herstellen könnten. Beiden gelang es, für die kühne Behauptung Gläubige zu finden, die ihnen Hunderttausende, ja schließlich Millionen Mark guten Geldes für die Verwirklichung der „ausgezeichneten Idee“ auf den Tisch legten, schließlich nur, um sich selbst die Beteiligung an dem in Aussicht stehenden lukrativen Geschäft zu sichern.

Die Geldgeber waren, das ist das eigentlich Bemerkenswerte an der ganzen Angelegenheit, durchweg Angehörige der sogenannten gebildeten Kreise, Großkaufleute und Großindustrielle, Ingenieure, Chemiker, Juristen, Doktoren und Professoren, Offiziere hohen und höchsten Ranges, also durchweg prominente Persönlichkeiten mit hohen Graden der Schulbildung. Der Prozeß des einen der beiden Alchemisten, des Klempnergesellen Tausend aus München, enthüllte ein geradezu groteskes Bild. Jahrelang hatten ihm seine Protektoren und Geldgeber grenzenloses Vertrauen bekundet, jahrelang ihm gewaltige Summen geopfert, bis schließlich einigen der Geldgeber der überlange Geduldsfaden riß und sie Anzeige wegen Betruges erstatteten.

Viele unserer „Gebildeten“ machen — eine nahezu unfaßbare Tatsache — jede Art des heutigen Aberglaubens wacker mit, Spiritismus, Kurpfuschertum, Astrologie, Handleskunst und was es sonst noch an okkulten und mysteriösen Herrlichkeiten gibt.

Die Irrtümer, denen so manche anheimfallen, werden in gewissem Grade verständlich, wenn man berücksichtigt, daß die Presse gar zu gerne Sensationsberichte veröffentlicht, die nur selten aus der Feder Fachkundiger stammen. Wenn dabei von modernen Wandlungsmethoden die Rede ist, von der effektiven Möglichkeit, ein Element in das andere zu verwandeln, aus Blei oder Quecksilber Gold entstehen zu lassen, dann erwachsen gar zu leicht im Denken der Unvorgebildeten jene Vorstellungen, von denen weiter oben die Rede war.

In Wirklichkeit würde die durch Atomwandlung erzielte Goldgewinnung Unsummen verschlingen, die in keinem Verhältnis zum Wert des Ergebnisses stünden. Angenommen, Gold ließe sich rationell aus wertlosen Rohstoffen herstellen, so wäre damit nicht viel erreicht. Eine völlige Entwertung des Edelmetalls wäre die Folge, eine Goldinflation, die sich für die gesamte Geldwirtschaft sehr viel verhängnisvoller auswirken würde als die papierene seligen Angedenkens.

## EIN HEXENKAPITEL

### Hexenglauben und Hexenlegenden

Die Hexe hat sich im Sprachgebrauch erhalten: „Das ist ja wie verhext“ — „Ich kann doch nicht hexen“ — „So eine alte Hexe“; sie erinnert an sich im „Hexenschuß“. Diese Überbleibsel aus längst vergangenen Jahren beweisen, welche große Rolle die Hexen im Denken des Volkes und der Völker gespielt haben.

Hexenglauben findet man schon bei den alten Völkern Asiens und später Europas; er war durchaus nicht auf das Mittelalter beschränkt. Die Geschichte lehrt uns zum Beispiel, daß sich ein Langobardenkönig zu Mitte des siebten Jahrhunderts veranlaßt sah, gegen den Hexenwahn in seinem Volke vorzugehen. Er tat es auf eine äußerst geschickte Weise, indem er hohe Geldstrafen für Hexentötungen verhängte, „denn ein Christ dürfe nicht glauben, daß es Hexen gäbe“. Karl der Große war noch strenger: „Wenn jemand, vom Teufel getäuscht, glauben wollte, nach Art der Heiden, daß ein Mann oder eine Frau eine Hexe sei und sie deshalb verbrennt, der soll des Todes schuldig sein!“

Aber weder der Kampf des Staates noch der Kirche gegen den Aberglauben konnte den Irrwahn stärker eindämmen oder zum Verlöschen bringen. Die Meinung, daß die Kirche den Hexenglauben unterstützt habe, ist nur sehr bedingt richtig. Allerdings zeigten sich in der mit religiösen Spannungen geladenen Zeit des ausgehenden Mittelalters sehr bedauerliche, ja tragische Auswüchse, die Fanatiker zu verantworten hatten. Vertreter der Kirche waren diesem Fanatismus zum Teil verfallen, während auf der anderen Seite Besinnung gerade von der obersten Kirchenstelle verlangt wurde. Die vernichtendste Kritik der Hexenprozesse ist einem deutschen Jesuiten, Friedrich Spee, zu verdanken.

Der Hexenwahn machte sich besonders breit zu einer Zeit, in der jeglicher Aberglaube wahre Triumphe feierte, in der

Zauberbücher, Schriften mit Teufels- und Spukgeschichten größte Verbreitung fanden.

So schrieb Christoph Gundermann 1645: „Die Heiligenbücher, die uns von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes und von den Werken christlicher Barmherzigkeit schreiben und mahnen, sind nicht mehr in Übung und Ansehen. Jeder kauft Teufelsbüchlein und Reime von verborgenen zauberischen und teuflischen Künsten. Die Welt ist wankelmütig geworden im Glauben, aber desto abergläubischer in allem Teufels-, Spuk- und Zauberwesen, daß Gott erbarm', was noch alles werden soll!“

Aus den verschiedenen geschichtlichen Epochen lassen sich wenige Abschnitte anführen, in denen Haß, Neid, Rachsucht und Eifersucht ähnlich teuflisches Ausmaß angenommen hätten. Die niedrigsten Triebe brachen durch, gefördert noch durch öffentliche Hinrichtungen und Folterungen. Auf äußerste gequält, gestanden die armen Opfer, Hexen zu sein, erfanden die seltsamsten Märchen, um schneller den Qualen zu entgehen.

Zum Beispiel „gestand“ eine Hexe, sie sei „allezeit und viermal im Jahre durch den Kamin zum Teufelstanz zur Linde gefahren, und zweiundzwanzig ihr bekannte Personen seien immer mit dagewesen“. Auch diese wurden verhaftet und hingerichtet.

In den schlimmsten Jahren des Hexenwahns war keine einzige Frau davor sicher, eines schönen Tages als Hexe angeklagt, durch Folter zu „Geständnissen“ gezwungen und hingerichtet zu werden. Es genügte vollständig, alt und häßlich oder jung und schön zu sein oder rote Haare zu haben, um verdächtigt zu werden.

Nach den herrschenden Vorstellungen sahen es die Hexen als ihre dringlichste Aufgabe an, ihren Mitmenschen Schaden an Gesundheit, Leben und Besitz zuzufügen. Sie ließen Mensch und Vieh dahinsiechen, Häuser abbrennen, die Milch verderben, sie vergifteten die Brunnen und machten selbst vor den Armsten, ja dem noch unschuldigen Kinde nicht halt. Natürlich standen sie im Dienste des Teufels; sie galten als

seine Bräute, ihre Hexensabbate waren tollste Orgien. Sie konnten sich und ihre Opfer in allerhand Tiere, besonders in Elstern, Katzen und Kröten verwandeln. Des Nachts ritten sie auf Besenstielen durch die Lüfte. Am tollsten trieben sie es in den Walpurgis-, Oster- und Johannisnächten. Die Walpurgisnacht war die Krönung des Hexenjahres; in ihr führten die Hexen zum Blocksberg, um mit ihrem Meister und seinen Unterteufeln ein höllisches Fest zu feiern.

Vielerlei Mittel wurden gegen den Einfluß der Hexen angewandt. Über die Tür wurden drei Kreuze gemalt oder vor der Türe ein Besen verkehrt in den Boden gesteckt, zum Schutz des Säuglings wurde Salz in die Wiege gestreut. Mütter mußten mit gekreuzten Beinen aus dem Bett steigen, es gab Amulette aller Art und zahlreiche Schutzformeln. —

Die letzte „Hexe“ wurde im Jahre 1802 (!) in Hessen öffentlich verbrannt.

*Die Hauptquelle des Aberglaubens bleibt immer die Gewohnheit des großen Haufens, alles zu bewundern und anzustarren, was sein Verstand nicht begreift.*

WEBER, DEMOKRITOS

### Sind die Hexen ausgestorben?

Offensichtlich nicht, das beweisen Vorkommnisse aus dem Jahre 1951! Zwar sagte der vierzigjährige Angeklagte in einem Prozeß in Süddeutschland eingeschüchtert: „Es gibt keine Hexen, aber es gibt böse Geister in Gestalt von bösen Menschen“, und da ist nicht viel Unterschiedliches zu erkennen, denn diese „bösen Menschen“ konnten zum Beispiel ihren Mitbürgern Krankheiten schicken. „Der Mann“, so nannten die Dorfbewohner den „weißen Magier“, konnte schon in den Augen seiner Patienten erkennen, ob der Einfluß eines bösen Menschen wirksam war. Letzte Gewißheit gab ihm die Milchprobe.

Ein Pergamentstreifen mit drei roten Kreuzen und einer unverständlichen Inschrift, dazu drei „Amen“, wurde in

kochende Milch geworfen. Schwamm er ruhig an der Oberfläche, dann war sein Verdacht falsch, bäumte er sich jedoch auf, dann verriet er auf geheimnisvolle Weise Geschlecht und ungefähres Aussehen des Schuldigen.

Mit dieser „untrüglichen“ Methode bekam „der Mann“ heraus, daß die Krankenschwester Schuld daran hatte, daß die Gastwirts-Zwillinge nicht gesund wurden. Sie wurden ihrer Pflege entzogen und konnten gerade noch im letzten Augenblick durch die verachteten Ärzte und Penicillin gerettet werden. Urheberin der Krankheit war nach des Angeklagten Ermittlungen die Frau eines ortsansässigen Dentisten, und zwar hatte sie sich als Spinne von der Decke auf die Kinder herabgelassen und ihnen im Schlaf das Blut ausgesaugt. Außerdem hatte sie den Kühen des Gastwirts die Milch weggenommen, mit so viel Nutzen, daß sie sich bald darauf einen Eisschrank anschaffen konnte.

In dieser Art ging es weiter. Ein altes Weiblein beschuldigte er des Hühnerbehexens; die hübsche Frau des Schlossers sollte zwei Kinder „behext“ haben. Der Stein kam ins Rollen, als die Schlosserin unter den Drangsalen der abergläubischen Dorfbewohner schwer leidend wurde und es ihr Schwager wagte — was im ganzen Ort niemand für möglich hielt —, „den Mann“ vor Gericht zu bringen.

Es ist beileibe nicht der einzige „Hexenprozeß“, den Deutschland seit dem Kriege sah; der Aberglauben stirbt nicht aus. Daß es ihn auch noch in anderen Ländern gibt, mag nicht wundernehmen; ein Vorkommnis aus den Sabiner Bergen, eine Autostunde von Rom, soll als Beispiel dienen.

Monte Acuto heißt der kleine Ort, in dem ein Schäfer vor dem letzten Kriege die erste Frau und eines seiner drei Kinder verlor, ohne daß der Arzt etwas hätte tun können. Attilio, der Schäfer, war überzeugt, daß eine Hexe eine „fattura“ gemacht hatte, eine kleine Wachspuppe als Ebenbild des Opfers der Hexe. Die Puppe wird unter Beschwörungsformeln mit einer Nadel durchstoßen. Das hat im gleichen Augenblick den Tod des menschlichen Ebenbildes zur Folge.

Attilio heiratete zum zweitenmal. Kurz nach dem Kriege

erkrankte auch diese Frau, und wiederum konnte kein Arzt die Ursache ihres Leidens erkennen. Der Schäfer lief von Zauberer zu Zauberer, aber alle erklärten, nichts tun zu können, die Hexe sei zu mächtig. Erst der berühmte und schon sehr alte „Caronte, il professore“ wußte einen Rat. Alle Wäsche in Attilios Haus mußte in einen Zuber mit kochendem Wasser getan werden, wieder herausgeholt und mit dicken Knüppeln ausgiebig geschlagen werden. Die Schläge sollten die böse Hexe treffen, und von Schmerzen getrieben sollte sie nach den Worten des Zauberers unter irgendeinem Vorwande ins Haus kommen.

Kaum daß die Zeremonie zu Ende war, führte ein unglückseliger Zufall die Schwägerin Attilios ins Haus. Quintina Crocca hatte einen langen Fußweg hinter sich und bat, sich ausruhen zu dürfen. Attilio lief gleich am nächsten Tage zu Caronte und erstattete Bericht. „Il professore“ bestätigte es ihm: die Schwägerin war schuldig. Aber er hatte kein Gegenmittel gegen ihren Zauber, ihr Tod war die einzige Rettung für die kranke Frau.

Einige Wochen darauf kam Quintina Crocca auf einem Esel dahergeritten. Attilios ältester Sohn Mando stand auf, ergriff den Esel bei den Zügeln und schlug seiner Tante mit einem einzigen Knüppelhieb den Schädel ein. Seine Mutter sollte endlich Ruhe haben. Dann sagte er: „Es ist getan, nun sind wir von der Sünde befreit!“ Am nächsten Morgen stellte er sich der Polizei.

### Die Hexensalbe

Es hat viele „Zauberkundige“ unter den als Hexen verschrien gegeben, harmlose, die aus gesammelten Kräutern wirkliche Heilränke zu brauen verstanden, wieder andere, die mit rauschgiftartigen Absuden manches Unheil anrichteten. Daß diese Hexen in ihrer Einbildung zum Blocksberg gefahren sind und jene berühmten Walpurgisnächte feierten, wird aus dem Folgenden verständlich: Standen sie vor Ge-

richt und berichteten sie von ihren „Erlebnissen“, dann hoben sie frühere künstlich erzeugte Träume in die Wirklichkeits-sphäre. Rauschgifte, zu Salben verarbeitet, riefen die phantastischsten Gesichte hervor, die den Hexen zum Erlebnis wurden.

Heute ist nicht nur jeder Arzt, sondern mehr oder weniger auch das breite Publikum über Art und Wirkung vieler Rauschgifte und Narkotika unterrichtet. Damals waren es nur wenige, die in die Geheimnisse dieser Toxine eingeweiht waren; darunter eben jene „wirklichen“ Hexen, die es verstanden, Extrakte aus verschiedenen Pflanzen, aus ihren Früchten und Wurzeln zu ziehen, sie zu mischen und zu Hexensalben zu verarbeiten. Wie aus gefundenen Rezepten hervorgeht, wurden Fingerhut, Tollkirsche, Teufelsmilch und Teufelsklaue, Bilsenkraut und Stechapfel, Nachtschattengewächse aller Art verwendet. Die den Pflanzen entzogenen Gifte üben verschiedenartige Wirkungen auf Körper und Psyche aus. Das Atropin der Tollkirsche ruft Depressionen, ja Verfolgungswahn hervor, Träume von verfolgenden Dämonen oder bösen Geistern. Der Wolfswurzelextrakt erweckt das Gefühl des Fliegens. Der Stechapfel erzeugt quälende Träume. Die Hexensalbe wurde in die Haut eingerieben, durch welche die narkotischen Stoffe in die Blutbahn gelangten.

Neuere Nachbildungen von „Hexensalben“ dienten interessanten Experimenten. Ein junges Mädchen, das sich dazu zur Verfügung gestellt hatte, schildert die Wirkung der teuflichen Salbe wie folgt:

„Am Abend rieb ich mir die Herzgegend mehrmals mit der Salbe ein. Wartete, und als sich nach zwanzig Minuten immer noch kein Anzeichen über die Wirkung der Salbe einstellte, verteilte ich den übrigen Rest auch auf andere Körperteile, um somit den Giften eine größere Angriffsfläche zu bieten. Es mochten wohl einige Minuten verstrichen sein, als ein starkes Schwindelgefühl mich überfiel. Jede Bewegung verstärkte dieses Gefühl und steigerte sich bis ins Unerträgliche. Ich verhielt mich nun ganz ruhig, um diese Empfin-

dung nicht noch mehr zu steigern. Eine unangenehme Spannung bemächtigte sich meiner. Ich erwartete ein besonderes Ereignis und strengte mich vergebens an, mich klar zu kontrollieren. Als ich für einen Moment die Augen schloß, begann ich zu fallen. Erst langsam, dann immer schneller. Ich konnte nicht schnell genug die Augen öffnen; denn irgendwie fühlte ich mich macht- und hilflos. Meine Glieder reagierten nicht mehr mit der gewohnten Schnelligkeit. Plötzlich begann die Zimmerdecke wellenförmig auf mich zuzufießen, um wie ein großer Sargdeckel zuzuschlagen. Jetzt fühlte ich erst die ungemein depressive Wirkung der Tollkirsche. Harmlose Gegenstände nahmen etwas Bedrückendes und Schweres an. Aus den Bilderrahmen starrten böse, kalte Gesichter, die sich mit einer unheimlichen Lautlosigkeit und Tücke bewegten. Ich mußte es aufgeben, überhaupt noch einen klaren Gedanken zu fassen. Die verstandesmäßige Kritik gegenüber den Halluzinationen begann zu versagen, da die Eindrücke zu schwer wurden, zu unverständlich und mit einer rasenden Folge wie im Halbschlaf vorüberzogen. Eine Unzahl schreckhafter Phantome begann, den Raum zu beleben. Aus dem Dunkel strebten Gesichter auf, die vorerst verschwommen auftauchten, um dann Gestalt anzunehmen. Ich mußte unwillkürlich an die mittelalterlichen Darstellungen der Hexensabbate denken und begann zu fürchten, die Selbstkontrolle und damit auch die Möglichkeit zur Beobachtung gänzlich zu verlieren. Meine Hand griff nach einer Gestalt, die sich über mich beugte. Im selben Moment war eine andere an ihren Platz getreten. Lichtreflexe, die von der Straße aus in mein Zimmer eindringen, geisterten wie übergroße Spinnen an den Wänden entlang. Von Ekel und Entsetzen gepackt, sprang ich auf. Doch eine taube, hilflose Mattigkeit zwang mich, mich wieder zu setzen. Langsam und würgend kroch eine finster brütende Schwermut in mir hoch. Wie ein Film in tausendfacher Schnelligkeit liefen Bilder vor mir ab. So schnell, daß sich die Eindrücke überschlugen und jeder Zusammenhang verloren ging. Ich legte mich nochmals hin und entspannte meine Glieder, mit dem festen Vorsatz, die an-

strengende Opposition gegenüber den Sinnestäuschungen aufzugeben. Ich spürte sofort eine wesentliche Veränderung. Die unerträgliche Spannung ließ mehr und mehr nach. Sogar ein Gefühl der Heiterkeit bemächtigte sich meiner. Eine mächtige Woge trug mich plötzlich hoch empor, um mich sanft in ein grünlich schillerndes Meer zu senken. In Wirklichkeit bewegte ich mich in einem bestimmten Rhythmus und empfand das Gefühl des Schwebens. Mit einer zunehmenden Müdigkeit steigerte sich wieder das depressive Empfinden. Die Zeit kroch in einem Schnecken tempo dahin. Wie eine Ewigkeit zählte ich jede Minute in einer unerträglichen Spannung. Als sie abzuklingen begann, schlief ich langsam ein. Erst vierundzwanzig Stunden später erwachte ich, und da war es mir, als sei ich wieder zu einem neuen Leben geboren.“

#### Der böse Blick

In Italien glaubt man mehr als anderswo an die Wirkung des „bösen Blickes“. „*Jettadore*“ nennt man diese Hexengleichen. Der Aberglaube ist nicht auf entlegene Dörfer beschränkt, er macht sich selbst in gebildeten Bevölkerungsschichten der Städte bemerkbar. Der *Jettadore* ist besonders gefährlich, weil man ihn nicht ohne weiteres erkennt, erst seine Wirkungen, Krankheiten, Unfälle, verdorrte Ernten, geschäftliche Mißerfolge und anderes Unglück, machen ihn offenbar.

Da gab es am Hofe König Viktor Emanuels II. einen Marchese, bei dessen Auftauchen sich grundsätzlich etwas Besonderes ereignete. Lüster stürzten herab, Pferde gingen bei Hochzeiten oder Leichenbegängnissen durch. — Der König wurde regelmäßig blaß, wenn der Marchese an der Tafel erschien. Aus Angst vor seinem „bösen Blick“ schickte er ihn mit diplomatischen Aufträgen nach Konstantinopel, von wo er nicht mehr zurückbeordert wurde.

Der letzte spanische König soll ein *Jettadore* gewesen sein. Als er 1923 zu einem Papstbesuch nach Rom kam, war er

über den kühlen Empfang durch die italienische Bevölkerung ziemlich irritiert. Zu allem Überfluß mußte in dem Augenblick, da sein Zug im Bahnhof einfuhr, ein Kurzschluß die ganze Stadt Rom verdunkeln. Sein „böser Blick“ wurde damit zur Gewißheit. Wenn später sein Bild in der Wochenschau erschien, begann ein heftiges Schlüsselklappern. Die Italiener wissen nämlich, daß man an Metall greifen muß, wenn man sich vor einem Jettadore schützen will. Einige Leute lassen ihren Schlüsselbund überhaupt nicht aus der Hand, wenn sie durch die Straßen gehen. Ein anderes sicheres Abwehrmittel besteht darin, daß man die Hand zur Faust macht und mit dem ausgestreckten kleinen Finger wie mit dem Zeigefinger auf den „Blickwerfer“ zeigt.

Es gibt unendlich viele kleine Jettadores, und zahllos sind die Gerichtsverhandlungen, die wegen ihrer angeblichen Untaten jährlich in Italien stattfinden. Der prominenteste Jettadore war jedoch kein Italiener, vielmehr der Komponist Jacques Offenbach, den man in Wien und Paris wegen seines „bösen Blickes“ geradezu panisch fürchtete. Wenn der französische Dichter und Kunstkritiker Theophile Gautier über die Aufführung eines seiner Werke berichten mußte, ließ er dort, wo Offenbachs Name stehen sollte, eine Lücke, die später eine seiner Töchter ausfüllen mußte. Allein die Niederschrift seines Namens genügte, um Unheil heraufzubeschwören.

Für die Wirkungen seines „bösen Blickes“ gibt es die verschiedensten Zeugnisse: Die Tänzerin Emma Livry verbrannte in der Oper bei dem Ballett „Der Schmetterling“, zu dem er die Musik geschrieben hatte. Mademoiselle Frasey fand bei einer Gasexplosion den Tod; das Unglück ereignete sich bei einer Generalprobe zu dem „Schäfer“, dessen Partitur ebenfalls von Offenbach stammte.

„Die Theater, in denen man seine Opern spielt, brennen eins nach dem anderen ab, den Sängerinnen, die die ersten Rollen haben, ist der Hals wie zugeschnürt; sie werden unfähig, etwas anderes oder anderswo zu singen, die Tänzerinnen verrenken sich und verlieren ihre ganze Anmut, das

Publikum selbst wird idiotisch, harthörig und mag keine Note mehr hören . . . Wenn das nicht eine Folge der Jettadore ist, was ist es dann?“

Aus dieser Kritik ergibt sich, daß der letzte Anlaß zu Offenbachs Ruf als Jettadore Neid und Mißgunst seiner Konkurrenten war. Man gönnte ihm weder seinen Ruhm noch seine spielend errungenen Erfolge. Die breite Masse aber glaubte an den Jettadore. Den Höhepunkt erreichte der Aberglaube an seinen böserartigen Einfluß erst nach seinem Tode, als bei der Aufführung seines letzten Werkes, „Hoffmanns Erzählungen“, am 8. Dezember 1881, ein furchtbares Brandunglück das Wiener Burgtheater vernichtete. Fast ein Vierteljahrhundert lang wagte keine Wiener Bühne mehr die Oper auf den Spielplan zu setzen.

#### Hexenkräuter

Im vorigen Abschnitt wurden bereits einige „Hexenkräuter“ genannt. Es gab und gibt eine ganze Literatur über jene Pflanzen, deren Säfte Körper und Psyche beeinflussen. Eine große Zahl war schon im Altertum bekannt, man denke unter anderem an den Schierling und den Todesbecher, der Sokrates gereicht wurde. Die Eingeborenen der verschiedensten Länder kennen pflanzliche Gifte oft besser als moderne Toxikologen, womit angedeutet sein soll, daß das Wissen um „geheime“ Säfte durchaus nicht an zivilisatorische Entwicklungsstufen gebunden ist.

Im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit wußten die Kräuterhexen erstaunlich viel über pflanzliche Giftstoffe und ihre Wirkungen. Das Sammeln der Kräuter und ihre Behandlung war allerdings seltsamsten Vorschriften unterworfen: das eine Kraut durfte nur bei Vollmond zu mitternächtlicher Stunde, jenes nur unter dem Galgen gepflückt werden, wenn es seine Wirkung tun sollte. Zutaten waren geheimnisvolle, aber unsinnige Zauberformeln. Es ist fraglich, ob die Kräuterweiblein selber an die Notwendigkeit des mystischen Drum

und Dran geglaubt haben, aber es zwang der breiten Masse des primitiven Volkes ebensoviel Achtung ab wie das Striborium gewisser Wunderdoktoren unserer Tage.

Die Zauberinnen und Hexen kannten Kräuter für jeden Zweck, zur Erzeugung von Liebe wie von Abneigung. Sie priesen Pflanzenextrakte an, die vor dem Teufel schützen sollten, aus anderen verstanden sie Pulver und Absude gegen allerlei Krankheiten von Mensch und Vieh herzustellen:

„Wann dir durch Zauberey deines Viehes Milch entzogen wird, so nimm Liebstöckel, brühe es und gibs den Kühen unterm Gras zu essen.“

Man muß objektiv sein: auch eine positive Seite zeichnet sich ab, denn ein großer Teil der Heilkräuterkenntnisse stammt aus jenen Zeiten.

#### Moderne Zaubersäfte

Der Alraunwurzel fiel im Altertum eine bedeutsame Rolle zu, die sich im Mittelalter noch verstärkte. Ursache war ein in der Wurzel enthaltenes Gift, das Scopolamin, das selbst in geringsten Mengen eingenommen höchst merkwürdige Wirkungen zeitigt: es verändert die ganze Wahrnehmungsweise ins Zauberhaft-Romantische und führt andererseits zu einer Lähmung des Zentralnervensystems. Die moderne Psychochemie verwendet den gleichen chemischen Stoff in Verbindung mit anderen zur Erzielung ganz bestimmter Resultate. Richtig dosiert, wird ein Zustand zwischen Wachen und Schlafen herbeigeführt, bei dem das Bewußtsein des Behandelten nicht voll vorhanden ist; eine nur teilweise Betäubung schaltet die Selbstkontrolle aus. In diesem Zustand wird der Betreffende redselig, ohne daß er weiß, was er spricht: Unterbewußtes und im normalen Zustand Zurückgehaltenes kommt zur Äußerung. Besonders für den psychologisch geschulten Arzt bietet sich auf diese Weise Gelegenheit, Dinge zu erfahren, die ihm sonst verschlossen geblieben wären, von denen der Patient im Wachzustand wahrscheinlich nie gesprochen

hätte, einerseits, weil er sich gewisser Erlebnisse gar nicht mehr erinnerte, andererseits, weil er seelisch gehemmt war. So kann der geschickte Psychiater gewisse seelische Leiden mit Erfolg behandeln, weil ihm eine relativ sichere Arbeitsbasis gegeben ist.

Man hat die in Betracht kommenden chemischen Mittel — es gibt ihrer mehrere — „Plauderdrogen“ oder „Wahrheitsdrogen“ genannt. Ihre Anwendung blieb nicht auf das Sprechzimmer des Arztes beschränkt, es fand Eingang in den Gerichtssaal. Erstmals wurden die Präparate in den USA — später auch in einigen europäischen Ländern — angewandt, um bei schweren Kriminalfällen Geständnisse zu erzielen. Über das Recht, solche Drogen in der Justiz zu verwenden, ist man sich weder diesseits noch jenseits des Ozeans einig. Es ist umstritten, ob die unter Drogeneinfluß gemachten Aussagen immer einwandfrei sind, hat man doch in einigen Fällen beobachtet, daß sie denen eines Betrunknen ähneln, der in seinem Zustand wohl Wahres ausspricht, aber auch unwahre Angaben macht oder stark übertreibt.

## MAGIE UND MAGISCHES

*Könnst' ich Magie von meinem Pfad entfernen,  
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,  
Stünd' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,  
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein...  
Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,  
Daß niemand weiß, wie er ihn meiden soll.*

GOETHE: Faust II

### Schwarze und weiße Magie

„Schwarze“ und „weiße“ Magie! Was ist der Unterschied? Was bedeutet „Magie“ überhaupt? Kurz gesagt: die vermeintliche Kunst, mit Hilfe übernatürlicher Kräfte, mit Hilfe von Geistern, Dämonen, Teufeln und Göttern, Böses und Gutes für sich selbst oder andere heraufzubeschwören. Die weiße Magie ruft die Götter an, zielt auf das Gute, Positive, Nützliche; in der schwarzen Magie wird ein Bündnis mit den bösen Mächten, mit Mephisto und dem Satan angestrebt. Im Glauben einiger Völker gibt es „gute“ Dämonen, deren sich die Magier und Zauberer bedienen können; trotzdem gehören auch diese Dämonen in das Reich der Dunkelheit.

Die Magier waren bei den alten Persern ursprünglich die Priester, wie die Zauberer der Eingeborenen, die Medizinmänner, Wahrer des Kultgutes sind. Zwischen bösem Zauber und helfendem Priester, zwischen schwarzer und weißer Magie, läßt sich kaum ein scharfer Trennstrich ziehen. Jedenfalls kann kein Zauberer im Sinne der Magie Übernatürliches tun ohne den Beistand übernatürlicher „Wesen“.

### Ägyptische Magier und Gaukler

Im alten Ägypten war die Magie im allgemeinen dem Totenkult untergeordnet, dem hier größere Bedeutung als in irgendeinem anderen Land zu irgendeiner Zeit beigemessen

wurde. Der Verstorbene sollte vor den Handlungen der bösen Dämonen auf jede erdenkliche Weise geschützt werden. In der „Geschichte Ägyptens“ schreibt J. H. Breasted: „Da ist das Krokodil, das den Verstorbenen all seiner mächtigsten Zauber berauben kann; da sind die Unholde in der Luft, die den Atem von seiner Nase fernhalten können. Das Wasser kann in Flammen ausbrechen, wenn er trinken will; er kann seiner Speise und seines Trankes beraubt und gezwungen werden, den Auswurf seines eigenen Leibes zu verschlingen. Er kann seines Sitzes im Himmel verlustig gehen. Sein Leib kann verfallen; seine Feinde können ihn des Mundes, des Herzens oder selbst seines Hauptes berauben; und sollten sie ihm seinen Namen fortnehmen, so wäre seine ganze Persönlichkeit vernichtet.“

Das alles mußte verhindert werden. Priester und Magier gaben die Richtlinien, diktierten Zaubersprüche, die den Toten mitgegeben wurden, gaben die Riten an, die befolgt werden mußten, sollte der Tote Frieden im Jenseits haben.

Neben dem religiös-ernsthaften Magiertum gab es am heiligen Nil ein ausgeprägtes Gauklertum. Der Schlangenzauber war einer seiner interessantesten „Darbietungen“. Im zweiten Buch Mosis wird er erwähnt: „Aaron warf seinen Stab vor Pharaon und dessen Knechte, und der Stab ward zur Schlange. Da forderte Pharaon die Weisen und Zauberer auf. Und die ägyptischen Zauberer taten auch also mit ihrem Beschwören. Ein jeglicher warf seinen Stab von sich, da wurden Schlangen daraus, aber Aarons Stab verschlang ihre Stäbe.“

Es waren gefährliche Reptilien, mit denen die Hofzauberer der Pharaonen ihr Blendwerk trieben, denn Blendwerk war es: Ein Tier wurde schnell und geschickt am Schwanz ergriffen; mit der anderen Hand fuhr der Zauberer über den Schlangenkörper bis zum Nacken, dessen Muskeln mit dem Daumen stark gepreßt wurden. Die Schlange verharrt auf die Dauer des Druckes wie im Starrkrampf, steif wie ein Stock. Wer will, mag den Versuch mit einer harmlosen Blindschleiche nachahmen.

## MAGIE UND MAGISCHES

*Könnst' ich Magie von meinem Pfad entfernen,  
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,  
Stünd' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,  
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein...  
Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,  
Daß niemand weiß, wie er ihn meiden soll.*

GOETHE: Faust II

### Schwarze und weiße Magie

„Schwarze“ und „weiße“ Magie! Was ist der Unterschied? Was bedeutet „Magie“ überhaupt? Kurz gesagt: die vermeintliche Kunst, mit Hilfe übernatürlicher Kräfte, mit Hilfe von Geistern, Dämonen, Teufeln und Göttern, Böses und Gutes für sich selbst oder andere heraufzubeschwören. Die weiße Magie ruft die Götter an, zielt auf das Gute, Positive, Nützliche; in der schwarzen Magie wird ein Bündnis mit den bösen Mächten, mit Mephisto und dem Satan angestrebt. Im Glauben einiger Völker gibt es „gute“ Dämonen, deren sich die Magier und Zauberer bedienen können; trotzdem gehören auch diese Dämonen in das Reich der Dunkelheit.

Die Magier waren bei den alten Persern ursprünglich die Priester, wie die Zauberer der Eingeborenen, die Medizinmänner, Wahrer des Kultgutes sind. Zwischen bösem Zauber und helfendem Priester, zwischen schwarzer und weißer Magie, läßt sich kaum ein scharfer Trennstrich ziehen. Jedenfalls kann kein Zauberer im Sinne der Magie Übernatürliches tun ohne den Beistand übernatürlicher „Wesen“.

### Ägyptische Magier und Gaukler

Im alten Ägypten war die Magie im allgemeinen dem Totenkult untergeordnet, dem hier größere Bedeutung als in irgendeinem anderen Land zu irgendeiner Zeit beigemessen

wurde. Der Verstorbene sollte vor den Handlungen der bösen Dämonen auf jede erdenkliche Weise geschützt werden. In der „Geschichte Ägyptens“ schreibt J. H. Breasted: „Da ist das Krokodil, das den Verstorbenen all seiner mächtigsten Zauber berauben kann; da sind die Unholde in der Luft, die den Atem von seiner Nase fernhalten können. Das Wasser kann in Flammen ausbrechen, wenn er trinken will; er kann seiner Speise und seines Trankes beraubt und gezwungen werden, den Auswurf seines eigenen Leibes zu verschlingen. Er kann seines Sitzes im Himmel verlustig gehen. Sein Leib kann verfallen; seine Feinde können ihn des Mundes, des Herzens oder selbst seines Hauptes berauben; und sollten sie ihm seinen Namen fortnehmen, so wäre seine ganze Persönlichkeit vernichtet.“

Das alles mußte verhindert werden. Priester und Magier gaben die Richtlinien, diktierten Zaubersprüche, die den Toten mitgegeben wurden, gaben die Riten an, die befolgt werden mußten, sollte der Tote Frieden im Jenseits haben.

Nein dem religiös-ernsthaften Magiertum gab es am heiligen Nil ein ausgeprägtes Gauklertum. Der Schlangenzauber war einer seiner interessantesten „Darbietungen“. Im zweiten Buch Mosis wird er erwähnt: „Aaron warf seinen Stab vor Pharao und dessen Knechte, und der Stab ward zur Schlange. Da forderte Pharao die Weisen und Zauberer auf. Und die ägyptischen Zauberer taten auch also mit ihrem Beschwören. Ein jeglicher warf seinen Stab von sich, da wurden Schlangen daraus, aber Aarons Stab verschlang ihre Stäbe.“

Es waren gefährliche Reptilien, mit denen die Hofzauberer der Pharaonen ihr Blendwerk trieben, denn Blendwerk war es: Ein Tier wurde schnell und geschickt am Schwanz ergreifen; mit der anderen Hand fuhr der Zauberer über den Schlangenkörper bis zum Nacken, dessen Muskeln mit dem Daumen stark gepreßt wurden. Die Schlange verharrt auf die Dauer des Druckes wie im Starrkrampf, steif wie ein Stock. Wer will, mag den Versuch mit einer harmlosen Blindschleiche nachahmen.

*Wenn alle Magie nur Einbildung ist, dann muß umgekehrt jede Einbildung bereits eine magische Handlung sein. Sie wird eine Besitzergreifung des gewünschten Gegenstandes.*

JEAN PAUL SARTRE

### Tibetanische Geheimnisse

Eine Hochburg der schwarzen Magie ist Tibet. Die selten glaubwürdigen Berichte von den dämonischen Zauberkünsten tibetanischer Mönche und Lamas erschrecken den Europäer mehr, als daß sie ihn erstaunen.

Vieles von dem, was wir über Tibet und seine geheimen religiösen Wunder wissen, verdanken wir der mutigen Forscherin und Wissenschaftlerin David-Neel, die vierzehn Jahre unter buddhistischen Mönchen lebte und mehrere Weihen erhielt. Sie berichtet unter anderem von seltsamsten selbst-erlebten telepathischen Phänomenen. So suchte sie eines Tages den Schüler eines Lamas auf, um sich bei ihm zu erkundigen, wo und wann sie den Meister sprechen könnte. Der Schüler setzte sich mit seinem weit entfernten Lehrer in telepathische Verbindung. Im Trancezustand veränderte sich seine Stimme völlig, sie nahm vollkommen Art und Tonfall des Meisters an. Der Forscherin wurde auf diese Weise mitgeteilt, daß sie von dem Lama nicht empfangen werden könne, daß er aber bereit sei, ihr auf jegliche Frage Antwort zu geben. Sie erfuhr auf telepathischem Wege alles, was sie zu wissen begehrte. Nach Lage der Dinge war es unmöglich, daß der Schüler vor Beginn der Gedankenübertragung über das, was er aussagte, unterrichtet sein konnte. An der Wahrheit des Berichtes ist nicht zu zweifeln, um so weniger, als andere Tibetforscher, unabhängig von Frau David-Neel, ähnliche Phänomene erlebt haben.

Während echtes Gedankenlesen in der westlichen Welt durchaus unbewußt vor sich geht, übt es der „Weise“ des Ostens systematisch. Dazu gehört allerdings ein Konzentrationsvermögen, wie es dem Abendländer nicht oder nur äußerst selten gegeben ist. Mit unendlicher Geduld, unter

Anspannung der ganzen Willenskraft, wird die Telepathie erlernt. Zu Beginn befinden sich Meister und Schüler im gleichen Raum. Der Schüler muß „erraten“, was der Lehrer jeweils denkt; das wird immer und immer wieder versucht, bis die Gedankenübertragung mühelos und einwandfrei gelingt. Dann wird nach und nach die Entfernung vergrößert, bis große Strecken überbrückt werden können.

Aber das ist nur eine der wenigen geheimnisvollen Fähigkeiten der tibetanischen Mönche und Lamas: sie vermögen manch erstaunlich anderes: sie können sich in künstlich scheinenden Zustand versetzen, tödliche Giftdosen aufnehmen, ohne Schaden zu erleiden, nackt hohe Kältegrade ertragen, monatelang mit kaum nennenswerten Lebensmittel-mengen auskommen, Wochen und Monate schlaflos verbringen.

Ziel ist bei allen Übungen das Nirwana, der Zustand höchster Glückseligkeit, die ewige Befreiung von Schmerz und Existenz, die Vereinigung mit dem Nichts.

### Von indischen Yogis und Fakiren

Yogis nennt man die Ausübenden der Yoga-Lehre. In großen Zügen gesagt, verlangt sie eine Absonderung der Seele von allen äußerlichen Dingen, die Sammlung aller körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte, mit einem dem Lamaistischen ähnlichen Streben zur höchsten Vollendung und Glückseligkeit zu gelangen. Die Schulung der werdenden Yogis ist in erster Linie auf Selbstbeherrschung und Konzentration gerichtet. Für den Abendländer ist es schwer, den Gedankengängen und Übungen der Yogalehre zu folgen, abgesehen davon, daß die Yogis ihr Wissen möglichst geheimhalten. „Die Kenntnis unserer Lehre ist einer der größten Schätze, die ein Mensch besitzen kann. Soll er diese Schätze etwa auf dem Bazar feilhalten?“ sagen sie.

Soviel weiß man, daß Atemübungen besonderer Art, deren Ausübung für den nicht durch Generationen vorge-

schulden Abendländer ganz unmöglich wäre, zu dem als besonders wichtig erkannten körperlichen Training gehören. Sie gipfeln im völligen Anhalten des Atems, für Minuten zuerst, dann für Stunden, Tage, Monate und angeblich sogar für Jahre. Man erzählt sich, daß der König Ranjit Sing einen Fakir eingraben ließ; vierzig Tage blieb er begraben, die ganze Zeit über streng kontrolliert. Dann wurde er gesund aus dem Grabe gehoben. Dieser Mann war noch nicht einmal ein Yogi, da er wegen seiner charakterlichen Mängel nicht zur letzten Yoga-Schulung zugelassen wurde.

Ein Anhalten des Atems, damit ein Aussetzen der Herz-tätigkeit, soll nach den indischen Lehren das Leben im Körper zurückhalten, zum Verweilen zwingen. Dem Menschen stünden je Lebenstag eine bestimmte Anzahl Atemzüge zu. Je sparsamer er mit ihnen umgehe, um so länger wäre sein Leben. Im Trancezustand, im Dämmer-schlaf, hielte es überhaupt in seinem Lauf ein. Der vollkommene Yogi könnte — so sagt man — sein Leben beliebig verlängern. Aber das ist eine nicht bewiesene Annahme.

Der Engländer Paul Bunton, ein Forschungsreisender, der Indien viele Jahre lang durchquert hat, um das Yoga zu studieren, und der schließlich selbst zum Yogi wurde, sagt dazu in seinem Buche „Yogis“:

„Der heilige Dämmer-schlaf ist etwas so Großes, daß selbst der Tod den Menschen während dieser Zeit nicht befallen kann. Im Himalaja leben einige Yogis, die die Vorschriften des ‚Brahme Chinta‘ (tibetanisches Yoga-System) bis zur Vollendung beherrschen. Sie haben sich in Berghöhlen verborgen und leben im tiefsten Dämmer-schlaf. Ihr Pulsschlag hört auf, das Herz klopft nicht mehr, das Blut durchströmt den leblosen Körper nicht mehr. Wer sie findet, hält sie für tot. Denken Sie aber nicht, daß sie im körperlichen Schlafe liegen, denn sie sind ebenso wie Sie und ich bei vollem Bewußtsein. Sie leben in der inneren Welt und führen ein höheres Leben. Ihr Geist hat sich von den Fesseln des Leibes befreit, in sich selbst entdecken sie das All. Eines Tages erwachen sie und sind dann mehrere hundert Jahre alt.“

Was die Yogis durch innere Versenkung vollbringen, steht jenseits aller Erklärungsmöglichkeit. Der französische Konsul von Benares, Louis Jacolliot, erzählt von einem merkwürdigen Erlebnis telepathisch-telekinetischer Art:

„Gowinda Swami entnahm einer Tasche sehr feinen Sand, streute ihn auf den Fußboden und glättete ihn, so daß immerhin eine Fläche von fünfzig Quadratcentimetern damit bedeckt sein mochte. Dann ersuchte er mich, ihm gegenüber an einem Tischchen Platz zu nehmen und mir Bleistift und Papier geben zu lassen. Sich selber bat er ein Stückchen Holz aus. Ich reichte ihm einen Federhalter, und er legte ihn behutsam auf den Sand. ‚Hör zu‘, sagte er, ‚ich werde jetzt die Geister anrufen. Sobald du den Federhalter sich senkrecht erheben siehst und so den Sand berühren siehst, zeichne auf dein Papier, was dir beliebt, und du wirst es im Sande wiederholt finden!‘ Hierauf hielt er die Hände horizontal vor sich und begann, geheime Beschwörungsformeln zu murmeln. Nach einigen Minuten erhob sich langsam der Federhalter. Ich fuhr mit meinem Bleistift über mein Papier und zeichnete wahllos allerlei Figuren. Sogleich begann der Federhalter alle Bewegungen meines Bleistiftes nachzuahmen, und hinter Gowinda Swamis Rücken entwickelten sich im Sande alle die krausen Verschlingungen, die ich aufs Papier zeichnete . . .“

Bei einer Wiederholung des Versuches dachte sich Jacolliot lediglich ein Wort. Der Halter schrieb es nieder.

Ein Yogi stellte sich der Universität Kalkutta zu Versuchen zur Verfügung. Er schluckte reine Schwefelsäure, Karbolsäure und dann sogar Zyankali in Mengen, die jeden anderen Menschen augenblicklich getötet hätten.

„Alles wurde mit äußerster Gründlichkeit durchgeführt“, berichtet ein Zeuge. „Die zerstörende Wirkung der Schwefelsäure wurde zuvor an einer Kupfermünze bewiesen. Unter den Anwesenden befand sich auch der berühmte Wissenschaftler und Inhaber des Nobelpreises, Sir C. V. Raman, der die Vorführung als eine Herausforderung an die Wissenschaft bezeichnete. Als der Yogi gefragt wurde, wie es ihm denn

möglich sei, seinem Körper dies alles zuzumuten, sagte er nur, daß sein Körper nicht von dieser Welt sei.“

Die Fakire, von denen so viele Wunderdinge erzählt werden, stehen auf weit niedrigerer Stufe als die Yogis. Es sind in gewissem Sinne handwerkliche Nachahmer ihrer großen Vorbilder, die nicht den gleichen hohen geistigen und moralischen Zielen zustreben. Sie wollen nicht viel mehr als gerade eben ihren Lebensunterhalt durch Schaustellungen verdienen, das besagt jedoch nicht, daß ihre Leistungen weniger erregend und phantastisch sind, daß die Willenskräfte, mit denen sie ihren Körper und selbst das dem Bewußtsein gewöhnlich nicht unterworfen vegetative Nervensystem beherrschen, weniger bewundernswert sind.

In dem jahrtausendealten Ramayana, einem indischen Nationalepos, wird von Büßern gesprochen, die ihr ganzes Leben mit erhobenen Armen verbringen, ewig auf den Fußspitzen stehen oder den Winter über in eiskaltem Wasser liegen.

Nach Eugen Georg lag ein Fakir jahrelang auf Dornen, dann schloß er sich in eine Höhle ein und ließ vier Monate lang Tag und Nacht Wasser auf seinen Kopf heruntertropfen, eine Prozedur, bei der jeder gewöhnliche Sterbliche in kürzester Zeit irrsinnig geworden wäre. Schließlich legte er sich auf das berühmte hölzerne, mit spitzen Nägeln beschlagene Brett, auf dem er dann fünfundvierzig Jahre verbrachte, ohne sich je wieder zu erheben. Seine Schüler mußten ihn so in ganz Indien herumtragen, damit er auf dieser Kasteiungs- und Pilgerfahrt alle heiligen Plätze im ganzen Land besuchen konnte.

Eine der berühmtesten Fakirvorführungen ist der Feuerlauf, das Gehen auf glühenden Kohlen.

Ein Berichterstatter der „Indian News Service“ beschrieb solch ein Flammenfest, das in Poona, südöstlich von Bomlay, stattfand. „Die Feier ging in der Weise vor sich, daß zuerst der Erdboden in einer Länge von zwei Metern und einem halben Meter Breite mit glühenden Holzkohlen belegt wurde. Dann nahte sich, barfuß, mit einem weißen Tuch um den

Hüften, der Maharai. Einige Augenblicke blieb er am Rande der Glut stehen, Gebete und Beschwörungen murmelnd, den Feuergott geneigt zu machen. Endlich schritt er fünfmal um die Flammen und betrat dann die Glut und forderte alle, die Lust hätten, auf, ihm zu folgen. — Beim erstenmal waren es acht Männer und zwölf Frauen, die hinter dem Heiligen unverletzt durch die Flammen schritten ... Sie haben, wie sie hinterher berichteten, nicht einmal gespürt, daß der Boden zu ihren Füßen heiß gewesen sei ... Beim zweitenmal waren es zweihundert Menschen, unter ihnen viele Europäer ...“

Die Fakire vermögen nicht nur über ihren eigenen Körper zu gebieten, sie haben auch Macht über andere. Hier liegt die „Erklärung“ für den oft angezweifelten „Seiltrick“. Massenhypnose scheint die einzige begreifliche Erklärung zu sein. Wie sie allerdings zuwege gebracht wird, ist unbekannt, denn schon das Hypnotisieren eines einzigen Menschen stößt bei skeptischer Einstellung auf Schwierigkeiten.

Nur ein Teil der Fakirdarbietungen läßt sich durch Fingerfertigkeit und Täuschungen erklären, das übrige bleibt Phänomen. Wenn sich zum Beispiel ein Fakir unter ärztlicher Kontrolle geschmolzenes Blei in den vorher genau untersuchten Mund gießt und es nach einer halben Minute erkaltet ausspuckt, oder wenn kleine Stroh puppen ohne jeden Mechanismus und ohne Verbindung mit dem Fakir zu tanzen beginnen und sich sogar zu einem Punkt hin bewegen, den der Zuschauer selbst bestimmt, dann hat das nichts mehr mit bekannten Illusionskünsten zu tun.

Eine besondere Gruppe unter den Fakiren ist die im Tempeldienst stehende. Diese Tempelfakire werden von Yogis geführt, die ihnen durch Handauflegen magische Kräfte übertragen, durch die sie gleiche Wunder zu vollbringen vermögen. Der Tod des Meisters hat meist zur Folge, daß der Tempelfakir seine geheimnisvollen Fähigkeiten einbüßt.

Zeigt es sich, daß der Fakir der ihm mitgeteilten seltenen Gaben unwürdig ist, dann nimmt sie ihm der Meister wieder ab, wie folgendes Beispiel zeigen soll.

Afzal Khan war ein Fakir, der von einem Hindu-Yogi außerordentliches Können empfangen hatte. Trotz der Ermahnung, es nicht für selbstsüchtige Zwecke zu verwenden, nützte er sie zu einträglichen Geschäften und sogar zu Diebstählen aus. Von ihm berührte Gegenstände verschwanden spurlos, kaum daß er sich entfernt hatte. Zu seinen Opfern gehörten mehrere Juweliere Kalkuttas, bei denen er sich einzelne Schmuckstücke zeigen ließ. Einmal kam er mit einer großen Zahl von Studenten, die er zu einer Reise eingeladen hatte, auf den Bahnhof. Am Schalter gelang es ihm, einen Stoß von Fahrkarten zu berühren, dann ging er mit der Bemerkung, es sich anders überlegt zu haben, fort. Als die ganze Gesellschaft im Zuge saß, hatte jeder von ihnen eine Fahrkarte in der Hand. Die Eisenbahn war um den Fahrpreis betrogen worden.

Zahlreiche Geschädigte strengten Prozesse gegen ihn an. Ohne Erfolg, denn Afzal Khan ließ einfach das Belastungsmaterial verschwinden. Als sein Meister von diesen Vorgängen erfuhr, nahm er ihm die übersinnlichen Gaben wieder ab. Afzal Khan soll sein Leben als reuiger Büsser beendet haben.

### Urwaldmagie

Die Medizinmänner vieler Eingeborenenstämme verfügen über kaum geringere „okkulte“ Kräfte als die Yogis und Fakire. Fernwirkungen und telekinetische Phänomene wurden von vielen Forschungsreisenden und durch ernsthafte Berichte anderer Weißer bestätigt. Der Schweizer Hans von Meiß-Teuffen war Besitzer einer Farm in Nordrhodesien. Seine Obstgärten drohten unter der Hitze des tropischen Sommers zu verdorren. Auf den Rat seiner eingeborenen Arbeiter ließ er einen berühmten Regendoktor holen. Er selbst erzählt weiter:

„Es war elf Uhr vormittags, und die Sonne tropfte geschmolzenes Metall statt Strahlen vom wolkenlosen, doch stark dunstigen Himmel . . . Der Zauberer sammelte zuerst

eine Handvoll kleiner Zweige und machte ungefähr in der Mitte der Orangenpflanzung ein Feuer. Das Anzünden und Nähren der Flammen war von monotonem Gesang und einigen Tanzschritten begleitet. Auch kauerte er öfters nieder und flüsterte etwas in das leise Knistern hinein und schien daraus — seinem Gesichtsausdruck nach — Antwort zu empfangen. In der ruhigen Luft stieg der dünne Rauch des kleinen Feuers kerzengerade empor. Die Seltsamkeiten begannen, als er Kräuter und schwarzglänzende kleine Kristalle aus seinem Säckchen am Gürtel auf das Feuer streute. Die anfänglich dünne Rauchsäule wurde immer dichter und schwärzer, und ein unglaubliches Quantum Rauch für so ein kleines Feuer stieg etwa zwölf Fuß hoch, wie eine dicke Ofenröhre, in die Luft. Dann breitete sie sich wie ein Schirm gleichmäßig auseinander . . . und überzog den Obstgarten mit einem dünnen Schleier, durch den man die Sonne gut erblicken konnte . . . Und dann . . . dann begann es erst fein, doch bald immer stärker und stärker zu regnen, bis es zum Schluß wie ein richtiger schwerer Schauer herunterprasselte. Der Regendoktor stand währenddem schützend über das Feuer gebeugt, in das er von Zeit zu Zeit neue Kräuter und schwarze Körner warf. Sechzehn Minuten lang hielt dieser Guß an, und die Zeugen dieses mehr als rätselhaften Geschehens waren rasch bis auf die Haut durchnäßt.“

Solchen Berichten ließen sich zahllose andere anhängen. Die Zauberdoktoren und Medizinmänner legen besonders bei religiösen Veranstaltungen Zeugnis für ihre übernatürlichen Fähigkeiten ab. Die kultischen Urwaldfeste beginnen mit wilden Gesängen, oft stundenlangen Tänzen, Gliederverrenkungen und Körperdrehungen bei aufreizender, sich rhythmisch steigernder Musik. Die Medizinmänner schlucken noch zusätzlich Gifte, immer schneller wird der Tanz, und immer tiefer geraten sie in eine Ekstase, die ungeahnte Kräfte in ihnen frei werden läßt. Sie geraten in einen hypnotischen Zustand der Unempfindlichkeit und Unverletzbarkeit, der Unmögliches möglich macht. Dann werfen sie sich mitten in

ein Feuer, kauen glühende Kohlen, tanzen auf Glasscherben, schlucken Skorpione und Nähnadeln. Sie treiben sich rostige Nägel und Spieße in Wangen, Hände und sogar quer durch den Unterleib.

Doch niemals zeigen sich Brandwunden oder ernstliche Verletzungen, kaum, daß einmal ein paar Tropfen Blut fließen. Die größten Wunden schließen sich augenblicklich, heilen im wahrsten Sinne des Wortes zusehends. Die Wissenschaft spricht von mimischer und verbaler Autosuggestion. Sie setzt damit ein Wort für eine allen medizinischen Erfahrungen widersprechende Erscheinung, sie gibt damit einer Kraft, die in ihren letzten Zusammenhängen ganz und gar unerkannt ist, nur einen Namen.

### Eingeborenenmedizin

Die magischen Handlungen der geistig sehr regen Eingeborenenzauberer werden vom Wissen über die Wirkungen verschiedenster Pflanzensäfte und Tiergifte unterstützt. In den Urwäldern Ekuadors gibt es eine Lianenart, die „Banisteria Caapi“; ihre Säfte werden von den Zauberdoktoren zum Hervorrufen seltsamer Halluzinationen hellischerischer Art verwendet. Nach dem Glauben der Indianer teilen die Geister dem berauschten Zauberer das Schicksal ferner Verwandter, den Zeitpunkt kommender feindlicher Angriffe, geeignete Heilmethoden usw. mit. Dr. Zerda Bayon aus Bogotá berichtet als Augen- und Ohrenzeuge:

„Der von Banisteria Caapi Berauschte sieht und hört Sachen, von denen er nicht die geringste Kenntnis hat noch haben kann, und zwar in sehr klarer, durchaus nicht verschwommener Weise. So beschrieben viele Indios, welche noch niemals aus den endlosen Wüsten ihrer Heimat herausgekommen waren und natürlich auch nicht die leiseste Ahnung vom zivilisierten Leben haben konnten, in ihrer eigenartigen Sprache mit viel Lebhaftigkeit und großer Bestimmtheit Einzelheiten von großstädtischen Häusern, alten Schlössern,

bevölkerten Gegenden, Städten, in denen es eine große Menge hastig herumlaufender weißer Menschen gab.“

Wieweit der Berichterstatter Täuschungen unterlegen war, läßt sich nicht sagen.

Bezeichnet man die Eingeborenenmedizin als primitiv, so vergreift man sich in der Ausdrucksweise. Die erzielten Heilerfolge — und auf sie kommt es ja an — sind oft ganz erstaunlich und obendrein unerklärlich.

Elizabeth A. Ferguson, eine amerikanische Forscherin, die sich intensiv mit diesem Fragenkomplex befaßt hat und die medizinischen Bräuche mehrerer Stämme eingehend studierte, führt einen großen Teil der erreichten Erfolge darauf zurück, daß der primitive Mediziner das praktiziert, was sein kultiviertes Gegenstück psychosomatische Medizin nennt.

Häufig sind erstaunliche Parallelen zwischen der primitiven und modernen Medizin, zwischen den verordneten Mitteln vorhanden. Die eben genannte amerikanische Forscherin berichtet in der Zeitschrift „Scientific American“ darüber wie folgt:

„So verwendet zum Beispiel eine Anzahl amerikanischer Indianerstämme einen Absud aus Weidenrinde oder -wurzeln gegen Rheumatismus und Gelenkschmerzen. Wir wissen aus der Botanik, daß die Weide reich an schmerzstillenden Salizylverbindungen ist, aber nach der Meinung der Indianer beruht die Wirksamkeit dieses Mittels darauf, daß die Biegsamkeit der Weide auf die steifen Gelenke übertragen wird. Geschickte sanfte Massage kann gewisse Arten von Schmerzen auch dann mildern, wenn sie in dem Glauben durchgeführt wird, daß sie eingedrungene Geister oder Gegenstände herausdrückt. Viele Völkerstämme in Nord- und Südamerika, Afrika und in der Südsee sind im Schienen von Knochenbrüchen außerordentlich geschickt.

Es steht fest, daß diese Art Behandlung in Nachahmung der magischen Prozedur entstand, etwas Gebrochenes mit etwas Ganzem zu verbinden. Manche Stämme glauben, Ohrenscherzen rührten vom Nagen eines Wurmes her, und

gießen einige Tropfen warmes Öl hinein, um den Wurm zu töten. Das gleiche wird bekanntlich als erste Hilfe bei der modernen Behandlung empfohlen.

Chinin, Kampfer, Ipecacuana, Kaskararinde, Kokain und viele andere Heilmittel wurden zuerst von primitiven Völkern entdeckt, durch die sie die ersten Forschungsreisen kennenlernten, um sie dann an die moderne Pharmakologie weiterzugeben. Offenbar gibt es noch zahlreiche von primitiven Völkern medizinisch verwendete Pflanzen, deren Erforschung sich lohnen würde. Nahezu jeder Stamm kennt mehrere wirksame Abführmittel, und viele wissen über Pflanzen mit fiebervertreibenden, harntreibenden und schmerzstillenden Eigenschaften Bescheid. Die von den südamerikanischen Indianern verwendeten Gifte Kurare und Rotenone sind bemerkenswerte Beispiele von primitiven Heilmitteln, deren Nützlichkeit vom Kulturmenschen erst neuerdings entdeckt wurde . . .“

„Besonders interessant ist es, daß Heilmethoden, bei denen eine psychologische Beurteilung im Vordergrund steht, den Primitiven seit langem geläufig sind.

Der primitive Medizinmann verläßt sich nicht vollkommen auf Magie; er unterstützt seine Riten und Beschwörungen mit einer Menge medizinischen Wissens seines Stammes. Dennoch wirkt seine Therapie offenbar mehr psychologisch als physiologisch. Primitive Ärzte haben seit uralten Zeiten gelernt, was die moderne Medizin eben erst wieder entdeckt, daß nämlich Unterscheidungen zwischen Körper und Geist künstlich sind. Die meisten Heilungszeremonien primitiver Medizinmänner sind bewußt darauf berechnet, den Geist wie den Körper des Patienten zu behandeln. Der primitive Doktor hat volles Verständnis für die Natur der seelischen Ursache einer Krankheit. Er weiß, daß sich viele Patienten durch ihre Krankheit interessant machen wollen, daß seine Stammesbrüder sich vor Zauberkräften fürchten und in ständiger Angst vor dem Unbekannten leben, daß sie vor Naturereignissen, wie Gewittern und Kometen, erschrecken und sich schuldig fühlen, weil sie Tabus gebrochen und

Geister beleidigt haben. Nicht nur Menschen, die noch keine Schrift kennen, auch die Mitglieder einer auf höherer Kulturstufe stehenden Gesellschaft setzen dieses gefühlsmäßige Unbehagen leicht in neurotische Symptome um . . .

Der primitive Patient weiß nicht genau Bescheid um seine Krankheit. Er braucht jemanden, der ihm endgültig und positiv sagt, was ihm eigentlich fehlt und was zu geschehen hat. Magische und religiöse Erklärungen sind in gewissem Sinne befriedigender als wissenschaftliche. Während die Wissenschaft nicht selten offen zugeben muß, daß sie vor einem Rätsel steht, wissen Magie und Religion immer Bescheid. Sind die Symptome rätselhaft, so kann zu ihrer Erklärung eine vergessene Sünde oder ein unbekannter Feind herangezogen werden. Versagt die mächtige Medizin des Zauberdoktors, so hat Gegenmagie den Bann unwirksam gemacht oder die Götter haben sich noch nicht erweichen lassen.

Der Medizinmann ergänzt seine geistliche Medizin durch physische Behandlung, die den Eindruck erwecken soll, daß die Einflüsse, welche die Symptome verursachen, ausgeschaltet werden. Er entnimmt dem Körper sichtbare Stoffe. Die Absonderung von Flüssigkeiten beim Aderlaß, Abführen, Erbrechen und bei der Trepanation gilt als die Austreibung schädlicher Geister und das Ausschwemmen von Fremdkörpern. Oft saugt der Medizinmann heftig an der schmerzenden Stelle und bringt einen kleinen Stein oder einen Dorn zum Vorschein, den er aus dem Patienten ‚entfernt‘ hat. Der Patient, der das sieht, fühlt sich besser; ist doch damit bewiesen, daß die Ursache seines Schmerzes entfernt worden ist . . .“

„Viele Medizinmänner entwickeln bei der Suche nach Fehlritten oder Feindschaften, die eine Erkrankung erklären könnten, ein bemerkenswertes Geschick in der Erforschung früherer Gedanken und Handlungen ihrer Patienten. Sie bringen dadurch nicht selten verschüttete Gefühle des Patienten an den Tag, ähnlich wie das der Psychiater tut. Wenn die Krankheit religiöse Ursachen hat, so kann sich der Patient

durch ein offenes Sündenbekenntnis von seinem Schuldgefühl befreien. Der Medizinmann ist sich oft darüber klar, daß wenige Dinge dem Patienten eine solche Erleichterung verschaffen, wie wenn man ihn dazu bringt, über sein früheres Leben zu sprechen.

Ob nun der physische Wert der Heilmittel und Manipulationen des primitiven Medizinmannes groß oder klein ist, sein psychologischer Einfluß dürfte immer wesentlich sein. Wir können jedenfalls mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß, ohne Rücksicht auf die Ursache der Symptome — mögen sie rein physischer, rein seelischer Natur oder eine Verbindung von beiden sein —, die Sympathie, das Verständnis und der Rat des Medizinmannes im Verein mit dem Selbstvertrauen und der Stärkung, die seine Heilungszeremonien den Patienten geben, bei diesen ein Gefühl der Besserung wachrufen und viele kurieren.“

Während man einerseits bestrebt ist, den „armen“ Eingeborenen die Segnungen der Kultur zu bringen, versucht man heute andererseits, den Medizinmännern ihr zum Teil größeres Wissen um gewisse Dinge und Vorgänge abzunehmen.

Ein amerikanischer Chemietrust verabredete mit einer großen Missionsgesellschaft, die unter den „Wilden“ der ganzen Welt eingesetzten Missionare nach den Naturheilkennntnissen der Medizinmänner auszuforschen. Kleine pharmazeutische Examen sollen Erkenntnisse oder zumindest Anregungen bringen, auf die sich dann die Botaniker und Chemiker des Trustes zwecks Ausbeutung für die zivilisierte Menschheit stützen können. Als ergiebigste Gebiete werden bisher die Urwälder Südamerikas angesehen. Aber auch im Innern Afrikas, Asiens und selbst im australischen Busch sind die Drogenjäger nicht ohne Erfolg geblieben. Ein chinesisches Gras wirkt hundertmal besser als Chinin gegen Malaria. Das australische Pituri wirkt wie Morphium. Auch neue Rauschgifte dürften in Kürze Eingang in die „Gesellschaft“ finden. Im ganzen wird so die Meinung vieler Fachleute bestätigt: auch wir können von den Primitiven lernen.

## Geheimnisse um Pharaonengräber

In jahrtausendealten Papyri der Ägypter wird allen jenen die Rache des Ka, des Totengeistes, angedroht, die es wagen sollten, die Siegel zu den Grabkammern der Könige zu erbrechen. Bis heute hat sich unter den Einwohnern der Nillande, unter den Fellachen und Beduinen, der Glaube erhalten, daß kein Sterblicher ungestraft zu den Toten vordringen kann. Glaube oder Aberglaube, er schien seine Bestätigung zur Zeit der großen Ausgrabungen zu finden.

Der englische Archäologe Howard Carter und Lord Carnarvon stießen in den ersten Tagen des November 1922 im „Tal der Könige“ auf die ersten Stufen zum Grab des Königs Tut-anch-Amon (ca. 1400 v. Chr.), im letzten Augenblick vor dem Einstellen der jahrelangen vergeblichen Suche. Die ganze Welt folgte mit Spannung den sofort wieder aufgenommenen Arbeiten. Da raffte ein Fieber den Araber hinweg, der als erster das versiegelte Eingangstor berührt hatte. Durch einen mit Steintrümmern und Scherben gefüllten Gang kamen die Ausgräber zum zweiten Tor. Eine Inschrift verkündete: „Der Tod wird jeden mit seinen Schwingen erschlagen, der das Grab eines Pharaos berührt.“ Wohlweislich verschwiegen Carter und Carnarvon den Eingeborenen die Warnung. Der Eingang zum Grabmal wurde geöffnet: die beiden Engländer und zwanzig geladene Zeugen standen vor dem fünf Meter langen und etwa drei Meter siebenzig hohen vergoldeten Schrein, der den Sarkophag mit der Mumie barg. Aber ehe sie freigelegt werden konnte, kam es zu Meinungsverschiedenheiten mit der ägyptischen Regierung. Lord Carnarvon fuhr während der Wartezeit nach Kairo, um plötzlich an einem rätselhaften Leiden zu erkranken.

In Luxor flüsterte man von der Rache des Ka. Carter reiste nach Kairo. „Es ist aus mit mir“, mit diesen Worten begrüßte ihn Lord Carnarvon, und als einen Monat darauf seine Gattin mit dem Schiff eintraf, hatte ihn schon das Bewußtsein verlassen. Am nächsten Tage starb er. Trotz der

Ereignisse und trotz der Erregung der eingeborenen Bevölkerung bestimmte Lady Carnarvon Carter zur Weiterarbeit, das Werk sollte vollendet werden. Am 11. November 1923 hob ein Flaschenzug den Deckel von dem großen Sarkophag aus gelbem Quarzit, drei Särgen kamen zum Vorschein, der letzte aus reinem Gold. Die junglinghafte Mumie des Königs lag schatzüberladen vor den Augen der Forscher.

Unmittelbar darauf erlitt Carter einen schweren Unfall, so daß er wochenlang in Todesgefahr schwebte. Schlag auf Schlag folgten nun mysteriöse Krankheiten und Unglücksfälle. Der amerikanische Millionär Gould starb zwei Tage nach der Grabbesichtigung, Prinz Ali Fahmy wurde wenige Tage nach seinem Besuch in der Grabkammer erschossen aufgefunden, kurz darauf folgte ihm sein Sekretär in den Tod. Anfang 1924 starb Sir Archibald Douglas Reid, der von der Mumie Röntgenaufnahmen machen wollte. Dann starben die Archäologen Benedite und Casanova. Unter geheimnisvollen Umständen kam Lord Westbury, der Sekretär des wissenschaftlichen Leiters der Ausgrabungsarbeiten, ums Leben. Professor Laffleur von der Mac'Gill University, Mrs. Evelyn White, Journalisten, Eingeborene — allein siebzehn der beteiligten Wissenschaftler sind eines plötzlichen und nicht geklärten Todes gestorben.

Lady Carnarvon erlag 1929 einem Moskitostich. 1934 schrieb der Dramatiker Louis K. Siggins ein Theaterstück um diese rätselhaften Vorgänge; wieder trat völlig unerwartet der Tod ein. Sein Regisseur Penmann erhielt gleichzeitig, es war um Mitternacht, einen telefonischen Anruf: Siggins sei der Rache des Ka zum Opfer gefallen. Ein Jahr darauf erfolgte der letzte Todesfall, der mit dem Tut-anch-Amon-Grab in Verbindung gebracht wurde. Professor Breasted, Begründer des Orientalischen Instituts der Universität Chicago, starb an Blutvergiftung, wie alle anderen plötzlich und unerwartet.

Während die ägyptische Bevölkerung fest an die Rache des Ka glaubte und nicht daran gedacht wurde, nach anderen

Erklärungen zu suchen, bemühte sich die Wissenschaft um eine Aufhellung der Hintergründe. Sie suchte nach greifbaren, faßlichen Ursachen. So nahm der deutsche Chemiker Professor Alberts an, daß die alten Ägypter Gifte gekannt und verwendet hätten, die auch nach Jahrtausenden noch wirksam wären. Demgegenüber verliefen alle chemischen Untersuchungen ergebnislos. Die Suche nach radioaktivem Gestein, die auf Anregung eines anderen Wissenschaftlers vorgenommen wurde, der vermutete, daß den Alten die Wirkungen bereits bekannt waren, blieb ohne Erfolg. Ein rein zufälliges Zusammentreffen mehrerer unglücklicher Ereignisse kann wiederum bei der großen Häufung wohl kaum angenommen werden. So bleibt das Rätsel, das Geheimnis, wenngleich der Entdecker des Grabes, Howard Carter, in einer Erklärung für alle diese Unglücksfälle eine natürliche Erklärung zu geben versuchte.

Ähnliche Vorfälle meldete die englische Presse schon im Jahre 1914 in Verbindung mit der Mumie einer ägyptischen Prinzessin, die zugleich Tempelpriesterin des Amon-Ra war und um 1600 v. Chr. gelebt hat. Die Expeditionsmitglieder, welche die Mumie nach England brachten, Fotografen und Besucher, die sich ihr im Britischen Museum genähert hatten, erlitten geheimnisvolle Unfälle. Einige starben aus ungeklärten Ursachen. Schließlich stellte man eine Imitation her und brachte die echte Mumie in die Kellergewölbe des Museums. Ein amerikanischer Ägyptologe bemerkte den Betrug, und die Museumsverwaltung zog ihn ins Vertrauen. Da bot er sich an, die Mumie für Amerika zu kaufen. Man wurde handelseinig. Die Mumie der Prinzessin sollte auf dem Schiffswege nach Amerika befördert werden. Das Schiff war die „Titanic“.

## SUGGESTION UND HYPNOSE

### Suggestive Kräfte

Mehr, als wir ahnen, sind wir suggestiven Kräften unterworfen, ungewollt und selten nur gehemmt. Suggestionskraft geht von jeder guten Werbung aus; ihr Erfolg ist um so größer, je länger sie auf uns einwirkt, je häufiger ein Reklametext, ein Reklamebild sich im Unterbewußten festsetzen kann. Der Werbefachmann weiß das sehr wohl, und wenn er die nötigen Mittel hat, gelingt es ihm, mit geschickten Worten und entsprechenden Bildern immer das zu erreichen, was er will. Oft ist es ein einziges, entscheidendes Wort, das die Masse „blendet“ und zum Kauf dieser oder jener Waren, dieses oder jenen Mittels anregt. Nehmen wir an, es wird ein neues Haarwuchsmittel angepriesen. Der Text mag ganz knapp gehalten sein; dick unterstrichen steht im Reklamefeld: „Mit Kanium!“ Kein Mensch weiß, was Kanium ist; kein Wunder, denn Kanium ist ein Phantasiename für irgendein dem Präparat beigefügtes chemisches Mittel. Das Wort aber prägt sich ein, gewinnt mehr und mehr an Bedeutung: man muß dies Kopfwasser kaufen und kein anderes, enthält es doch „Kanium“; kein anderes hat diesen Vorzug. Die Suggestion ist gelungen. Das nur als ein Beispiel aus der Vielfalt der Lenkung von Suggestivkräften in der Werbung.

In einer Gesellschaft gähnt jemand, ein anderer sieht es: das Gähnen „steckt an“, und auch er gähnt. Ein Husten im Konzertsaal reizt zehn andere zum Husten. Ungefährliche Einzelsuggestionen. Gefährlicher können Suggestionen werden, wenn große Gruppen von ihnen ergriffen werden. Beispiele von Massensuggestionen gibt es genug, einerlei, ob sie zur Begeisterung oder zum Haß, zur Angst oder zur Panik werden. Der Erfolg und Sturz mancher Potentaten ist nicht zuletzt auf Massensuggestion zurückzuführen, Niederlagen und Siege wurden durch sie beeinflußt, Aufstiege und Abstiege, Völkerverständigung, Rassenhaß und Völkerhaß.

Bei alledem setzt der kritische Verstand aus, zumindest wird er zurückgedrängt. Nur die wenigsten behalten einen „klaren Kopf“, wenn suggestive Kräfte die Masse führen oder verführen. Trotzdem sind es nicht die Schlechtesten, die sich in Bann schlagen lassen, Ehrliche und Idealisten.

Neben den von außen, von anderen, einzelnen oder der Masse ausgehenden Beeinflussungen ist die Autosuggestion, die Selbstbeeinflussung, als wesentlicher seelischer Faktor zu nennen. Autosuggestionen wirken unbewußt und un gelenkt, eben so, wie ihnen gewollte Richtungen gegeben werden können. „Es geht mir ja so schlecht“, ist eine Autosuggestion, die ihre negativen Wirkungen haben muß. „Es geht mir besser und besser“, eine positive Selbstbeeinflussung, wie sie von Coué vorgeschlagen wurde, verfehlt nur selten das erwünschte Ziel, wenn sich auch gezeigt hat, daß das sinnlose, automatische Vorsichhinsprechen ohne wirkliche „Versenkung“, die nicht allen möglich ist, Versager zeitigt.

Heilungen, insbesondere von nervösen Erkrankungen, sind wertvolle Erfolge der Autosuggestion. Würden oder könnten sich alle nervlich Belasteten einem systematischen Training hingeben, sie würden gesunden.

Man versuche es einmal, indem man sich in einem verdunkelten Raum eine halbe Minute lang, an nichts anderes denkend, vorsagt: „Ich bin ganz ruhig.“ Dreimal am Tage in Abständen wiederholt, beseitigt diese Autosuggestion nervöse Reizzustände mit Sicherheit. Die Völker des Ostens verstehen in weit besserer Weise als die des Westens, sich selbst in Gewalt zu bekommen. Das geht so weit, daß etwa völlige Kälteunempfindlichkeit, ja Schmerzlosigkeit eintritt.

— Selbstbeherrschung ist ein durch Autosuggestion unterstütztes geistiges Wollen. — Leistungssteigerungen, sowohl geistiger als körperlicher Art, lassen sich auf gleichem Wege erreichen. Konzentration auf das angestrebte Ziel wird zur autosuggestiven Triebkraft.

Von der Autosuggestion zur Selbsthypnose ist nur noch ein Schritt; doch betrachten wir zunächst das eigentliche Wesen der Hypnose.

## Gelähmtes Bewußtsein: Hypnose

Wenn auch das Wort Hypnose von „Schlafen“ herrührt (griechisch heißt „hypnos“ soviel wie Schlaf), so braucht ein Hypnotisierter durchaus nicht wirklich zu schlafen; er führt im Wachzustand übermittelte Befehle ebenso aus wie im Schlafzustand. Aber während der normal Schlafende körperlich und seelisch entspannt ist, zeigt der Hypnotisierte eine gespannte Aufmerksamkeit auf die ihm übermittelte Suggestion.

Was versteht man eigentlich unter „Hypnotisieren“? Kurz gesagt das Aufzwingen eines fremden Willens nach vorheriger weitgehender Lähmung des Bewußtseins und damit des Verstandes. In diesem Zustand ist der Mensch Suggestionen besonders leicht zugänglich. Nicht immer braucht es ein „fremder Wille“ zu sein, auch Selbsthypnosen, gesteigerte Autosuggestionen, sind möglich, wie wir weiter sehen werden.

Wie hypnotisiert man? Das „man“ ist nicht richtig am Platze: nicht jeder ist fähig zu hypnotisieren. Aber auch nicht jeder unterliegt dem Willen des anderen. Bereitschaft des Partners erleichtert den Vorgang, Abwehr erschwert ihn oder macht ihn unmöglich.

Die Mittel zur Erreichung des hypnotischen Zustandes sind vielfältig. Hauptaufgabe des Hypnotiseurs ist es, die Aufmerksamkeit der Versuchsperson zu fesseln und ihr Denken auf das Kommende zu konzentrieren. Das kann schon dadurch geschehen, daß der Ausführende bittet, ihm in die Augen zu sehen, während er selbst scharf auf die Nasenwurzel des anderen sieht. Nach kurzer Zeit schon fällt es der Versuchsperson schwer, die Augen abzuwenden, während das Hinschauen immer anstrengender wird. Die Anspannung ermüdet, das Bewußtsein beginnt eingeengt zu werden. Ein paar ruhig, aber sicher gesprochene Worte tun das übrige: „Sie werden müde, Ihre Augen sind schwer.“ Eine Wiederholung nach kurzer Pause, und die Versuchsperson sinkt in Schlaf, das Bewußtsein ist ausgeschaltet.

Der Befehl, tiefer in Schlaf zu versinken, wird mit jedem Augenblick wirksamer. Der erwünschte Zustand ist erreicht, und die Versuchsperson führt die folgenden Befehle wie ein Roboter aus. Das Experiment gelingt leichter in einem abgedunkelten, ruhigen Raum, in dem die Versuchsperson nicht durch äußere Reize, grelles Licht und Lärm, beeinflußt wird. Der hypnotische Zustand kann auch dadurch eingeleitet werden, daß die Versuchsperson aufgefordert wird, starr auf einen in kurzem Abstand von den Augen gehaltenen glänzenden Gegenstand zu schauen. Das Fixieren der Fingerspitze genügt meist schon. Nach wenigen Augenblicken sagt der Hypnotiseur etwa: „Meine Fingerspitze wird immer undeutlicher, sie verschwimmt vor Ihren Augen!“

Das ist tatsächlich der Fall, obwohl das mit Suggestion nicht viel zu tun hat; aber der physiologische Vorgang wird von der Versuchsperson als solche gewertet. Sie unterliegt ihr, aber noch ist das Bewußtsein nicht völlig eingeschlüfert. Eine neuerliche Suggestion: „Die Fingerspitze wird wieder deutlicher!“ führt zu einer letzten, unbewußten Willensanstrengung der Versuchsperson, die unter dem Eindruck steht, daß sie bereits hypnotisiert ist, in Wirklichkeit aber jetzt erst, wirklich ermüdet, in den hypnotischen Zustand versinkt.

Scharlatane benutzen vielfach zusätzliche Mittel, um ihr Objekt schneller in den Schlafzustand zu versetzen. Dazu gehören eintönige Geräusche, etwa die eines Metronoms, in anderen Fällen Narkotika. In der „Schweizerischen medizinischen Wochenschrift“ wurde folgende wahre Begebenheit erzählt: „Ein fünfzehnjähriger Schüler einer Züricher Schule war schon seit einiger Zeit durch eigenartige Reden und hemmungsloses Gebaren aufgefallen, auch zeigten seine Leistungen eine stark rückläufige Tendenz. Schließlich merkte man, daß er hie und da eine scharf riechende Flüssigkeit auf ein Taschentuch träufelte, um sich an den aufsteigenden Dämpfen zu berauschen. Nachforschungen ergaben, daß der Schüler diesen Brauch bei einem befreundeten

Feinmechanikerlehrling gelernt hatte, der sich in seinen Mußestunden viel mit Hypnose beschäftigte. Der Lehrling hatte auf Grund umfangreicher Versuche an über fünfzig Jugendlichen festgestellt, daß sich eine von ihm hergestellte Mischung aus Trichloräthylen und dem in der Schweiz verbreiteten „Duco“-Verdüner (= Gemisch aus Benzol, Toluol, Amyl- und Butylalkohol) zur Einleitung einer Hypnose viel besser eignet als Chloroform oder Äther. Er stellte eine Mischung aus  $\frac{1}{2}$ – $\frac{3}{4}$  „Tri“ und  $\frac{1}{2}$ – $\frac{1}{4}$  „Duco“-Verdüner her, schüttete etwas davon auf ein Taschentuch, hielt es dem Opfer vor die Nase und ließ es mehrmals tief einatmen. Sobald die Versuchsperson etwas schläfrig geworden war, gab der Lehrling allerlei Suggestionen.“

Solche Methoden sind natürlich gefährlich, wie es auch schon gefährlich werden kann, wenn sich Laien mit hypnotischen Experimenten befassen. Nicht umsonst sind in mehreren Ländern öffentliche hypnotische Vorführungen verboten. Nur dem psychologisch geschulten Arzt sollte die Herbeiführung der Hypnose überlassen bleiben: er allein weiß, was er dem Betreffenden zumuten darf, er allein kann richtig dosieren, vermag es, den Hypnotisierten wieder in den Wachzustand zurückzuführen, ohne daß Schäden zurückbleiben.

Anders steht es mit einfachen Versuchen, die darauf hinzuzielen, festzustellen, ob jemand ein besonders geeignetes „Medium“ ist oder nicht. Dahin gehört der folgende: Der „Jemand“ wird aufgefordert, seine Hand leicht auf den Unterarm des Ausführenden zu legen und dabei die Muskeln völlig zu entspannen. Wird der unterstützende Arm jetzt plötzlich weggezogen und fällt der Arm des anderen kraftlos herab, dann ist er sicher ein williges und geeignetes Medium. Im anderen Falle, nämlich dann, wenn der Arm der Versuchsperson nur halb herabfällt und im Herabsinken durch Muskelkraft wieder aufgefangen wird, ist die Hypnotisierbarkeit nicht mit hundertprozentiger Sicherheit gegeben. In abgewandelter Form kann der Versuch wie folgt

vorgenommen werden: Der Experimentierende stellt sich hinter sein Objekt und bittet es, beide Arme in die waagerechte Stellung zu erheben. Er möge sich ganz darauf konzentrieren, bei dem Befehl „Jetzt“ die Arme schnell sinken zu lassen und an sonst nichts zu denken. Fallen die Arme im gegebenen Augenblick kraftlos und ungehemmt herab, so läßt sich die Versuchsperson leichter hypnotisieren als dann, wenn die Arme nicht schlagartig, sondern gehemmt herabfallen. In der medizinischen Praxis bedient man sich manchmal einer anderen Eignungsprobe. Der Patient wird aufgefordert, sich mit geschlossenen Augen und aneinandergepreßten Füßen zu erheben, worauf ihm suggeriert wird, daß er im Begriffe sei, auf den Rücken zu fallen, eine Behauptung, die mehrmals in dringlicher Form wiederholt wird. Die Personen, die schwanken und einige Schritte tun müssen, um nicht zu fallen, sind, wie sich oft zeigt, in einem Grade beeinflusbar, der eine schnelle Hypnotisierung erwarten läßt. Die Mehrzahl aller Menschen kann hypnotisiert werden, wenn auch bei manchen viel Zeit und Geduld erforderlich ist.

Aber weder Geschlecht noch Alter oder Intelligenzgrad geben einen Anhaltspunkt dafür, ob jemand leicht hypnotisiert werden kann. Man hat häufig behauptet, daß manche Rassen der Hypnose leichter zugänglich seien, aber diese Behauptung ist unbewiesen.

In der Hypnose werden Handlungen vorgenommen, die im Wachzustand kaum von den Betreffenden ausgeführt werden können. Ein Hypnotisierter ist schwindelfrei, der Verstand arbeitet nicht mit, Gefahren werden nicht erkannt.

Wird einem erwachsenen Menschen suggeriert: „Du bist 8, 15, 26, 40 oder 80 Jahre alt“, so nimmt das Schriftbild den Charakter an, der zu der jeweiligen Altersstufe gehört. Bei 80 wird die Schrift zittrig und greisenhaft, eben so, wie sich der Hypnotisierte „seine Schrift“ mit 80 Jahren vorstellt. Selbst die Sprache des Mediums ist der Alterssuggestion unterworfen.

Eine der seltsamsten Erscheinungen der Hypnose ist der

kataleptische Zustand, der bei tiefer Einschläferung herbeigeführt werden kann und der oft ohne besondere Wort-suggestion, sozusagen „von selbst“ eintritt. Wenn das Medium dabei in eine beliebige, wenn auch noch so unbequeme Stellung gebracht wird, so behält es sie lange bei. Man läßt es etwa ein Bein fast waagrecht nach vorne strecken. Der Hypnotisierte kann es wesentlich länger in dieser Haltung belassen als ein „wacher“ Mensch; nach einiger Zeit sinkt das Bein nach und nach zurück, ohne daß die Muskeln zittern oder man bei dem Hypnotisierten die geringste Anstrengung bemerkt. Der Veränderung der Körperhaltung setzen die Glieder des Hypnotisierten einen gewissen Widerstand entgegen, etwa so wie eine Wachsfigur, die man verformen will. Neben diesem Zustand der „wächsernen Biegsamkeit“ gibt es die „starre Katalepsie“, bei der sich die unter hypnotischem Einfluß Stehenden steif wie eine Statue aus Holz verhalten. Bekannt ist der Versuch, bei dem das Medium, nur unter Ferse und Kopf unterstützt, starr in waagerechter Stellung verharrt.

Starre Katalepsie und wächserne Biegsamkeit kann man oft bei Tieren — Insekten, Spinnen, Schlangen, Fischen, Hühnern — bei plötzlich auftretender Lebensgefahr beobachten.

Kenntnisse und Fähigkeiten können ohne weiteres weg-suggestiert werden. Bis zur Aufhebung der Suggestion war es zum Beispiel einem Medium nicht mehr möglich, ein Wort Französisch zu sprechen, obwohl die betreffende Person die Sprache der westlichen Nachbarn vorher ausgezeichnet beherrschte.

Die Wirkungen der Hypnose beschränken sich durchaus nicht auf die Dauer des hypnotischen Zustandes selbst. Befehle, die für einen späteren Zeitpunkt gegeben werden, finden ihre prompte Ausführung, und das um so sicherer, je mehr der Auftrag innerhalb gewohnter Tätigkeitsgrenzen liegt. Dabei weiß der Beauftragte in der Zwischenzeit nichts von der ihm mitgegebenen Suggestion.

Ein bekannter Psychiater suggerierte einmal einer Person das Folgende: „Vom letzten Dienstag an gerechnet, werden

Sie am sechzehnten Dienstag zu mir kommen und alle Anwesenden mit Schimpfworten anreden.“ Die Suggestion erfüllte sich. Hier hat natürlich im Unterbewußten eine bestimmte Arbeit stattgefunden. Entweder hat das Unterbewußtsein das Datum ausgerechnet oder, was ebenso möglich ist, das Unterbewußtsein hat die Wochen gezählt, so daß der richtige Dienstag schließlich zur Verwirklichung der Suggestion benutzt wurde. In anderen Fällen wird ein Termin zur Verwirklichung der nachhypnotischen Suggestion bestimmt, etwa eine größere Zahl von Minuten, die nach dem Erwachen bis zur Ausführung der Handlung verstreichen soll. Ein Arzt gab einem jungen Mädchen den Auftrag, nach Verlauf von 4335 Minuten ein Kreuz aufzuzeichnen. Der Befehl wurde ausgeführt, obwohl die Versuchsperson im normalen Zustand Zeiten nicht gut schätzen konnte.

Interessant ist die irrümliche Motivierung bei der Ausführung suggerierter Handlungen. Erinnerungslosigkeit führt dazu, daß die Versuchsperson nichts von der erhaltenen Suggestion weiß, nach Ausführung der entsprechenden Handlung sucht sie diese oft auf ganz merkwürdige Weise zu motivieren. Ein Beispiel:

Jemandem wurde suggeriert, nach dem Erwachen einen Blumentopf vom Fensterbrett zu nehmen, ihn in ein Tuch einzuwickeln, auf das Sofa zu stellen und dann dreimal eine Verbeugung vor dem Blumentopf zu machen. Alles wurde genau so ausgeführt. Nach dem Grund seines Handelns gefragt, erwiderte der Mann: „Wissen Sie, so nach dem Erwachen sah ich dort den Blumentopf stehen, da dachte ich mir: Es ist kalt, ein derartiger Blumentopf muß gewärmt werden, sonst geht die Pflanze zugrunde. Ich wickelte ihn deswegen in das Tuch, und dann dachte ich mir: Das Sofa steht so hübsch nahe am Ofen, da werde ich den Blumentopf auf das Sofa stellen. Die Verbeugung machte ich mehr aus Hochachtung vor mir selber über die gute Idee, die ich gehabt hatte.“ Der Mann erklärte, daß er in der ganzen Sache nichts Törichtes finden könne, er habe ja seine guten Gründe für sein Handeln angegeben.

und hätte deshalb beinahe ihre Stellung verloren. Auch nahm sie regelmäßig Schlaftabletten und konnte diese Gewohnheit nicht aufgeben.

Nachdem sie einige Male hypnotisiert worden war, hatte sich ihre gesamte Einstellung zum Leben gewandelt. Sie war jetzt imstande, auf die Schlafmittel zu verzichten und von selbst einzuschlafen. Kopfschmerzen und andere Krankheits-symptome verschwanden.

### Blutbesprechen

Wie alt die suggestive Heilbehandlung an und für sich ist, geht aus Mitteilungen hervor, die von unseren ältesten Ahnen überkommen sind, ganz abgesehen davon, daß Heilsuggestionen vor Tausenden von Jahren bei den Persern angewandt wurden. Umbrämt von mystischen Handlungen, waren Suggestivheilungen bis in die neuere Zeit magische Geschehnisse.

Eine im Mittelalter vielgeübte Blutstillungstherapie war das „Blutbesprechen“, eine Heilsuggestion, die unter dem Abmurmeln geheimnisvoller, aber völlig sinnloser Sprüche vorgenommen wurde. Beim einfachen Landvolk hat sich der Glaube an die Magie des Blutbesprechens bis heute erhalten. In diesem Glauben allein liegt schon ein gut Teil des Erfolges begründet. Der Augenzeuge einer Blutbesprechung aus neuester Zeit erzählt: „Bei Anlegung eines neuen Kirchhofes in Schreiberhau im Riesengebirge wurde das den gewählten Platz umsäumende Gesträuch gerodet. Eines Tages befand ich mich unter den Arbeitern und hörte, wie einer über den Platz hin laut rief: ‚Ist jemand hier, der Blut besprechen kann?‘ Worauf ein anderer in einiger Entfernung mit ‚Ja‘ antwortete und alsbald auf den Rufer zuschritt. Ich folgte ihm und stellte mich so, daß ich das Vorhaben der beiden gut beobachten konnte, ohne sie darin zu stören. Der Hilfesuchende hatte sich mit einer scharfen Axt in den Ballen der linken Hand gehackt und sich eine stark blutende, tiefe Wunde beigebracht. Der andere nahm die verwundete Hand in seine Rechte und mur-

melte einige unverständliche Worte. Ob er sonst noch etwas vornahm, konnte ich nicht deutlich sehen. Doch meine ich mich zu erinnern, die verwundete Hand sei während des Murmels bestrichen worden. Als sie nach kurzer Zeit, etwa ein oder zwei Minuten, wieder losgelassen wurde, trat ich näher und sah nun genau, daß die Wunde gar nicht mehr blutete, sondern aufgelaufene blaue Ränder hatte.“

### Verbrechen in der Hypnose

Niemand kann veranlaßt werden, in der Hypnose oder im nachhypnotischen Zustand etwas zu tun, was seiner sittlichen Überzeugung widerspricht. Er kann nicht dazu gebracht werden, ein Verbrechen zu begehen, wenn nicht eine kriminelle Veranlagung vorliegt. Oft vor Gericht geübte Entschuldigungen Angeklagter, sie hätten unter hypnotischem Zwang gehandelt, sind deshalb nicht glaubwürdiger, wenn die Kriminalgeschichte auch Fälle von in Hypnose ausgeführten Verbrechen kennt. Immer aber waren die psychischen Vorbedingungen gegeben, war die Bereitschaft vorhanden. In einer Wiener Klinik wurde vor einiger Zeit ein Versuch unternommen, der in dem angezogenen Sinne aufschlußreich ist. Der Versuchsperson wurde eine Pistole überreicht, die mit einer ungefährlichen Ladung versehen worden war. In der Hypnose wurde ihr der Auftrag erteilt, den behandelnden Arzt zu erschießen. Tatsächlich ging auch der Hypnotisierte auf den Arzt zu, hob den Arm, zielte, drückte aber nicht ab. Die moralischen Hemmungen waren stärker als der hypnotische Befehl.

## GEISTERSCHIFFE

### Der „Fliegende Holländer“

Durch Richard Wagners Oper weiß auch jede Landratte von dem Geisterschiff, das nach der Legende die Meere bis in alle Ewigkeit durchfährt. Legenden enthalten aber alle ein Körnchen Wirklichkeit, aus dem die Traumblüte der Sage, immer bunter werdend, erwächst. Wahrscheinlich ist das geheimnisvolle Gespensterschiff ursprünglich auf einen Bericht Vasco da Gamas zurückzuführen, der 1497 das Kap der Guten Hoffnung auf Befehl seines Königs umsegelte. Ein Landsmann von ihm, Gaspar Correa, hat die Schilderung zu Papier gebracht, nicht ohne manches hinzuzufügen. Er erzählt:

„Ein furchtbarer Sturm veranlaßt Steuermann und Schiffsmeister, Vasco da Gama zur Umkehr zu raten. Aber schroff weist ihr Kommandant dies Ansinnen zurück; schon bei der Ausfahrt habe er Gott gelobt, vom Erreichten nichts preiszugeben, und wer an Umkehren denke, den lasse er ins Meer werfen! Eine drohende Meuterei wird im Keime erstickt: Steuermann, Schiffsmeister und drei Rädelsführer werden in Ketten gelegt, die Schiffskarten ins Meer versenkt. ‚Von jetzt an sei Gott unser Steuermann! Sein Wille geschehe! Nach Portugal kehren wir nicht um!‘ Die Kapumsegelung gelang; Strapazen und Krankheiten hatten allerdings neunzig Menschenleben gefordert.“

Dieses Ereignis verwob sich mit einer anderen Begebenheit: Etwa hundert Jahre später, als die niederländische Seefahrt ihre große Zeit hatte, bezwang ein holländischer Kapitän den berühmten Kapsturm mit dem vermessenen Ruf: „In Ewigkeit lasse ich nicht ab!“ — und auch hier setzt die Fabelbildung ein, die Jahrhunderte überdauerte, die Legende vom „Fliegenden Holländer“, der in alle Ewigkeit fahren muß, weil er Gott versuchte.

Neues Geschehen spinnt den Faden weiter: Da war im 17. Jahrhundert ein holländischer Seefahrer Barend Fokke,

ein mordshäßlicher Mann und lästerlicher Flucher, aber ein tüchtiger Kapitän, der für seine Reise von Amsterdam nach Batavia nicht mehr als die damals unglaublich kurze Zeit von drei Monaten brauchte. Kein Wunder, daß es allenthalben hieß, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Und als er schließlich mit Mann und Maus verschollen blieb, zweifelte niemand daran, daß ihn die Hölle heimgeholt habe.

Der Kern der Legende steht seither fest: Ein Berserker von Fahrensmann lästerte Gott oder schwor sich dem Höllenfürsten und muß nun mit seinen gleichfalls verdammten Gefährten die Meere durchziehen, wo sie am stürmischsten sind, bis an das Ende der Zeiten.

Treibende Wracks, Nebelgebilde über dem Meere, in der Angst geborene Halluzinationen haben die Legendenbildung weiter gefördert. Von Heinrich Heine stammt die Zutat, daß die treue Liebe einer Frau den Ruhelosen erlösen könne.

Interessant ist es, daß der „Fliegende Holländer“ sein Wirkungsfeld vom Kap der Guten Hoffnung zu dem weit stürmischeren Kap Hoorn verlegte, als mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt eine Umschiffung des afrikanischen Festlandes gefahrlos wurde. Es kam hinzu, daß ein Felsen am Strand der Insel Feuerland, gerade gegenüber dem Kap, auffällig die Form eines Segelschiffes hat. Im Zwielficht der Morgen- und Abenddämmerung ist es durchaus möglich, den aufragenden Fels für ein in Seenot befindliches Schiff zu halten. Ein italienischer Dampfer wollte dem Trugbild einst zu Hilfe kommen und lief dabei selber auf Grund.

In dem Buch „Die Fahrt der Bacchante“ erzählen die englischen Prinzen Albert, Georg (der spätere, 1936 gestorbene König Georg V. von England) und Victor von einer Erscheinung, die sie und zehn andere Seekadetten am 11. Juli 1881 in der Nähe von Sydney hatten:

„Um vier Uhr früh fuhr der ‚Fliegende Holländer‘ an uns vorüber. Wir sahen ein seltsames rotes Licht, das gespensterhaft ein Schiff beleuchtete. In diesem Licht hoben sich die Masten, Rahen und Segel einer etwa zweihundert Meter von uns entfernten Brigg sehr deutlich ab. Als das Schiff sich

näherte, rief der Ausguck vorn: „Schiff ahoi!“ Auch vom Offizier der Wache wurde das Schiff von der Brücke aus beobachtet, desgleichen bemerkte es der Kadett der Achterdeckswache. Als er aber auf das Vorderdeck kam, sah er keine Spur mehr. Die Nacht war hell und klar und das Meer ruhig. Im ganzen haben dreizehn Personen das Schiff gesehen. Die beiden Schiffe „Tour maline“ und „Kleopatra“, die hinter uns segelten, gaben am Morgen Zeichen, um zu fragen, ob wir das merkwürdige Licht gesehen hätten. . . Der Mann, der den „Fliegenden Holländer“ zuerst gemeldet hatte, stürzte einige Stunden später von der Vorderbramstenge und wurde völlig zerschmettert.“

Der Frachter „Frederico Katalin“ befand sich 1914 auf der Fahrt nach Montevideo, als er nachts einem treibenden Kutter ohne Lichter begegnete. Der Kapitän gab sofort den Befehl, Boote auszusetzen, aber ehe er ausgeführt werden konnte, versank das Schiff vor seinen Augen. Zwei Tage danach taucht derselbe Kutter wieder vor der „Katalin“ auf, die Mannschaft wurde von großer Erregung ergriffen. Aber der Kapitän verlor nicht die Ruhe; er setzte selbst hinüber und untersuchte den „Fliegenden Holländer“. Es war der norwegische Kutter „Sigridson“, der bereits 1909 während eines Blizzards an der amerikanischen Ostküste gesunken war. Die Ursache für sein zeitweiliges Verschwinden ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß eine große Welle das Wrack überbrandete und es vorübergehend unter die Meeresoberfläche drückte.

### Treibende Wracks

Treibende Wracks sind auf den Meeren keine seltenen Erscheinungen. Am häufigsten trifft man sie an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo noch viele Segelschiffe verkehren und die verheerenden Stürme des Golfstroms viele von ihnen leck schlagen. Wenn auch die meisten der Wracks bald untergehen, so treiben doch viele

lange Zeit umher. Es gibt Wrackfahrten, die zu den größten Seltsamkeiten der Geschichte der Schifffahrt gehören.

Ein zunächst unverständlicher Fall ist die Drift der beiden Hälften des Schoners „Fred B. Taylor“. Der deutsche Schnelldampfer „Trave“ kollidierte mit diesem Schiff am 22. Juni 1892; der Schoner wurde in zwei Teile zerschnitten; beide Teile erlitten dann eine gänzlich verschiedene Drift. Das Heck trieb nach Norden und strandete am 7. August an der Küste bei Kap Porpoise, der Bug aber trieb nach Süden und versank Ende August auf der Höhe der Delawarebai. Die Erklärung für das auffällig verschiedene Verhalten der beiden Wrackteile ist folgende: das Heck ragte weit aus dem Wasser und folgte so den Wirkungen der vorherrschenden Winde; der Bug aber war tief eingesunken, der Wind konnte ihm nicht viel anhaben, er folgte dem Meeresstrom nach Südwesten.

Die längste aller bisher bekanntgewordenen Wrackdriften ist die des Schoners „Fanny Wolston“, die vom 15. Oktober 1891 bis zum 21. Oktober 1894, also 1100 Tage dauerte und eine Strecke von fast 15000 Kilometer umfaßte. Da der Schoner 46mal erkannt und gemeldet wurde, konnte seine Bahn recht gut verfolgt werden. In wiederholten Schleifen hielt sich das Wrack ziemlich lange südöstlich von den Azoren auf, erschien später im Westen zwischen den Bermudas und den Bahamas, geriet aber zuletzt von neuem in den Golfstrom, um dann endlich nach dreijähriger Irrfahrt zu verschwinden.

Allein im Jahre 1934 gab es 72 Schiffszusammenstöße mit treibenden Wracks. Unheimlich sind diese Begegnungen zuweilen, und selten findet sich ein Kapitän, der sein Schiff stoppt, um das „Geisterschiff“ mit einer Sprengpatrone auf den Meeresgrund zu schicken.

So irren die „Geisterschiffe“ oft jahrelang über die Meere. Meist sind es kleine Segler aus Holz. Oft ist es nur noch ein nackter Schiffsrumpf, der zeitweise ganz untertaucht und verschwindet.

Seltener trifft man auf eiserne Dampfer, Überreste torpedierter Schiffe aus dem Kriege. Eine der größten Merkwürdigkeiten ist der moderne „Fliegende Holländer“, das

brasilianische 20000-Tonnen-Schlachtschiff „Sao Paulo“. Es wurde 1947 außer Dienst gestellt und als Schrott an England verkauft. Hochseeschlepper sollten es über den Ozean bringen. Am 20. September 1951 begann die Schleppfahrt von Rio de Janeiro aus. Acht Mann waren an Bord der „Sao Paulo“ eingeschiffert worden, denen es oblag, über die verbindenden Trossen zu wachen und für die nächtliche Beleuchtung zu sorgen. Einen Monat schon währte die Fahrt, aber kaum war die halbe Wegstrecke überwunden. Am 4. November befand sich der Schleppzug nahe den Azoren, als nachts ein Sturm aufkam. Die Haltetrossen rissen, der Eisenkoloß der „Sao Paulo“ ward nicht mehr gesehen, auch nicht, als es am nächsten Morgen aufklarte. Alles Suchen blieb ergebnislos, obwohl sich alle Schiffe, welche die Route der Schleppfahrt passierten, bemühten, das Wrack mit der darauf zurückgelassenen Bemannung zu finden. Etwa fünf Wochen später wurde die Suche als zwecklos eingestellt. Ein neues „Geisterschiff“ treibt über die Meere, kaum möglich, daß es untergegangen ist, wenn es nicht ein Leck erhalten hat.

### Verschollene Schiffe

Die Zahl der verschollenen, nie wieder aufgefundenen Schiffe ist erschütternd groß, selbst in unserer Zeit der drahtlosen Verbindungen. 1932 wurden von den Versicherungsgesellschaften zwölf, 1930 sechzehn, 1927 zweiunddreißig, 1928 achtundzwanzig Schiffe mit über 100 Bruttoregistertonnen gezählt, von denen man nie wieder etwas gehört hat.

In einem interessanten Buche „Schiffe und Schicksale“ erzählt der bekannte Kapitän Fred Schmidt von zahlreichen solcher Fahrten in das Nichts:

„Der erste deutsche Fünfmaster, die Bark „Maria Rickmers“, gehört zu den Schiffen, deren Ende in ewiges Dunkel gehüllt bleiben wird. Der größte Segler seiner Zeit, das herrliche Schiff wurde auf seiner ersten Heimreise zuletzt in der Sundastraße am 24. Juli gesehen. Danach blieb es verschwunden.

Ein Sohn des Kaisergeschlechts der Habsburger sollte das Geschick der verschollenen Seeleute teilen. Den jungen Erzherzog Johann hatte ein Zerwürfnis mit seinem Vater, dem Kaiser Franz Joseph, in die Welt hinausgetrieben. Unter dem schlicht-bürgerlichen Namen Johann Orth war er nach langen Wanderjahren Kapitän des Vollschiffes „St. Margaret“ geworden. Im Jahre 1890 kam er mit seinem Schiff, das in Hamburg mit 230000 Mark versichert war, von England nach leidlicher Reise zum La Plata. Von dort aus ging er am 11. Juli nach Valparaiso in See, und seit diesem Tage ist die „St. Margaret“ mit ihrer gesamten Besatzung verschollen. Kap Hoorn ist es wohl gewesen, welches mit diesem Schiffe dem ältesten Herrscherhaus des Nordens seinen Tribut auferlegte wie jeder armen Fischerfamilie, deren Söhne das Meer unter dieser finsternen Klippe durchpflügen.

Nur wenige Jahre ist es her, daß der kleine englische Postdampfer „Calder“ auf unerklärliche Weise verschwand. Das 1107 Bruttoregistertonnen große Schiff vermittelte als eines der sogenannten „Wochenboote“ einen Pendelverkehr zwischen Hamburg und Hull. Fahrplanmäßig war es am Abend des 17. April 1930 mit einer Ladung Stückgut und Kartoffeln sowie einer Sendung Paketpost aus der Elbe ausgelaufen. Bei Feuerschiff Elbe III hatte der Lotse dem Kapitän die Hand geschüttelt, um mit einem letzten „Gute Reise“ in sein Motorboot zu steigen. Am nächsten Tage warteten die Arbeiterkolonnen zur gewohnten Stunde am Kai in Hull, um sofort mit der Löschung zu beginnen. (Wochenboote haben nämlich wenig Zeit.) Doch die sonst so pünktliche „Calder“ verspätete sich diesmal arg. Stunde um Stunde verrann. Während die Überfahrt normalerweise sechsunddreißig Stunden in Anspruch nimmt, waren's nun fast achtundvierzig geworden. Der Telegraf spielte, Fragen schwirrten nach allen Richtungen. Niemand hatte auf der belebten Route von Hamburg nach Hull das Schiff gesehen. Da kam eine Meldung des Dampfers „Nottingham“. In der Nähe der Doggerbank hatte er ein Schiffsboot treibend gesichtet. Die Plankarte wies die deutliche Aufschrift „Calder“ auf. Das war die Lösung. Und da

kein Sturm geweht hatte, mußte dem Schiffe demnach ein anderes Unheil widerfahren sein. Dann fanden Fischdampfer Wracktrümmer, die ebenfalls unzweifelhaft von der ‚Calder‘ herrührten. Doch von der Besatzung fehlt heute noch jede Spur. Was war geschehen? War das kleine Schiff etwa von einem großen, schweren Dampfer überrannt und in den Grund gebohrt worden? Dann hätte dieser es ja gemeldet, oder an den unvermeidlichen Beschädigungen seines eigenen Bugs hätte man ihn erkannt. Die Möglichkeit lag vor, daß die ‚Calder‘ plötzlich gekentert ist. Dem widersprach jedoch der Zustand der gefundenen Trümmer. Sie wiesen deutliche Merkmale dafür auf, daß sie eine furchtbare Kraft vom Schiff gerissen habe; vielleicht eine Explosion. Doch ob diese von einer treibenden Seemine, den Kesseln des Schiffes oder im Raum befindlicher Ladung ausging, wird ein ewiges Rätsel bleiben.

Eines der dunkelsten Geheimnisse schlingt sich um das Verschwinden des englischen Dampfers ‚Waratah‘ der Blue-Anchor-Linie. 1908 war das Schiff für den Dienst nach Australien gebaut und mit allen technischen Errungenschaften ausgestattet worden. Die erste Rundreise verlief ohne Zwischenfall. Nur tauchten nach der Heimkehr des neuen Zehntausendtonners Gerüchte auf, die wissen wollten, das Schiff rolle bei unruhigem Wetter so stark von Bord zu Bord, daß zeitweilig ein Kentern zu befürchten sei. Im April lief die ‚Waratah‘ zum zweiten Male nach Australien. Auch diese Fahrt verlief glatt. Auf der Heimreise wurde Durban in Ostafrika angelaufen. Dort nahm das Schiff noch Ladung über, so daß sich im ganzen 10000 Tonnen an Bord befanden. Mit den Passagieren, deren Reiseziel hier erreicht war, ging ein Mann von Bord, dessen Passage bis England bereits bezahlt war. Er hatte geträumt, die ‚Waratah‘ würde im Sturm sinken, weswegen er hier die Reise unterbrach, um sie mit einem anderen, ihm weniger verdächtigen Dampfer fortzusetzen. Am nächsten Tage ging das Schiff mit etwa 200 Menschen in See. Auf dem Wege nach Kapstadt signalisierte es noch mit einem Dampfer. Seitdem ist es verschollen. Allerdings hatte

in jenen Tagen ein heftiger Sturm die Küste bestrichen. Doch ein moderner, starker Dampfer wie die ‚Waratah‘ ist auch schwerstem Wetter gewachsen. Trotz aller Nachforschungen, die sich bis zur Insel St. Paul erstreckten, wurde von dem großen Dampfer nicht eine Planke, nicht ein Rettungsring aufgefunden, der einen Schluß über den Verbleib des verschwundenen Schiffes ermöglicht hätte.

Die Teilnahme der ganzen Kulturwelt hat in neuerer Zeit das Geschick des stolzen dänischen Schulschiffes erregt, des Fünfmasters ‚Kopenhagen‘. Aus bestem Stahl in Leith gebaut, hatte es auf weiten Reisen seine Zuverlässigkeit und Seetüchtigkeit selbst bei schwerstem Wetter bewiesen.

Geführt wurde das Schiff von den erfahrensten Seeleuten des seebefahrenen Dänemark, so daß die Eltern der achtzig Zöglinge ihre Söhne in guter Hut wußten. Zu einer langen Weltumseglung hat das Schiff am 14. Dezember 1928 Montevideo verlassen. Eine Woche später, am 21., kam noch eine drahtlose Meldung an, die besagte, daß an Bord alles wohl sei. Es war die letzte Nachricht von dem Schiffe. Ein Jahr darauf erhielten die Angehörigen der Besatzung von den dänischen Gerichten die erschütternde Mitteilung, daß die ‚Kopenhagen‘ als verschollen angesehen werden müsse.

Dann kamen die ersten Gerüchte. Die einhundertfünfzig Einwohner des einsamen Tristan da Cunha hatten Mitte Januar 1929 einen großen Segler direkt auf ihr Eiland zu steuern sehen! Anscheinend sei es ein Fünfmaster gewesen, es mußte also die ‚Kopenhagen‘ gewesen sein, da kein anderes Fünfmast-Rahschiff außer diesem existierte. Trotz des stark diesigen Wetters wollten sie sogar das Merkmal des Schulschiffes, ein breites, rings um den Rumpf laufendes weißes Band, haben ausmachen können. Doch hätte man an Deck keinen lebenden Menschen wahrgenommen. Wie ausgestorben hätte das Schiff sich bis auf eine halbe Meile der Insel genähert, dann habe die Strömung das Schiff erfaßt, um ein Kap getrieben, und dann sei es im Dunst verschwunden. Einige Tage später sind ein flaches Boot und ein Maschinen-gewehrbezug an den Strand gespült worden, beides leider

ohne jedes Kennzeichen. Eine ungeheure Aufregung ging durch ganz Dänemark. Hoffnungen lebten auf. Fieberhaft wurden Nachforschungen angestellt, und dann kam deren niederschmetterndes Ergebnis, daß nämlich in Wirklichkeit die finnische, früher deutsche Viermastbark „Ponape“ am 21. Januar 1929 von der angegebenen Seite die Insel angesteuert und passiert habe.

Dann meldeten südchilenische Fischer, sie hätten in einem furchtbaren Norder im Frühjahr 1929 die „Kopenhagen“ gesehen, entmastet im Kielwasser der „Caleuche“ dahinfliegend. Das ist der „Fliegende Holländer“ des Kap Hoorn, und die abergläubengeschüttelten Halbwilden, die auf den unwirtlichen Felseninseln dort unten am Ende der Welt hausen, halten das in grünlichem Schimmer einherziehende Phantom für ein unglück- und todbringendes Vorzeichen. An diese Meldung läßt sich nicht viel Hoffnung knüpfen. Doch in diesem Jahre erschien in einer vielgelesenen südamerikanischen Zeitung der Aufsatz eines bekannten brasilianischen Marineoffiziers, der einen Ruf als Kenner der Antarktis und ihrer Inseln genießt. Hierin wurde die Ansicht ausgesprochen, daß durchaus die Möglichkeit bestände, die „Kopenhagen“-Besatzung oder wenigstens Teile davon noch lebend anzutreffen. Die einsamen Inseln des Südatlantik böten hinreichend Nahrung, um eine derart lange Zeit zu überdauern. Die Ansicht der meisten Fachleute geht jedoch dahin, daß der Segler im Nebel auf einen Eisberg gerannt und mit aufgerissenen Boden so schnell gesunken ist, daß die Besatzung sich nicht mehr zu retten vermochte. Doch über das wirkliche Ende der „Kopenhagen“ wird man wohl nie etwas Genaues erfahren.

### Geheimnisvolle Begebenheiten

Die „Mary Celeste“ war eine amerikanische Schonerbrigg, die am 7. November 1872 von New York nach Genua segeln wollte. Auf dem Schiff befanden sich außer dem Kapitän

Benjamin S. Briggs zwei Offiziere, ein Steward und vier Matrosen sowie die Frau und die zweijährige Tochter des Kapitäns.

Welche Route Kapitän Briggs bei seiner Fahrt über den Atlantik nahm, ist nicht bekannt. Man hat von der „Mary Celeste“ nichts mehr gesehen und gehört, bis sie am Nachmittag des 4. Dezember von der kanadischen Schonerbrigg „Dei Gratia“ etwa 700 Seemeilen westlich Gibraltar gesichtet wurde.

Der Kapitän der „Dei Gratia“, dem das Schiff und sein Bestimmungsort bekannt war, bemerkte zu seiner Überraschung, daß die „Mary Celeste“ statt in Richtung Europa mit Kurs nach Nordwest segelte. Ebenso befremdend war das Bild, das die Segel boten. Das Vormarssegel, der Klüver und das Vorbramsegel waren anscheinend von einem Sturm weggerissen worden. Das Stagsegel lag lose auf dem Vorderdeck. Da der Kapitän der „Dei Gratia“ auf seinen Anruf keine Antwort erhalten hatte, befahl er drei Leuten seiner Besatzung, an Bord der „Mary Celeste“ zu gehen.

Abgesehen von dem Zustand der Segel schien alles in Ordnung zu sein; nur waren einige Teile des Schiffs unter Deck überschwemmt. Nichts deutete auf irgendwelche Gewalttätigkeit hin; die Ladung war offenbar nicht angerührt worden, und die Kleider sowie die persönlichen Habseligkeiten der Besatzung waren an ihrem Platz. In der Kabine fanden sich Frauen- und Babykleider. Aber die Schiffspapiere fehlten, das einzige Rettungsboot war verschwunden, nirgends war eine menschliche Seele zu finden.

Der Obermaat der „Dei Gratia“ brachte die „Mary Celeste“ nach Gibraltar, wo eine Untersuchung eingeleitet wurde. Man fand keinen Beweis für Meuterei, Seeräuberei oder ein Unglück; dafür war alles an Bord in zu guter Ordnung. Der Maat der „Dei Gratia“ gab zu Protokoll, daß die letzte Eintragung im Schiffstagebuch vom 24. November datierte und daß die Zeit für den letzten Vermerk auf der Logtafel mit 25. November, 9 Uhr vormittags angegeben war — zehn Tage, bevor das Schiff entdeckt worden war. Das Fehlen der Schiffs-

papiere und des Rettungsbootes ließ nur einen Schluß zu: das Schiff war offenbar von der gesamten Besatzung aufgegeben worden. Aber warum sollte ein Kapitän mit seiner Frau und einem kleinen Kind mitten im Ozean sein Schiff aufgeben, wenn er nicht in Seenot war? Das Rätsel ist niemals gelöst worden. Man hat niemals die geringste Spur von Kapitän Briggs und seiner Familie oder von einem Mitglied der Besatzung finden können.

### Geister zur See

Der Kommandierende der britischen Mittelmeerflotte von 1919 erzählt eine merkwürdige Geschichte, die sich in seinem Befehlsbereich während des ersten Weltkrieges ereignet hat. Unter seinen Offizieren befand sich der Kapitän eines Unterseebootes, der wegen seines liebenswürdigen Wesens allgemein beliebt war. Die Unterseebootflottille, der er zugeteilt war, hatte die Aufgabe, in Abständen zwei bis drei Wochen lang Patrouillenfahrten längs der holländischen Küste auszuführen. Nachts fuhren die Boote aufgetaucht, tagsüber unter Wasser, um der Aufmerksamkeit der deutschen Flieger zu entgehen. Hier und da nur wurde aufgetaucht, um durch das Periskop Ausschau zu halten. Das U-Boot unseres Offiziers kehrte von einer dieser Fahrten nicht zurück. Vielleicht hatten es die Deutschen entdeckt und versenkt, vielleicht war es das Opfer eines Unglücksfalles geworden.

Sieben oder acht Wochen später operierte ein anderes Unterseeboot in den gleichen Gewässern. Es fuhr mit geringer Geschwindigkeit und war gerade so weit aufgetaucht, daß sein Kommandant die Umgebung durch das Periskop beobachten konnte. Plötzlich rief er aus: „Dort vorne schwimmt X“, der Kommandant des vermißten U-Bootes. Die Entfernung war gering, das Wetter klar, ein Irrtum ausgeschlossen. Es wurde Befehl gegeben, ganz aufzutauchen, aber die Fahrtrichtung, in der sich der zu rettende Schwimmer befand, beizubehalten.

Nahe herangekommen, verschwand dieser plötzlich und wurde nicht mehr gesehen. Aber nicht weit von der Stelle glänzten, schwarz starrend und sich in der Dünung hebend und senkend, zwei deutsche Minen. Das U-Boot wäre ihnen zum Opfer gefallen, hätte nicht der Kamerad aus dem Jenseits gewarnt! Müßig, nach einer Erklärung des mysteriösen Vorfalles zu suchen.

Die Gräfin Chichester berichtete Lord Halifax, dem Verfasser des in England berühmten „Geisterbuches“, von einer anderen nicht minder geheimnisvollen Begebenheit zur See. Sie hatte den Besuch einer Bekannten, die ihr von einem seltsamen Traum erzählte. Sie habe zwei Walfische gesehen mit Kastellen auf dem Rücken, die im Kreise um einen der großen Pfeiler der Forth-Brücke geschwommen seien, und zwar um den dritten vom Land aus gesehen. Der Traum hätte sich in der folgenden Nacht in genau gleicher Weise wiederholt. Sie wäre derart beeindruckt von dem Traumerleben gewesen, daß sie ihrem Neffen, der zu jener Zeit Arbeiten an der Brücke beaufsichtigte, davon geschrieben habe. Die Antwort hätte nicht auf sich warten lassen: „Was Du gesehen hast, waren nicht Wale mit Kastellen auf dem Rücken, sondern U-Boote mit ihren Aufbauten und Periskopen.“ Er schrieb weiter, daß sie beim Eintreffen des Briefes gerade mit dem Bau von Schutzanlagen gegen U-Boot-Angriffe auf die Brücke beschäftigt gewesen seien. Lediglich am dritten Pfeiler wären die Arbeiten erst bis zur Hälfte gediehen gewesen. Durch die Nachricht veranlaßt, habe man mit erhöhtem Eifer in Tag- und Nachtarbeit an der Vollendung des Schutzes gearbeitet, während gleichzeitig eine Meldung an die vorgesetzte Behörde gegangen sei, daß mit U-Boot-Angriffen in allernächster Zeit zu rechnen sei. Kurz darauf seien tatsächlich zwei deutsche U-Boote nahe dem dritten Pfeiler erschienen; sie hätten aber auf Grund der Schutzmaßnahmen nichts ausrichten können.

*Es gibt nichts Unglaubliches in der Natur — laßt uns warten und forschen: das Rätsel wird sich lösen.*

PLINIUS (30 n. Chr.)

## Kometen und Fliegende Untertassen

Wenn in früheren Zeiten Kometen am Himmel standen, machten es die Behörden meist öffentlich bekannt. Flugblätter wurden verteilt, die von gleichzeitigen Mißernten, Erdbeben, Naturkatastrophen und anderen schlimmen Ereignissen berichteten, und die Leute ermahnten, auf der Hut zu sein. Ging trotz des Erscheinens eines Kometen im großen ganzen alles gut, dann fand man kleine Übel, für die man die Himmelserscheinung verantwortlich machte. So heißt es in einer Chronik: „Anno 1668 ein groß Cometstern und ein groß Sterben unter den Katzen in Westphalenland; Anno 1677 Comet und große Schlägerei der Schuhmacherzunft in der Kneipe zu Lüneburg.“

Die Furcht vor den Kometen hat sich verloren. Neu ist die Furcht vor den „Fliegenden Untertassen“. Lächeln wir über die Vorfahren und ihren Aberglauben, so müßten wir über die Zeitgenossen lächeln, die in den „Fliegenden Untertassen“ Patrouillenflüge der Marsbewohner oder irdischer feindlicher Mächte sehen. Es ist einfach unglaublich, mit welcher überzeugender Rhetorik von den leuchtenden Kreisscheiben am Himmel berichtet wird und fast ebenso unglaublich, wie die Masse der Leichtgläubigen auf die zahlreichen immer wieder variierten Meldungen hereinfällt. Wenn allerdings Zeitschriften Einzelheiten über abgestürzte „Untertassen“ bringen, von Konstruktionsteilen aus seltsamen Metallen, die auf der Erde noch nicht bekannt sind — höchstens in Rußland —, berichten, von Bespannungen der Flächen, deren Material der Wissenschaft fremd sei, wenn von seltsamen, radarähnlichen Geräten die Rede ist, die man im Rumpf entdeckt hätte, aus deren Konstruktion man jedoch noch nicht schlau geworden sei, dann allerdings mag es ver-

zeihlich sein, wenn die Masse an „Fliegende Untertassen“ aus einer anderen Welt glaubt.

Warum gab es früher nicht schon „Fliegende Untertassen“, warum erst jetzt? Sehr einfach, weil primitive Phantasie, einmal angeregt, heutzutage in jeder nicht alltäglichen Himmelserscheinung einen von denkenden Wesen gelenkten Eindringling in die Atmosphäre über uns vermutet. Streift ein Meteorit unsere Lufthülle und streicht leuchtend im Halbbogen über das Firmament, dann heißt es am nächsten Tag in der Lokalpresse „Fliegende Untertasse über Schöpshausen“.

In den illustrierten Zeitungen erscheinen Aufsätze, phantastisch überschrieben: „Invasion aus dem Weltall?“ — „Marsmenschen unterwegs!“ — „Geheime Waffen der Russen“, und rufen Beunruhigung hervor. Man möchte fast resignieren, wenn es in den Texten heißt:

„Nambafte, anerkannte Gelehrte, die jahrelang in aller Stille an der Enträtselung des Untertassen-Geheimnisses arbeiteten, haben die klarsten, unwiderlegbarsten Berichte und Beobachtungen der Öffentlichkeit unterbreitet. Gleichzeitig wird die ganze Welt aufgerufen, an der Aufklärung des Rätsels mitzuwirken. Es geht um die schwerwiegende Frage: Haben wir an unserem Himmel Besucher aus dem Weltraum, müssen wir uns auf die unwälzendste, geschichtsändernde Nachricht aller Zeiten vorbereiten — oder narrt ein „brain trust“, eine Gruppe genialer Forscher und Techniker, die sich aus vorläufig ungeklärten Gründen verborgen halten, die Welt mit unerhörtem, Jahrhunderte überspringendem Fortschritt in der Luftfahrtentwicklung?“

Wer sind die „anerkannten Gelehrten, die jahrelang in aller Stille arbeiteten?“ Man nennt sie wohlweislich nicht mit Namen.

Es klingt paradox: Fliegende Untertassen gab es schon im Altertum, nur daß sie damals als „Räder“ am Himmel gesehen wurden. Die Bibel berichtet über sie im Propheten Hesekiel. Im Jahre 1895 erschienen Extrablätter des „Chicago Herald“, ihr Thema waren seltsame Himmelserscheinungen, die mit „Airships“ = Luftschiffe bezeichnet wurden. Damals wie

heute sahen Millionen von Amerikanern einzelne dieser unheimlichen Flieger, wie auch ganze Geschwader. 1893 sichtete der Kommandant des britischen Schlachtschiffes „Caroline“ vor der Südküste Koreas fliegende Zigarren. Seine Entdeckerfreude wurde arg gedämpft, als Japaner ihm Schulbücher zeigten, in denen das Trugbild genau beschrieben war. Insbesondere den Fischern an der Meeresküste waren solche Erscheinungen vertraut.

Was steckt in Wirklichkeit hinter den Phänomenen? Mitte 1952 verlautet offiziell aus Kreisen der USA-Luftstreitkräfte, es handle sich um nichts anderes als um Luftspiegelungen. Diese Erklärung war zuvor schon von wirklichen Gelehrten gegeben worden, so von dem amerikanischen Astrophysiker Menzel in der Zeitschrift „Time“. Man mag den Behörden zugute halten, daß sie langsamer arbeiten oder besondere Vorsicht walten lassen, ehe sie sich mit Aufschlüssen an die Öffentlichkeit wenden.

Luftspiegelungen kommen etwa dann zustande, wenn sich Warmluft- und Kaltluftschichten überlagern. Lichtstrahlen, die von einer fernen Lichtquelle ausgehen, können wie von einem Spiegel reflektiert werden. Lichtquellen, welche die Spiegelung hervorzurufen vermögen, sind Scheinwerfer, Lichtflächen der nächtlichen Großstädte und dergleichen.

Aber die Erklärungen — und genauere noch als diese — werden nicht viel nützen: Amerikaner und Europäer werden sich nach wie vor nicht von ihrem Glauben an Feinde auf dem Weltall oder von der anderen Hemisphäre abbringen lassen. Das Heer der Dummen wird nicht kleiner.

## HALLUZINATIONEN DER GESUNDEN

### Täuschung der Sinne

Das Wort „Halluzination“ wird im allgemeinen mit Wahnvorstellung übersetzt und zur Charakterisierung eines krankhaften Geisteszustandes benutzt. Aber auch durchaus gesunde Hirne sind Halluzinationen unterworfen, die man richtiger Sinnestäuschungen oder Trugbilder nennt. Im Lateinischen, dem Ursprung des Fremdwortes, heißt „halucinatio“ Träumerei.

Alle fünf unserer gesunden Sinne sind nicht vor Täuschungen sicher, weder das Gefühl noch der Geschmack, weder das Gehör noch das Riechen und erst recht nicht das Sehen. Optische Täuschungen sind im wahrsten Sinne des Wortes die „augenfälligsten“.

Alle „Wahrnehmungen“ sind innere, seelische Vorgänge, deren wirklicher Verlauf die Bewußtseinsschwelle kaum erreicht. Häufig ist der unmittelbare sinnliche Eindruck gar nicht geeignet, die Erscheinung nach ihrem wahren Werte zu würdigen; man empfindet wohl eine Veränderung, aber weder über das Maß der Veränderung noch über die Zustände, die der Erscheinung zugrunde liegen, vermag man zu urteilen. So stark auch große Hitze- und Kälteunterschiede auf unsere Gefühlswahrnehmung wirken, so sind wir doch nicht imstande, geringe Temperaturunterschiede mit einiger Sicherheit aus ihren physiologischen Wirkungen zu ermessen. Nebenstände, etwa die augenblickliche körperliche Verfassung, können das Urteil in hohem Grade ablenken.

In einem stillstehenden Eisenbahnwagen sitzend, kann man den Eindruck haben, er beginne sich zu bewegen, sobald ein Zug auf dem Nebengeleise anfährt. Daß eine derartige Täuschung ihre Veranlassung nicht unmittelbar in dem beobachtenden Organ, auf der Netzhaut des Auges, sondern im Gehirn hat, daß es nur ein falscher Schluß ist, zu dem man in bezug auf räumliche Dimensionen der Netzhautbilder ver-

leitet wird, davon kann man sich leicht überzeugen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß es auch bei geschlossenen Augen möglich ist, durch mehrmaliges schnelles Drehen um sich selbst, eine scheinbare Bewegung ruhender Gegenstände hervorzurufen. Dabei ist es interessant, daß die Richtung der beobachteten Scheinbewegung stets der Drehungsrichtung des Körpers entgegengesetzt ist. Die unmittelbaren Vorstellungen von Ruhe oder Bewegung eines Gegenstandes können nie anders als relativ sein, sie können nur dadurch erzeugt werden, daß man die Lage eines Körpers mit der eines anderen vergleicht und dann aus der Beständigkeit oder Veränderlichkeit des gegenseitigen Abstandes auf Ruhe oder Bewegung der verglichenen Gegenstände schließt. Es liegt vollkommen in unserer Willkür, ob wir den einen oder anderen oder beide als bewegt auffassen wollen. Ist der eine unser eigener Körper, so müssen wir dort, wo uns andere Vergleichspunkte fehlen, einer Täuschung erliegen.

### Irrende Augen

Jeder, der fotografiert, weiß, wie schwer es ist, Helligkeitsgrade richtig zu schätzen. Lediglich das unbestechliche Meßinstrument vermag Lichteindrücke genau zu werten. Wie oft sagt die Anzeige des Belichtungsmessers aus, daß es zur Aufnahme nicht hell genug ist, während der Fotofreund das Morgenlicht für ausreichend, den Schein der Abendsonne noch für reichlich kräftig hält.

Von einem schwarzen Gegenstand kann mehr Licht ausgehen als von einem weißen. Von mittäglicher Sonne beschienene schwarze Steinkohle strahlt Licht heller zurück als Schnee im abendlichen Dämmer. Auf winterlicher Flur wirkt die Schneedecke, da sie weiß ist, immer noch heller als die Front eines dunklen Tannenwaldes in heller Sommersonne. Man glaubt Dunkles immer dunkler zu sehen als noch so sehr verdunkeltes Weißes.

Über diese Augentäuschungen ist viel gesagt und geschrie-

ben worden, ohne daß eine der zahlreichen Theorien restlos anerkannt werden könnte. Ziemlich sicher aber ist es, daß das Gedächtnis bei den Vorgängen eine Rolle spielt, daß die Erfahrung, die uns gelehrt hat, zwischen dunkel und hell zu unterscheiden, mitwirkt.

Wie sehr man durch die Erinnerung beeinflusst wird, läßt ein einfacher Versuch erkennen. Betrachtet man einen farbigen Gegenstand, etwa einen rotbezogenen Sessel, einäugig durch ein Loch in einem Pappdeckel, und zwar so, daß man nur einen kleinen Teil des Bezuges sehen, nicht aber die Formen des Möbelstückes selbst erkennen kann, dann sieht das gewohnte matte Rot anders aus. Die Farbe ist lebhafter, strahlender, leuchtender geworden.

Wenn man einmal einen Blick zwischen seinen Beinen hindurch auf die Landschaft wirft, so leuchtet sie in einem veränderten Farbenaspekt: die Wiesen sind saftiger grün, die Dächer der Dorfhäuser strahlen roter, der Himmel blauer, alle Farben sind lebhafter. Die ungewohnte Betrachtungsweise gibt den Farben ihren natürlichen Ton wieder, der durch die Gewohnheit mehr und mehr verblaßte.

Da wir gerade die Welt — durch unsere gespreizten Beine betrachtend — Kopf stehen ließen, werden die Gedanken auf ein merkwürdiges Phänomen gelenkt, nämlich darauf, daß einem „normal“ Sehenden eigentlich alles umgekehrt erscheinen müßte. Die natürliche Augenlinse kehrt das Bild vor ihr genau so um, wie die Linse des Fotoapparates, auf dessen Mattscheibe oder Film das entworfenen Bild steht.

„Aber wir sehen doch alles in normaler Lage: unten ist unten und oben ist oben!“ — Richtig! Es ist auch so, daß das Sehen als Erlebnis nichts mit der physikalischen Optik zu tun hat. Hirn und Psyche verwandeln das umgekehrte Netzhautbild in das aufrechte. Ein Psychologe, der hinter das Geheimnis kommen wollte, setzte sich ein Linsensystem vor die Augen, eine Brille mit mehreren Gläsern, die alles, was er sah, umkehrte, so daß die Netzhaut ein aufrechtes Bild erhielt. Er setzte auch die Brille des Nachts nicht ab. In den ersten Tagen sah er alles verkehrt; der Himmel war zu seinen Füßen

die Wiese zu seinen Häupten. Aber es dauerte nicht lange, bis er durch seine verkehrende Brille jedes Ding wieder in der richtigen Lage sah. Damit war seine Theorie von psychologischen Vorgängen beim Sehen eindeutig erwiesen.

Wiederum vermag das Auge Senkrechte und Waagerechte, Höhen und Breiten, vergleichend kaum richtig zu schätzen. Ein hoher Turm würde kurz erscheinen, legte man ihn nieder. Die Größe eines auf sein Heck gestellten Ozeandampfers würde den Eindruck gigantischer Ausmaße erwecken. Man stelle sich das etwa einmal bei der „Queen Elizabeth“ vor, die über 314 Meter lang ist. Sie würde den Eiffelturm mit seinen 300 Metern überragen.

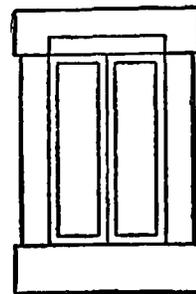
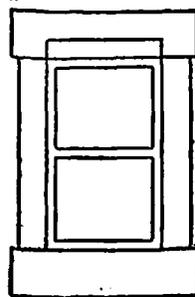
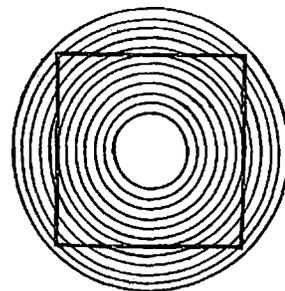
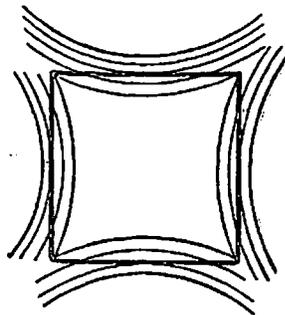
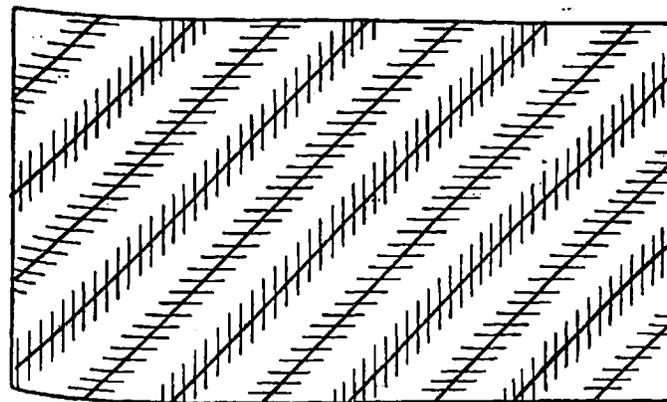
Ein Übereinander waagerechter Linien ruft einen anderen optischen Eindruck hervor als das Nebeneinander senkrecht geordneter, eine Tatsache, die jede Frau kennt, wenn sie gestreifte Stoffe je nach ihrer Statur so oder so für ihre Kleider verarbeitet.

Ganz seltsame Wirkungen ergeben Schräglinien als Übergänge zwischen parallelen Linien. Das berücksichtigt der Modezeichner ebenso wie der Tapetengrafiker. Beide vermeiden Schrägstriche bei Mustern, in denen gleichlaufende Linien vorherrschen.

Die einzelne Schräglinie wird in der Bekleidungstechnik jedoch keineswegs vermieden, denn durch sie lassen sich recht schöne, beabsichtigte Täuschungen erzielen. Körperliche Ungleichmäßigkeiten werden kaschiert: eine Schärpe oder eine andere Garnitur schräg von einer Frauenschulter zur anderen Körperseite gelegt, täuscht über eine hängende Schulter hinweg. Die beigegebenen Zeichnungen sind Beispiele für andere optische Täuschungen.

### Farbe — Auge — Psyche

Die Augen als Mittler zwischen Außenwelt und Innenwelt lassen uns nicht nur die Dinge um uns in ihren Formen „sehen“, sie sind ebenso Mittler der bunten Farbenwelt um



### Optische Täuschungen

Die schräggezogenen Parallelen scheinen durch die Strichelung gegeneinander schief gerichtet zu sein.

Die geraden Seiten des Quadrates erscheinen durch die Rundungen einmal nach außen gezogen und einmal nach innen gedrückt.

Von den beiden genau gleichgroßen Fenstern wirkt das linke breit, das rechte schlank.

uns. Sie erkennen aber nicht alle Farben gleich gut, ja, für gewisse „Nuancen“ sind sie blind, für Ultrarot und Ultraviolett, dem Jenseitsrot und dem Jenseitsviolett. Da die Augenlinse die farbigen Lichtstrahlen verschiedenartig bricht, ist der Mensch im gewissen Sinne für einzelne Farben kurz-sichtig: für Violett, Blau und Grün. Normalsichtig ist er nur für Gelb und Orange und übersichtig für Rot. Daraus erklärt sich, daß blau gestrichene oder blau tapezierte Räume größer erscheinen als solche mit rotfarbigen Wänden. Lassen sich Zimmer durch Verwendung blauer Farben optisch vergrößern, so bringt diese Tönung einen psychisch begründeten Nachteil mit sich, sie wirken kalt. Der Rotanstrich macht sie wiederum „warm“. Die Suggestion geht so weit, daß man oft hört: Das rote Zimmer läßt sich besser heizen! Was bliebe zu tun? Blau im Sommer, Rot im Winter! Ein etwas umständliches Verfahren.

Die Tatsache, daß Farben psychische Einflüsse zugeschrieben werden müssen, hat Psychiater und Ärzte zu Versuchen mit verschiedenfarbig gestrichenen Krankenzimmern veranlaßt: Blau und Grün beruhigen, Rot erregt.

Optischen Farbtäuschungen unterliegt das Auge leicht beim Nebeneinander greller Farben. Ein Beispiel dafür bietet die französische Flagge. Man macht den roten Streifen breiter als den weißen, den weißen breiter als den blauen, um in der Gesamtwirkung den Eindruck gleich großer Farbbänder zu erwecken.

Kontrasttäuschungen lassen sich schön demonstrieren, wenn man drei verschiedenfarbige, gleich große Kartons aneinander legt, einen roten, einen violetten und einen blauen. Betrachtet man den violetten Karton, den man in die Mitte zwischen die beiden anderen gelegt hat, so erscheint er durchaus nicht einheitlich in der Farbe. Dort wo er an den roten Karton grenzt, schimmert er bläulich, nahe dem blauen rötlich. Maler können durch ein geschickt gewähltes Farbenebeneinander ganz nach Wunsch ein Leuchten oder Verdunkeln gewünschter Stellen hervorbringen.

Grelles Rot neben grellem Grün kann schmerzhaftes Ein-

drücke vermitteln: gewisse Farbzusammenstellungen tun dem Auge weh!

Fixiert man längere Zeit eine rote Fläche und richtet man dann schnell den Blick auf ein weißes Blatt Papier, so erscheint ein grünes Nachbild, im umgekehrten Fall ein rotes. Die Erscheinung ist auf ein Ermüden der Augennerven für den längere Zeit betrachteten Farbton zurückzuführen. Das Experiment gelingt in gleicher Weise mit Schwarz und Weiß; im ersten Falle ist das „Nachbild“ weiß, noch weißer als das Papier, im zweiten dunkel.

### Fühlen ohne Präzision

Wenn man bei geschlossenen Augen Mittel- und Zeigefinger übereinander legt und die Berührungsstelle der beiden Fingerspitzen von einem anderen mit einem Streichholz antupfen läßt, dann hat man das seltsame Gefühl, an zwei verschiedenen Stellen mit zwei verschiedenen Streichhölzern berührt zu werden. Aristoteles war der erste, der auf dieses kleine Phänomen einer Gefühlstäuschung hinwies.

Im Eindruck der Versuchsperson können aber auch zwei Berührungspunkte zu einem werden. Wenn man die Spitzen eines Zirkels, die etwa drei Zentimeter auseinander stehen, mit leichtem Druck gleichzeitig auf die Rückenhaut eines anderen setzt, so hat dieser das Gefühl, nur an einem Punkte mit einer Spitze ‚gestochen‘ zu werden. Die Haut des Rückens und die der Arme kann die getrennten Reize nicht voneinander unterscheiden, wenn die beiden Tupfstellen nicht weiter als 50 Millimeter voneinander entfernt sind.

Eine längere Versuchsreihe ergibt erstaunliche Empfindlichkeitsunterschiede an verschiedenen Körperstellen. Auf dem Handrücken beträgt der Empfindlichkeitsabstand 25 Millimeter, die Empfindlichkeit ist an dieser Stelle also beträchtlich größer als auf dem Rücken. Die Handfläche ist noch empfindlicher, hier beträgt der entsprechende äußerste Zirkelspitzenabstand höchstens 10 bis 12 Millimeter. Das Ende des

Zeigefingers läßt zwei verschiedene Punkte noch im Abstand von zwei Millimetern erföhlen. Dann hört auch hier das Unterscheidungsvermögen auf. Am empfindlichsten aber ist die Zungenspitze, bei der der Zirkelspitzenabstand höchstens ein Millimeter betragen darf. Übrigens verfällt man leicht einer Selbsttäuschung, wenn man die Versuche ohne Helfer ausführt, denn man kennt den Zirkelspitzenabstand und urteilt nicht objektiv.

Drei kleinen Unebenheiten eines glatten Steines, die eine geringere Entfernung voneinander haben als ein Millimeter, können nicht einzeln empfunden werden. Man kann nur die „Rauheit“ der Oberfläche fühlend zur Kenntnis nehmen. Ganz ebenes Material, Glas, glasiertes Geschirr, poliertes Metall, machen selbst auf die empfindlichsten Teile der Haut einen völlig glatten und lückenlosen Eindruck. Ein Blick durch das Mikroskop überzeugt, daß die vermeintlich einwandfreie Glätte sehr relativ ist.

### Warm und Kalt

Wie unsicher das Gefühl für Wärme und Kälte ist, wie sehr der Einzelne Täuschungen unterworfen ist, läßt folgender Versuch erkennen. Man bereitet drei Schüsseln mit Wasser verschiedener Temperaturgrade vor; die eine soll Wasser von etwa 10 Grad Celsius, die zweite von etwa 25 Grad Celsius, die dritte von etwa 40 Grad Celsius enthalten. Taucht man die linke Hand in das kalte Wasser, die rechte in das heiße, dann spürt man die Unterschiede deutlich. Nach ungefähr einer Minute nimmt man beide Hände gleichzeitig aus dem Wasser und steckt sie schnell in das Wasser von 25 Grad. Das Ergebnis erstaunt: die Nerven der linken Hand melden „warm“, die der rechten „kalt“, obwohl die Temperatur in beiden Fällen die gleiche ist. Ein erneuter Beweis für die Relativität der Sinneswahrnehmungen.

### Schall und Ohren

Das Ohr kann nicht beurteilen, aus welcher Richtung oder aus welcher Entfernung ein Ton kommt. Es kann nur die Stärke, die Höhe und die Klangfarbe einer Schalläußerung erkennen. Aus der Summe des Aufgenommenen zieht das Gehirn seine Schlüsse. Ein Beispiel:

In der Stille der Nacht hört man ein schwaches Geräusch, so als ob jemand draußen auf dem Gartenkiesweg vorsichtig geht und von Zeit zu Zeit still stehen bleibt. Aber draußen ist nichts zu sehen und zu hören. Das Geräusch wiederholt sich in größeren Abständen ein zweites, ein drittes Mal. Schließlich kontrolliert man genauer und entdeckt den Ursprung des Geräusches im Flattern eines Schmetterlings zwischen Vorhang und Fensterglas. Die schwache Schallaussendung des flatternden Insektes im Zimmer glich vollkommen einem angenommenen stärkeren und weiter entfernten Geräusch ganz anderer Erzeugungsart.

Nicht der feine Apparat des Ohres hat sich irreführen lassen; er hat lediglich Tonhöhe, Tonstärke und Tondauer aufgenommen und an das Hirn weitergegeben. Aus den Meldungen hat der Verstand bezüglich Richtung und Ursprung des Geräusches falsche Schlüsse gezogen. Ähnlichen akustischen Täuschungen fällt man immer wieder zum Opfer, wenn nicht andere gleichzeitige Sinneswahrnehmungen eine ziel-sichere Beurteilung des Tatbestandes zulassen.

Ein kleines Experiment, das sowohl eine Ohrentäuschung als auch eine Gefühlstäuschung heiter demonstriert, ist das folgende: Mit einer Kleiderbürste bewaffnet stellt man sich hinter die Versuchsperson. Diese soll aussagen, ob man ihr mit der Hand oder der Bürste auf dem Rücken über den Rock fährt. Dabei geht man so vor, daß man sich selbst bürstet, wenn man dem anderen mit der Hand über den Rücken streicht. Das Opfer kann es nur erraten: jetzt Hand, jetzt Bürste, nicht aber einen wirklichen Unterschied finden.

## Biologische Geschmacksverirrungen

Wie sich Gehör- und Gesichtssinn täuschen lassen, so ist auch der Geschmackssinn Irrungen unterworfen. Zuvor: die Zunge allein reicht zum Schmecken nicht aus, sie bedarf der mitwirkenden Nase: der Verschnupfte schmeckt nichts oder nur wenig. Jemand, dem der Geruchssinn, etwa durch eine Hirnverletzung, verlorenging, hat keine rechte Freude mehr an kulinarischen Genüssen. Er vermag Rizinusöl bei völlig intakter Zunge ohne Widerwillen zu schlucken, aber wie ihm der widerwärtige Ölgeschmack entgeht, so entgeht ihm das geschmackliche Aroma eines guten Weines, die Zungenfreude an einer Straßburger Gänseleberpastete.

Nicht nur die Nase wirkt beim Geschmack mit, auch das Auge. Rotwein läßt sich im Dunklen von Weißwein kaum unterscheiden, die Zigarre schmeckt nicht recht im verfinsterten Raum. Daß beim genußreichen Essen psychologische Momente im Spiel sind, geht auch daraus hervor, daß man Speisen färbt, um sie „schmackhafter“ zu machen, daß Kaffee aus einem Aluminiumbecher, Wein oder Bier aus einer Tasse getrunken, nicht munden, daß man vorzieht, Tee aus einer dünnwandigen Porzellantasse zu schlürfen als aus einer dicken Steingutschale. Selbst die Temperatur wird Geschmacksfaktor: warmes Bier und kalter Rotwein.

Ohne viel Mühe läßt sich ein kleiner Versuch anstellen, der zeigt, wie sehr man beim Schmecken von der Mitwirkung der Augen abhängig ist. Man gibt jemandem ein Stück Käse zu essen und schenkt ihm dann ein Glas Moselwein ein. Der erste Schluck schmeckt ausgezeichnet. Nachdem der Versuchsperson die Augen verbunden wurden, wird sie aufgefordert einen zweiten Schluck zu tun. Erfolg: „Das war ja Wasser!“ Ein dritter Schluck bei wieder abgenommener Binde — wohlgemerkt immer aus dem gleichen Glas — überzeugt: es ist doch Wein. Was ging hier vor? Käse enthält eine bestimmte Art von Säuren, welche die Empfindung für jeden anderen durch Säure bewirkten Geschmack abstupfen. Jeder Wein enthält gewisse, für seinen Geschmack maß-

gebende aromatische Säuren, die man nach dem Genuß von Käse nicht mehr schmeckt. Nur wenn die Versuchsperson den Wein *sieht*, entsteht auf suggestivem Wege der Eindruck, Wein zu schmecken. Mit anderen Worten: Der Wein wurde mit den Augen, aber nicht mit dem Geschmack „geschmeckt“.

Unsere Sinnesorgane folgen zwar mit einiger Genauigkeit äußeren Eindrücken, die Verarbeitung ihrer Meldungen durch Hirn und Psyche geschieht fast immer in Richtung bewußter oder unbewußter Wünsche. Liegt eine starke, „ungesunde“ Steigerung der Neigung, die Wirklichkeit umzudeuten, vor, so hat man es mit jenen krankhaften Halluzinationen zu tun, von denen in diesem Kapitel nicht die Rede ist.

## Musikerlebnisse und Musikphantome

Die Wirkungen der Musik auf das Seelenleben des Menschen sind zu bekannt, als daß sie besonderer Erwähnung bedürften.

Nicht selten aber ruft das Anhören von Musik, besonders bei poetisch veranlagten Naturen, Visionäres hervor, ohne daß die Phantasie dabei im Spiele ist oder der Wunsch, die Tonsprache bewußt in vertrautere Eindrücke umzusetzen. Die Wissenschaft spricht dann von Musikphantomen. In besonderem Maße war Heinrich Heine Medium für Musikphantome. In seinen „Florentinischen Nächten“ gibt er eine Beschreibung seiner Empfindungen:

„Was mich betrifft, so kennen Sie ja mein musikalisches zweites Gesicht, meine Begabnis, bei jedem Ton, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu sehen; und so kam es, daß mir Paganini mit jedem Strich seines Bogens auch sichtbare Gestalten und Situationen vor die Augen brachte, daß er mir gleichsam ein farbiges Schattenspiel hingaukeln ließ, worin er selber immer mit seinem Violinspiel als die Hauptperson agierte. Schon bei seinem ersten Bogenstrich hatten sich die Kulissen um ihn her verändert; er stand mit seinem Musikpult plötzlich in einem heiteren Zimmer,

welches lustig unordentlich dekoriert, mit verschnörkelten Möbeln im Pompadourgeschmack, überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten, chinesisches Porzellan, ein allerliebstes Chaos von Bändern, Blumengirlanden, weißen Handschuhen, zerrissenen Blondes, falschen Perlen, Diademen und sonstigem Götterfitterkram, wie man dergleichen im Studierzimmer einer Primadonna zu finden pflegt. Paganinis Äußeres hatte sich ebenfalls, und zwar auf das allervorteilhafteste, verändert: er trug kurze Beinkleider von lilafarbenem Atlas, eine silbergestickte weiße Weste, einen Rock von hellblauem Samt mit goldumspunnenen Knöpfen usw.“

E. T. A. Hoffmann spricht an einer Stelle davon, er fühle sich durch Haydns Symphonien in unabsehbare grüne Haine versetzt, oder er sehe in ihren Klängen „Jünglinge und Mädchen in Reigentänzen vorüberschweben; lachende Kinder hinter Bäumen, hinter Rosenbüschen lauernd, werfen sich lachend mit Blumen.“

Hebbels Freund und Biograph Kuh äußert sich: „Das entstehende Gedicht kam ihm immer mit einer Melodie.“

Die kleine Blütenlese aus der Empfindungswelt großer, dichterisch veranlagter Persönlichkeiten ließe sich sehr erweitern. Doch ähnliche Musikphantome finden sich recht häufig auch bei gewöhnlichen Sterblichen, insbesondere dann, wenn sie sich vom musikalischen Einfluß tragen — besser forttragen — lassen und unbewußt „in eine andere Welt“ entrückt werden. Viele der Musikalischen unter den Lesern werden hier beipflichten.

Musikphantome äußern sich für den Empfänglichen nicht nur im Erscheinen von Gestalten und Landschaften, sondern auch im Erleben bunter Farben. Vielleicht erscheint das verständlicher, wenn daran erinnert wird, daß es im normalen Sprachgebrauch Ausdrücke wie „Klangfarbe“, „dunkle Töne“, „helle Töne“ gibt. Eine gewisse Ähnlichkeit des Charakters zwischen den „hellen“ obertonreichen Vokalen und den hellen Farben ist ohne weiteres erkennbar, wenn gleich die Vergleichsebene, die beide ähnlich erscheinen läßt, nicht anzugeben ist. Der Klang der Trompete wird von den

„Farbmusikempfindlichen“ regelmäßig als rot oder gelb bezeichnet, also den lebhaftesten und grellsten Farben gleichgestellt, während die dumpfen Töne des Kontrabasses oder des Fagotts als dunkelviolet, schwarz oder grau empfunden werden.

Franz Liszt, der bei Orchesterklängen starke Farbmempfindungen hatte, setzte ohne weiteres gleiches bei seinen Musikern voraus, so daß er beim Dirigieren etwa sagte:

„Bitte, meine Herren, ein bißchen blauer, wenns gefällt! Diese Tonart erfordert es“, oder „Das ist ein tiefes Violet, — ich bitte Sie, sich danach zu richten. Nicht so rosa!“ — Bei Tieck heißt es:

„Der Geist der Flöte ist himmelblau und führt dich in die blaue Ferne, die Violine zeigt funkelnde Lichter und durchschimmernde Farben, die in Regenbogen durch die Luft ziehen. Die roten Scheine zucken und spielen hinauf und hinab.“

An einer anderen Stelle lesen wir in einer seiner Erzählungen:

„Die Gesellschaft wendete sich wieder zum Gesange und zur Musik. — ‚nicht wahr‘, sagte Labitte nach einiger Zeit, ‚Ihr seht doch auch alle die kleinen Geister von allen Farben, rot, weiß, gelb, blau und scheckig, die in der Luft auf den Tönen wie auf ausgespannten Seilen tanzen und springen.“

In Ludwig Ganghofers Autobiographie findet sich eine besonders interessante Stelle, die auf sein Farbempfinden beim Anhören von Musik Bezug nimmt:

„Spiele ich mit meinen Kindern das erste Trio von Haydn, so erscheint mir das Notenblatt gegen Ende des ersten Satzes in einem matten Rotviolett, das sich, wenn wir ohne Unterbrechung gleich das Adagio cantabile beginnen, in ein tiefes Stahlblau verwandelt. Im Allegro non troppo der c-moll-Symphonie von Brahms, die ich bis jetzt drei- bis viermal hörte, sah ich in dieser Farbe eine weite Himmelsferne mit langgestreckten, in Scharlach brennenden Wolkenzügen, über die eine hohe, in ein tieferes Rot gekleidete Frauengestalt wie schwebend dahinglitt. Alle leidenschaftlich empfundene Musik

verwandelt sich für mich in Bilder, die ich sehe, während ich die Musik für Sekunden und Minuten nicht mehr zu hören glaube. Am häufigsten und stärksten kommen mir solche Bilder und Farben bei Schumann und Beethoven, früher war's auch bei Wagner so.“

## ZUFALL UND MEHR ALS ZUFALL

*Was ist Zufall anders als der rohe Stein,  
der Leben annimmt unter Bildners Hand?  
Den Zufall gibt die Vorsehung —  
zum Zwecke muß ihn der Mensch gestalten.*

SCHILLER

Zufall ist eine Wortbildung für Ereignisse, die scheinbar jenseits des geordneten Geschehens liegen. In Wirklichkeit gibt es keinen Zufall, keine Zufälligkeiten. Plotin, ein griechischer Philosoph des dritten Jahrhunderts, faßte diesen Gedankengang in die Worte: „Im Leben herrscht nicht Planlosigkeit, sondern eine durchgängige Harmonie und Ordnung.“ Lessing geht noch weiter, indem er sagt: „Das Wort ‚Zufall‘ ist Gotteslästerung, nichts unter der Sonne ist Zufall.“ Ein Zufall wäre es, wenn es in der Natur einen Zufall geben würde; aber die Natur schließt Zufälle aus, wie das Gute das Böse ausschließt. Es ist absurd, glauben zu wollen, unser Leben hänge von Zufälligkeiten ab, so denken, heißt von vorneherein das Leben negieren. Jeder scheinbare Zufall — und nur in diesem Sinne kann man das Wort gebrauchen — ist ein folgerichtiges Geschehen im Ablauf des Lebens.

Nach Herder sind die beiden größten Tyrannen auf Erden der Zufall und die Zeit. Ebenso wie die Zeit eine natürlich-göttliche und für unsere Begriffe unfassbare Gegebenheit bleibt, ist der Zufall ein natürlich-göttliches Geschehen, tyrannisch anmutend, trotzdem harmonisch eingebaut in das unergründliche Auf und Ab des menschlichen Daseins: „Alles was geschieht, vom Größten bis zum Kleinsten, geschieht mit Notwendigkeit“ (Schopenhauer).

Von diesem Standpunkt aus gesehen, braucht kein Mensch Angst vor unglücklichen Zufällen zu haben, ebensowenig darf er mit glücklichen Zufällen rechnen.

Der humorvolle Philosoph — oder der philosophierende Humorist Karl Valentin hat sich einmal in seiner Art mit dem

„Zufall“ auseinandergesetzt. Er erzählt, wie er über die Kaufinger Straße, eine der Hauptgeschäftsstraßen Münchens, gegangen sei. Plötzlich sei ein Radfahrer dahergekommen: Zufall! — Seine Partnerin Lisl Karlstadt protestiert: „Ja mei, das ist doch kein Zufall, wenn da ein Radfahrer einherkommt, da fährt doch jede Minute, jede Sekunde ein Radfahrer vorbei. Nein, das ist kein Zufall!“

Valentin beharrt: „Das ist auch kein Zufall, aber der Zufall ist, daß wir grad von einem Radfahrer gered't haben, als einer daherkam.“ Jeglicher Protest gleitet ab: es war und blieb nach ihm ein Zufall! Hinter der erheiternd witzigen Plauderei steckt mehr als der lächelnde Zuhörer im ersten Augenblick erfassen mag, eine ganze Weltanschauung!

Beim Roulettespiel mit der lustig und erregend über gleich viele rote und schwarze Felder hüpfenden Kugel kommt es häufiger vor, daß eine ganze Serie „rot“ erscheint. Zehnmal hintereinander bleibt die Kugel in der roten Höhlung liegen, fünfzig-, achtzigmal hintereinander, ohne daß die Serie durch ein „schwarzes“ Feld unterbrochen würde. Ja, in der Geschichte Monte Carlos wird der Tag unvergessen bleiben, an dem die Kugel 114mal hintereinander auf „rot“ haltmachte. Eine Zufallsreihe? Fragen wir die nüchternen Mathematiker. Sie werden uns mit einem klaren „Nein“ antworten und uns dahingehend aufklären, daß der gleiche Fall mit völliger Sicherheit nach Ablauf einer gewissen Zeitspanne wieder eintritt. Allerdings kann diese Zeitspanne recht groß sein; nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung ist sie nach vieltausend Quintillionen Spielen erreicht. Aber — und das ist das Wichtige: nicht der Zufall entscheidet, vielmehr ein „natürlicher“ Ablauf, der allerdings so unfaßbar erscheint, daß der Zufalls glaube verzeihlich wird. Um so verzeihlicher für den Spieler, der bei der Serie einen Riesengewinn einheimst und sich fragt, warum das Schicksal ihn gerade heute an den Roulettetisch geführt hatte, war er doch nur ins Spielkasino gegangen, weil die vorgesehene Verabredung mit dem Geschäftspartner nicht zustande gekommen war.

Wenn wir soeben die Mathematiker zur Unterstützung

herangezogen hatten, so darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, als solle der „Zufall“ mathematisch-gesetzmäßig eingezwängt werden; das hieße höheres Walten errechnen wollen. Wilhelm von Scholz sei hier angeführt, der dem Zufall ein ganzes Buch gewidmet hat, in welchem er dem Leser von überaus seltsamen Ereignissen Mitteilung macht. Er führt einleitend aus:

„Die Geschehnisse werden von dem Verfasser, genau so wie es der materialistische Leugner aller unsichtbaren Zusammenhänge tut, zuerst durchaus dem Zufall gleichgesetzt werden; lediglich mit dem Unterschiede, daß es sich hier in diesem Buche darum handelt, den Sinn und das Gesetz des Zufalls zu finden, das Zufallende als ein nicht bloß nach der blinden mathematischen Notwendigkeit, sondern nach innersten Bezügen Zufallendes zu erkennen — nach Bezügen, wie sie die Menschheit längst ahnte, fühlte, weshalb sie den Begriff des ‚Zufallenden‘ in den des ‚Geschickten‘, des ‚Schicksals‘ steigerte, dabei gemäß dem vermenschlichen Streben unseres Denkens den zweckvoll lenkenden Gott, eine Gottheit oder ein Fatum annehmend.“

Doch berichten wir von einigen merkwürdigen „Zufällen“.

In der Münchner Residenz befand sich die Bildergalerie der Wittelsbacher in einem Rokokosaal. Jedes Bild war als Füllung in eine Wandtäfelung eingelassen; somit war die Zahl der möglichen Bilder seit dem 18. Jahrhundert festgelegt. Bei Ausbruch der Revolution 1918 war noch ein einziger Platz frei für das Bild des letzten bayerischen Königs Ludwig III. (Berichtet von Professor Dr. de Rudder.)

Aus der Fülle der von Wilhelm von Scholz gesammelten Fälle sei nur ein einziger herausgegriffen:

„Eine Nachricht ging durch die Blätter, daß ein nächtlicher Telefonanruf — noch dazu ein, wie sich nachher herausstellte, falsch verbundener — für mehrere Menschen zum Lebensretter wurde. Ein Bankbeamter in New York hörte in tiefer Nacht das Klingelzeichen, das Mühe gehabt hatte, in seinen Schlaf einzudringen, und sich dort erst in Träume verspann. Der Mann konnte sich kaum ermuntern und merkte, als er

schließlich wach geworden, schweren Schwindel, Kopfschmerzen, Übelkeit. Mit Anstrengung stand er auf, tappte taumelig zum Apparat, erfuhr dort nur, daß der Anruf ihn nicht betreffe, und faßte in dem ihn bounruhigenden Dämmerzustand, dem er sich nicht zu entreißen vermochte, den Entschluß, seine Frau zu wecken, ehe er schlaftrunken sich wieder ausstrecken wollte. Er fand die Frau nicht schlafend, sondern in voller Bewußtlosigkeit, wurde in seinem Schrecken nun heller wach, spürte Gasgeruch, nahm alle Energie zusammen, öffnete die Fenster und telefonierte der Polizei. Es gelang, das Ehepaar mit den Kindern am Leben zu erhalten. Mittels Sauerstoffapparaten brachte man die schon tief Betäubten ins Bewußtsein zurück. Die falsche Telefonverbindung hatte Eltern und Kinder gerettet.“

Eine unglaubliche Häufung bösariger Zufälle erlebte ein Amerikaner aus dem Staate Oregon im Jahre 1938, Mister S. Dieser wollte eines Tages eine Riesenschildkröte in seinem Auto fortbringen. Unterwegs biß ihn das Tier. S., auf einen solchen Zwischenfall nicht gefaßt, zuckte zusammen, verlor für einen Augenblick die Herrschaft über den Wagen und raste in voller Fahrt in den Straßengraben. Das Auto überschlug sich und fing Feuer; S. kam schwerverletzt ins Krankenhaus.

Während S. der Gesundung entgegensah, heiratete seine Braut einen anderen. Ein rachsüchtiger Angestellter zündete ihm das nicht versicherte Haus an. Kaum war S. wieder einigermaßen auf den Beinen, als ein Orkan seine ganze Ernte vernichtete. Einige Zeit später trat ihm eine Kuh mit voller Wucht in den Bauch.

Wieder mußte S. für acht Wochen ins Krankenhaus. Als er sich fast erholt hatte, kam es in dem Krankensaal, in dem er lag, zu einer unheimlichen Szene. Die Pflegerin wurde wahnsinnig, schoß mit einem Revolver um sich und traf S. am Kopf. Immerhin hatte S. insofern Glück im Unglück, als es nur ein Streifschuß nicht weiter bedenklicher Art war. Zudem zahlte die Krankenkasse Schmerzensgeld, eine größere Summe, die S. gerade recht kam. Er hatte nämlich inzwischen

so gut wie alles verloren. Doch erfreute er sich des Geldes nur kurze Zeit. Kaum war es ihm ausgezahlt worden, als er die gefüllte Brieftasche verlor.

Allmählich übermannte S. die Verzweiflung. Da geriet er eines Tages unversehens und schuldlos in eine Schlägerei und wurde übel zugerichtet. Natürlich erschien die Polizei auf der Bildfläche. Er wurde verhaftet; alle Beteuerungen halfen ihm nichts. Er mußte seine Strafe absitzen. Seine Unschuld kam erst später an den Tag. Nicht genug damit. Nach seiner Haftentlassung lernte S. eine hübsche junge Dame kennen. Weihnachten sollte geheiratet werden. Alles Schwere war vergessen. Ein neues Leben konnte beginnen. Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten: Kurz vor dem Hochzeitstag entpuppte sich seine Braut als eine Verbrecherin, die schon lange von der Kriminalpolizei gesucht wurde. S. packte die Verzweiflung, mit Alkohol suchte er sich zu betäuben: es hatte ja doch alles keinen Zweck mehr. Eine schwere Alkoholvergiftung war die Folge. Erneuter Krankenhausaufenthalt. Die Ärzte hatten ihn schon so gut wie aufgegeben, als eine Wendung zur Besserung eintrat. Er genas und versuchte noch einmal, das Leben zu meistern. Und siehe da, es gelang, unterstützt durch einen „Zufall“. „Zufällig“ war die Kunde von der Pechserie des Mister S. zu Ohren des Mitgliedes eines exzentrischen Clubs in Philadelphia gelangt, des „Clubs der Pechvögel“. Dieser hatte einen Preis von 2000 Dollar für denjenigen ausgesetzt, der eine bisher nicht dagewesene Pechsträhne nachweisen konnte. Von nun an ging es Mister S. besser und besser, schließlich wurde er nicht nur ein wohlhabender, sondern auch ein glücklicher Mann.

„Gibt es jenseits des großen Teiches einen Pechclub, so besteht dort auch ein „Zufallsverein“, der Preise für Häufungen glücklicher Zufälle, die ein einzelner erlebt, aussetzt. Gewinner eines solchen Preises war ein Mister C., dessen Geschichte ebenso berichtet werden soll wie die des Mister S. Er erzählt selbst:

„An meinem Hochzeitstag fing es an. Mary und ich fuhren

zum Standesamt. Sie sah ganz besonders reizend aus, und so kam mir plötzlich der Gedanke, sie im Auto zu fotografieren. Ich stieg aus und knipste. Im selben Augenblick ertönten Schüsse. Aus einem Juwelengeschäft kamen drei Männer herausgestürzt. Am Abend ließ ich den zum Entwickeln gegebenen Film abholen. Marys Bild war verschwommen, dafür aber waren die Gesichter dreier Männer im Hintergrund ausgezeichnet sichtbar. Wütend warf ich das Negativ beiseite. Am nächsten Morgen hörte ich im Rundfunk, daß fünftausend Dollar Belohnung ausgesetzt seien für die Identifizierung der Gangster, die das Juwelengeschäft überfallen hatten. Ich erinnerte mich des mißratenen Films, und schon abends waren die fünftausend Dollar in meiner Tasche.

Dieser Zufall hatte zur Folge, daß wir unsere Hochzeitsreise einen Tag später antraten, als geplant war. Zu unserem Glück! Denn der Zug, den wir ursprünglich nehmen wollten entgleiste. Fünfzehn Fahrgäste kamen dabei ums Leben. Um die versäumte Zeit wieder einzuholen, nahmen wir jetzt Flugkarten. Nach der Landung rempelte ein unsympathischer Kerl meine Frau an. Er gebrauchte beleidigende Worte. Ein Kinnhaken von mir streckte den Mann zu Boden. Natürlich mischte sich die Polizei ein und führte uns auf die Wache. Ich befürchtete schon, es würde zu einer unangenehmen Unterbrechung unserer Hochzeitsreise kommen. Doch es kam anders. Nach einer Weile trat ein Kommissar an mich heran und sagte: „Da haben wir wirklich Glück gehabt und Sie noch mehr! Sechstausend Dollar haben Sie mit Ihrem Kinnhaken verdient! Der Mann ist ein langgesuchter Bankräuber, auf dessen Ergreifung die hohe Belohnung ausgesetzt war.“ Innerhalb weniger Tage hatte C. vier Schwerverbrecher hinter Schloß und Riegel gebracht und elftausend Dollar Belohnung einstecken können. Aber damit war die Serie seiner Glücksfälle noch nicht zu Ende. C. erzählt weiter:

„Bald darauf fuhr ich eines Tages mit meinem Wagen langsam durch die Stadt. Ein Junge warf einen Stein nach dem Auto. Der Stein ging aber in die Fensterscheibe eines Lotteriegeschäftes. Ich hielt an, um den Schaden zu besehen und den

Jungen festzunehmen. Dabei entdeckte ich, daß im Schaufenster ein Los hing, das dieselbe Nummer wie mein Wagen trug. Ich trat ein, kaufte es und gewann damit später fünfzigtausend Dollar. Der Losverkäufer sagte noch: „Nehmen Sie doch auch den Stein mit. Er wird Ihnen bestimmt Glück bringen!“ Lächelnd steckte ich ihn in meine Brusttasche.“

Der Stein wurde einige Wochen später zum Lebensretter für unseren Freund, als er von einem Räuber angeschossen wurde. Die Kugel prallte an dem Stein ab. „Jetzt glaubte ich“, so schließt der Bericht, „an die Bedeutung von Zufällen, fuhr nach Baltimore und verkaufte einer Zeitung meine Erlebnisse. Bei der Gelegenheit gab mir die Redaktion den Rat, doch in den Zufallsklub einzutreten, der für derartige Abenteuer die zuständige Stelle sei.“

Die Zeitung zahlte ein schönes Honorar, der Zufallsklub bedachte ihn mit seinem Jahrespreis.

Koboldstreiche erlaubt sich der Zufall gerne bei Namen. Da gibt es einen Privatdetektiv Schnüffler, einen Pfarrer Trost, einen Lotterieeinnehmer Loos, einen Dentisten Bohrer, den Inhaber einer Transportfirma Bringezu, einen Konditor Süßkind, einen Sänger Schrei, den Gastwirt Schluckebier. In der Nibelungenstadt Worms gibt es einen Gerichtsvollzieher namens Etzel. Wenn aber ein Bauer Bauer heißt, ein Schreiner namens Etzel. Wenn aber ein Bauer Bauer heißt, ein Schreiner Schreiner, ein Bäcker Becker und ein Schneider Schneider, dann ist der Zufall weniger im Spiel als die Tradition, die vielleicht Geschlechter übersprang, aber den Nachfahren des einstmaligen Müllers wieder Müller werden ließ.

Es gibt kaum einen anderen Begriff, dem so viele Eigenschaften zugeschrieben werden als dem Zufall, es sei denn seinen direkten Verwandten: dem Schicksal, dem „Ablauf der Dinge“, der „Laune der Natur“.

Da gibt es den gütigen, den freundlichen Zufall, aber auch den bösen, dummen, blöden, hundsgemeinen. Dem göttlichen und himmlischen Zufall hält der teuflische und höllische die Waage, dem glücklichen der unglückliche. Der „bloße“ steht neben dem „mysteriösen“. Dann wieder präsentiert sich der Zufall als wunderbar, erstaunlich, ungläublich und unheim-

lich, bei anderen Gelegenheiten als läppisch, sinnlos, unselig und blind. Der Kobold Zufall findet seine Charakterisierung mit lustig, launig, reizend, verrückt, toll, grotesk. Der prosaische Zufall hat Adjektive, wie rein, wahr, harmlos, angenehm, unangenehm, alltäglich. Der märchenhafte ist gnädig, köstlich, beglückend.

### Sterben und Tod

Nie werden Menschen ergründen, was nach dem Tode ist. Alles Forschen bleibt sinnloses Tun. Wenn Spiritisten glauben, über ihre Medien Kunde aus dem Jenseits erhalten zu können, so sind sie jenen zu vergleichen, die glauben, das Naturgeschehen in andere Bahnen lenken zu können, Leben im Laboratorium zu erzeugen, Pflanzen rückwärts wachsen zu lassen, dem raschen Schritt der Zeit zu gebieten.

Daß die Großen aller Zeiten den Problemen des Todes und des Sterbens ihre besten Gedanken geweiht haben, geht aus ihren Schriften hervor. Die Ergebnisse sind im Grunde genommen wesensgleich: Lebe standhaft, fürchte nicht den Tod, das wahre Glück liegt hinter unseren Erdentagen, der Tod ist höchste Erfüllung. Doch lassen wir die Dichter und Philosophen selber sprechen:

*Solon* (um 600 v. Chr.)

„Vor seinem Tode ist niemand glücklich zu schätzen.“

*Euripides* (480—406 v. Chr.)

„Vielleicht ist das, was wir Leben nennen, Tod. Und unser Tod heißt in der Tiefe Leben.“

*Plato* (427—347 v. Chr.)

„Ich habe große Hoffnung, daß es mir gut gehen werde, da ich dem Tode übergeben werde. Denn eines von beiden muß notwendig sein; entweder nimmt der Tod überhaupt alle Empfindung oder man geht durch den Tod aus dieser Welt an einen anderen Ort. Wird nun alle Empfindung ver-

nichtet, und ist der Tod dem Schlafe ähnlich, der zuweilen auch ohne Träume die sanfteste Ruhe gewährt: gute Götter! Welcher Gewinn ist es dann zu sterben; oder wie viele Tage im Leben könnte man finden, die man einer solchen Nacht vorziehen möchte! Ist aber die andere Meinung wahr, und ist der Tod nur ein Auswandern nach jenen Gegenden, welche die abgeschiedenen Seelen bewohnen, nun, so ist es um so viel seliger für mich.“

*Epikur* (341—271 v. Chr.)

„Wenn er (der Tod) ist, bin ich nicht, und wenn ich bin, ist er (der Tod) nicht.“

*Marc Aurel* (121—180)

„Sowenig es den Menschen ärgert, daß er nur so viele Pfunde und nicht mehr wiegt, so sei er auch darüber nicht ärgerlich, daß ihm nicht länger zu leben bestimmt ist.“

*Michel de Montaigne* (1533—1592)

„Wir trüben das Leben durch die Sorge des Todes, und den Tod durch die Sorge des Lebens. Jenes macht uns Langeweile, dieses schreckt uns. Es ist nicht gegen den Tod, daß wir uns vorbereiten. Das Sterben ist gar zu bald abgetan. Eine Viertelstunde leiden, ohne weitere Folgen, ohne weiteren Schaden, verdient keine besondere Vorbereitung. Die Wahrheit zu sagen, rüsten wir uns nur gegen die Rüstung auf den Tod. Die Philosophie gebiete uns, den Tod täglich vor Augen zu haben, ihn, ehe er kommt, vor auszusehen und ihm ins Angesicht zu schauen. Hernach gibt sie uns Regeln und Warnungen, wie wir uns bei dieser Voraussicht vernehmen sollen, damit uns die Gedanken nicht quälen. So machen es die Ärzte, die uns eine Krankheit an den Hals werfen, damit sie jemand haben, bei dem sie ihre Pulver und Tränke und Kunst anbringen können. Wußten wir nicht zu leben, so ist es ungerecht, uns sterben zu lehren, und also das Ende dem Ganzen unähnlich zu machen. Wußten wir standhaft und ruhig zu leben, so werden wir auch wissen, ebenso zu sterben.“

*Friedrich von Logau* (1604—1655)

„Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen künmt, ich fürchte mehr den Tod, der mir die Meinen nimmt.“

*Jean Jacques Rousseau* (1712—1778) ...

„Wären wir unsterblich (auf dieser Erde), so würden wir die elendsten Geschöpfe sein. Es ist hart zu sterben, aber es ist süß zu hoffen, daß man nicht immer leben und ein besseres Leben die Mühe und Not des gegenwärtigen endigen werde. Wer würde das traurige Geschick der Unsterblichkeit auf dieser Erde annehmen wollen? Welche Hoffnung, welcher Trost, welche Zuflucht würde uns übrig bleiben gegen die Ungerechtigkeit der Menschen? Frei leben und wenig auf menschliche Dinge halten, ist das beste Mittel, sterben zu lernen.“

*Immanuel Kant* (1724—1804) über die Trauer:

„Das Hinbrüten über einer und derselben Idee, die doch keinen möglichen Zweck hat, zum Beispiel über den Verlust eines Gatten, der doch ins Leben nicht zurückzurufen ist, um in dem Schmerz selbst Beruhigung zu suchen, ist stumme Verrücktheit.“

*Johann Gottfried Herder* (1744—1803)

„Um Ort und Stunde deines künftigen Daseins gib dir keine Mühe. Die Sonne, die deinen Erdentagen leuchtet, mißt dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft zu und verdunkelt dir solange alle himmlischen Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größeren Gestalt, die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagst, bedeckt deine kleine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf.“

*Wolfgang von Goethe* (1749—1832)

„Leben ist der Natur schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.“

*Wolfgang Amadeus Mozart* (1756—1791)

„Da der Tod, genau zu nehmen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren

mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht alleine nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes. Ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennenzulernen.

Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht, so jung als ich bin, den anderen Tag nicht mehr sein werde. Und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre. Für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen.“

*Christian Hufeland* (1762—1836)

„Liebe das Leben und fürchte den Tod nicht, das ist das Gesetz und die Propheten, die einzige wahre Seelenstimmung, um glücklich und alt zu werden.“

*Johann Gottfried Seume* (1763—1810)

„Wer den Tod fürchtet hat das Leben verloren.“

*Jean Paul* (1763—1825)

„Alle Klagen über die Nichtigkeit des Lebens werden verdoppelt, ja weit überboten durch das Aufhören dieser Nichtigkeit.“

„In der Todesstunde gibt es keine Übertreibung mehr, das Sterben ist das Höchste.“

*Wilhelm von Humboldt* (1767—1835)

„In allen Menschen liegt die Ahnung, jenseits des Grabes die wiederzufinden, die vorangegangen sind, und die um sich zu versammeln, die nach uns übrigbleiben. Kein gefühlvoller Mensch kann diese Ahnung, ja dieses sicheren Glaubens entbehren, ohne einen großen Teil seines Glückes, und grade den edelsten und reinsten, aufzugeben.“

„Der Tod ist kein Abschnitt des Daseins, sondern bloß ein Zwischenereignis, ein Übergang aus einer Form des endlichen Wesens in eine andere.“

„Leben wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendsten aller erschaffenen Wesen.“

*Ernst Moritz Arndt* (1769–1860)

„Wer eine Mutter sehen kann mit dem über ihrem Kinde leuchtenden Himmel ihres Liebesangesichts und noch an einen Tod oder eine kalte Maschinerie in der Natur glauben, von dem weiß ich nicht, wo ihm sein Irrenhaus gebaut werden soll.“

*Novalis* (1772–1801)

„Der Tod ist eine Selbstbesiegung, die wie alle Selbstüberwindung eine neue leichtere Existenz schafft.“

„Der Tod — das Leben. Durch den Tod wird das Leben verstärkt.“

*Arthur Schopenhauer* (1788–1860)

„Für uns ist und bleibt der Tod ein Negatives — das Aufhören des Lebens: allein er muß auch eine positive Seite haben, die jedoch uns verdeckt bleibt, weil unser Intellekt durchaus unfähig ist, sie zu fassen. Daher erkennen wir wohl, was wir durch den Tod verlieren, aber nicht, was wir durch ihn gewinnen.“

„Das Leben kann angesehen werden als ein Traum und der Tod als das Erwachen.“

*Heinrich Heine* (1797–1856)

„Das Leben ist eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazarett. Und der Tod ist unser Arzt.“

*Baudelaire* (1821–1867)

„Es ist der Tod der tröstet und belebt.  
In dem wir einzig Ziel und Hoffen sehn.  
Er gibt den Trank der uns berauscht erhebt.  
Und mut bis zu dem Abend hinzugehn.  
Er ist beim Schnee, beim Sturm, beim Regenpralle  
Am düstern Himmelsrand ein Dämmertag.  
Er ist die weitberühmte Gastehalle  
Wo jeder sitzen speisen trinken mag.“

(Nachdichtung von Stefan George.)

*Maxim Gorki* (1868–1936)

„Schlimmer wird's nicht. Wenn man stirbt, hat man's mit Gott zu tun . . . hier aber mit den Leuten . . .“

*Paul Valéry* (1871–1945)

„Meditationen über den Tod sind immer von Leuten, die weder um ihr Leben kämpfen noch ihr Brot verdienen, noch Kinder aufziehen müssen.“

*Rainer Maria Rilke* (1875–1926)

„Wer gibt heute noch etwas für einen gut ausgearbeiteten Tod? Niemand. Sogar die Reichen, die es sich doch leisten könnten, ausführlich zu sterben, fangen an, nachlässig und gleichgültig zu werden; der Wunsch, einen eigenen Tod zu haben, wird immer seltener. Eine Weile noch, und er wird so selten sein wie ein eigenes Leben . . .“

„Früher“, so heißt es dann weiter, „wußte man (oder vielleicht ahnte man es), daß man den Tod in sich hatte wie die Frucht den Kern . . . Meinem Großvater noch, dem alten Kammerherrn Brigge, sah man es an, daß er einen Tod in sich trug. Und was war das für einer: zwei Monate lang und so laut, daß man ihn hörte bis aufs Vorwerk hinaus . . . Das war nicht der Tod irgendeines Wassersüchtigen, das war der böse fürstliche Tod, den der Kammerherr sein ganzes Leben lang in sich getragen und aus sich genährt hatte . . . Wie hätte der Herr Kammerherr Brigge den angesehen, der von ihm verlangt hätte, er solle einen anderen Tod sterben, als diesen. Er starb seinen schweren Tod . . .“

*Franz Marc* (1880–1916)

„Mit dem Tode beginnt das eigentliche Sein, das wir Lebenden unruhvoll umschwärmen wie der Falter das Licht.“

## GEHEIMNISSE AUS DEM TIERREICH

### „Seele“ der Tiere

Einige überraschende Ähnlichkeiten im Verhalten von Menschen und Tieren könnten dazu verleiten, von einer Tierseele zu sprechen. Anhänglichkeit und Ablehnung, Zuneigung und Haß zeigen sich hier wie dort, Schmerz und Freude, Trauer und Zorn manifestieren sich eindrucksvoll bei Tieren höherer Art ähnlich wie bei Menschen. Und doch besteht ein wesentlicher Unterschied: Tieren fehlt das den Menschen auszeichnende Sichbewußtwerden ihres Seins, das „Ich“-Empfinden.

Der Menschenaffe, das höchstentwickelte Tier, hat sämtliche Organe, die ihn zum Sprechen befähigen könnten, es fehlt ihm jedoch das Denkvermögen. Der Mensch, dem allein es möglich ist, Moralbegriffe aufzubauen, ihnen zu folgen, unterscheidet zwischen Gut und Böse. Das Tier ist dazu unfähig. Das „gute Hundchen“, das nicht stiehlt, ist gut dressiert. Der Schimpanse, der sich, am Tisch sitzend, „anständig“ benimmt — „wie ein Mensch“ —, hat zwar beigebracht bekommen, daß er so oder so handeln soll, zum Bewußtsein des Sinns seiner „menschlichen“ Handlungen kommt er nie. Das will nicht besagen, daß Tiere gewisser Empfindungen, die seelischen Regungen durchaus ähneln, nicht fähig wären, aber durch das fehlende Ichbewußtsein entsteht die trennende Kluft. Ein amerikanischer Psychologe führte ein interessantes Experiment aus. Er zog ein Schimpansenbaby mit einem etwa gleichaltrigen Kinde auf. Beide aßen und spielten miteinander, beide folgten den ihnen gegebenen Anweisungen, beide „lernten“ dies und das zu tun. Jedoch mit schwieriger werdenden Aufgaben blieb das Tier mehr und mehr zurück. Bei den ersten Sprechversuchen versuchte der Affe zwar nachzuzahlen, kam aber über unartikulierte Laute nicht hinaus. Der Versuch mußte abgebrochen werden, weil in dem Kinde langsam das „Ichbewußtsein“ erwachte und die Gefahr wach-

sender Erkenntnis einer unnatürlichen Situation bestand. Der zu seinen Artgenossen zurückgeführte Schimpanse unterschied sich später in nichts von den anderen Affen.

Daß Tiere „nervlich“ belastet sein können wie Menschen, ist nicht zu bestreiten. Bereiche des Seelischen werden dabei nicht berührt. Höher entwickelte Tiere erschrecken in ähnlicher Weise wie Menschen, sind wie diese sensibler oder weniger sensibel, zeigen Nachwirkungen von „Erlebnissen“, die oft ihr Leben lang anhalten. Zu den nervösesten Tieren gehört der Vogel Strauß, der aus den geringsten Anlässen sein „inneres Gleichgewicht“ verliert. Es kann Stunden dauern, bis seine Nerven sich wieder beruhigt haben.

### Tiere träumen

Daß Tiere träumen können, glaubten schon die Alten sagen zu dürfen, bemerkt doch Aristoteles: „Ferner scheinen nicht nur die Hunde zu träumen, sondern auch Pferde, Rinder, ferner auch Schafe und Ziegen und die ganze Klasse der lebendiggebärenden Vierfüßler. Die Hunde verraten es aber durch Bellen.“ — Die Fähigkeit zu träumen ist an einen bestimmten Ausbildungsgrad des Großhirns gebunden: die Fähigkeit, Vorstellungen zu bilden und aufzubewahren, muß gegeben sein.

Die meisten Beobachtungen wurden naturgemäß an Haustieren, insbesondere an Hunden gemacht: „Der Jagdhund träumt oft vom Jagen, er spürt, schlägt an, setzt nach; aber sein Gebell ist nur leise und heiser, und die Bewegungen der Füße haben zwar den regelmäßigen Rhythmus wie beim Laufen, sind aber nur schwache Vibrationen“ (K.F. Burdach).

Die Wissenschaft sieht den Unterschied zwischen Menschen- und Tiertraum darin, daß im Tiertraum nur Sachvorstellungen und Nachklänge von Gefühlsbestimmungen vorkommen könnten, während im Menschentraum auch sprachliche Begriffe und Abstrakt-Symbolisches eine Rolle spielen. Immer-

hin muß man sich dessen bewußt sein, daß die Beurteilung des Tiertraumes nur auf Grund indirekter Beobachtungen möglich ist.

### Tierahnungen

Wenn seltsame Ahnungen der Menschen oft an die Grenzen des Begreiflichen rühren, so können sie bei Tieren zu unbegreiflichen Phänomenen werden. Damit ist nicht die Wetterfühligkeit gemeint, für welche die meisten Tiere mit ihren ausgeprägten Sinnesempfindungen besser veranlagt sind, gemeint sind vielmehr die Vorahnungen von Naturkatastrophen, wie Erdbeben und Vulkanausbrüche, die kaum jemals von menschlichen Lebewesen vorempfunden werden. Viele Tage vor dem Ausbruch des Krakatau, bei dem eine der Sundainseln völlig zerstört wurde und 36000 Menschen den Tod fanden, verließen die Tiere die Insel in Scharen, die Vögel ließen ihre Brutstätten im Stich, die Säugetiere stürzten sich ins Meer, um schwimmend ein anderes Ufer zu erreichen. Sie entkamen der Katastrophe, während die ahnungslosen Menschen unter grausamen Qualen umkamen.

Als Japan im Jahre 1923 von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht wurde, waren die Hunde schon Wochen vorher überaus unruhig und heulten Tag und Nacht. Die empfindlichsten Instrumente des Seismologen hatten nichts von der bevorstehenden Katastrophe verraten; das noch empfindlichere menschliche Instrument Körper-Geist-Seele blieb unbeeinflusst. Es mag Ausnahmen gegeben haben, aber man hat nichts davon gehört.

Im niederösterreichischen Gebirge geschah es im Jahre 1878, daß ein paar Fuhrleute in ein Gasthaus einkehren wollten. Aber sie brachten ihre Pferde nicht zum Stehen. Die Tiere zertrten mit Unrast an dem Gebäude vorbei. Kurz darauf ging eine riesige Lawine nieder, die das Haus verschüttete. Acht Personen, die sich im Inneren befanden, kamen dabei ums Leben.

Vögel haben ein besonders fein ausgeprägtes Empfinden für elektrische Ladungen der Atmosphäre. Sie bringen sich deshalb zeitig in Sicherheit. Bei einer wissenschaftlichen Umfrage gab es interessantes Material zu diesem Thema. Wir greifen den Bericht eines Gutsbesitzers heraus: -

„Eines Nachmittags flüchtete ich mich vor einem Gewitterregen unter einen Birnbaum, der auf dem Feldrain stand. Auf dem Obstbaum saßen drei Krähen, die sich ziemlich dicht an den Stamm geschmiegt hatten, um Schutz vor dem tobenden Sturm zu finden. Das Gewitter kam näher und näher, und da mir mein Platz unter dem Birnbaum doch zu gefährlich schien, wollte ich gerade einen nahen Haselnußstrauch als Zufluchtsstätte aufsuchen, als mit einem Male die Krähen mit mißtönendem Krächzen davonflogen. Unwillkürlich beschleunigte nun auch ich meinen Rückzug, war aber erst acht Schritte entfernt, als der Blitz in den Birnbaum einschlug. Ich selbst wurde von dem Luftdruck zu Boden geschleudert, kam aber sonst heil davon.

Ein anderes Mal bemerkte ich bei einem Gewitter, wie ein Storchenpaar plötzlich sein Nest auf meinem Scheunendach verließ und zu der nahen Brennerei hinüberflog, deren Schornstein mit einem Blitzableiter versehen war. Kaum hatten die Störche sich auf dem Dach der Brennerei niedergelassen, als der Blitz in die Scheune fuhr und dabei das Nest Meister Langbeins mitsamt den drei bereits ausgebrüteten Eiern hinabwarf.“

Zum Schluß faßt der Gutsbesitzer seine Beobachtungen und Erfahrungen zusammen: „Werde ich von einem Gewitter überrascht, so bin ich am sichersten unter einem Baume, auf dem Vögel sitzen. Fliegen die Tiere fort, so ist es für den Menschen gleichfalls höchste Zeit, seinen Platz zu wechseln.“

Nennen wir es den „sechsten Sinn“, den die Natur manchem ihrer Geschöpfe geschenkt hat, einen Sinn, der vielleicht auch den Menschen mitgegeben wurde, auf den sie aber — verdorben durch manche „Segnungen“ der Technik — nicht mehr ansprechen.

## Winterschlaf

Eidechsen halten mitunter neun Monate lang Winterschlaf und kommen so auf schönste Weise über die kalte und nahrungslose Zeit hinweg. Es ist zwar kein ununterbrochenes Ruhen, wie es sich der Laie vorstellen könnte. Zu Beginn wachen sie häufig, schlafen ein, wachen wieder auf, knabbern schlaftrunken an vorsorglich gesammelten Vorräten und versinken erst nach Wochen in festen Schlaf, der in Abständen von rund vier Wochen kurz unterbrochen wird.

Während des Winterschlafes sind die körperlichen Funktionen auf ein Mindestmaß eingeschränkt, das Atmen wird langsamer, die Temperatur sinkt. Fledermäusen genügt ein Atemzug je Viertelstunde. Ein eichhörnchenartiges Nagetier, das Wiesel, hat während des Winterschlafes nur noch eine Körpertemperatur von 2 Grad Celsius, sonst von 35 Grad Celsius. — Während sich die Fische bei niedrigen Temperaturen vielfach im Schlamm vergraben, läßt sich der Karpfen im Eise einfrieren. Er verträgt bis zu 20 Grad Kälte.

## Geheimnisse der Zugvögel

Das Geheimnis des Vogelzuges ist bis heute ungelöst, wenn auch die Hauptmerkmale von den Vogelkundigen eingehend studiert wurden; so ist man über Abflugs- und Rückkunftszeiten der verschiedensten Vogelarten, über Reiseweg, Reisedauer und Reiseziel genauestens unterrichtet. Ein Rätsel aber bleibt: die den Zugvögeln eigene Fähigkeit, über größte Entfernungen hinweg ihren Weg zu finden. Manche Arten überfliegen den größten Teil des Erdballes, um zu ihrer Winterresidenz zu gelangen. Da gibt es zwei Verwandte des Regenpfeifers, die in arktischen Breiten Nordamerikas und Sibiriens nisten. Im Winter ziehen sie nach der südlichen Halbkugel um. Richten sich die Tierchen auf ihrem Weg nach äußerlichen Merkmalen? Einige Vogelkundige nehmen es an, andere weisen darauf hin, daß auf Hunderten von Kilometern über

den Meeren keinerlei Anhaltspunkte gegeben sind. Nach dem Stand der Sonne und der Himmelskörper können die Tiere sich kaum orientieren, wechseln sie doch dauernd ihren Stand. Und bei bedecktem Himmel, in bewölkten Nächten?

Einige Ornithologen haben der Meinung Ausdruck gegeben, die Zugvögel verfügten über eine besondere Sinnes-eigenschaft, die es ihnen ermögliche, den Feldlinien des Erdmagnetismus zu folgen. Dieser Theorie widerspricht die Tatsache, daß das erdmagnetische Feld relativ schwach ist, und daß Vögel, die zu Versuchszwecken in ein künstlich erzeugtes starkes Magnetfeld gebracht wurden, keinerlei Reaktionen gezeigt haben.

Ein Forscher hielt junge Krähen in Alberta bis zum November gefangen, nachdem bereits alle wilden Krähen der Gegend in ihre Winterquartiere 1600 km weit oder noch mehr nach Südosten gezogen waren. Die jungen Krähen wurden mit Ringen versehen und freigelassen, gleichzeitig wurde eine Belohnung für jede wieder eingefangene Krähe ausgesetzt. In den nächsten paar Wochen wurden einige von ihnen abgeschossen und gemeldet. Alle Krähen, die eine nennenswerte Entfernung zurückgelegt hatten, waren nicht mehr als 30 Grad von der normalen Flugstraße abgewichen. Ein Beweis dafür, daß junge Krähen auch ohne Führung der Alten den richtigen Kurs einschlagen.

Der Vogelzug ist ein Geheimnis geblieben, so sehr man sich auch bemüht hat, die wirkenden Kräfte zu studieren, obwohl man sogar Beobachtungen vom Flugzeug aus durchgeführt hat, bei denen Flieger den Vögeln auf langen Strecken gefolgt sind.

## Aale auf Wanderschaft

Aale sind Zugfische. Ihre früheste Jugend verbringen sie im offenen Meere. Lange Zeit war es ein Rätsel, wo sie sich aufhielten. Man wußte nur so viel, daß die Aale, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht hatten, von den Flußmündungen

heraufschwammen, in den Binnengewässern heranwuchsen und wohlgenährt als „Große“ wieder dem offenen Meere zustrebten. Die „Dana-Expedition“ konnte den Zug der „europäischen“ Aale verfolgen. Sie wandern bis in das Sargasso-Meer mitten im Atlantik. Hier tauchen sie bis in Tiefen von tausend Metern, wobei sich ihre Augen stark vergrößern. In der Tiefsee laichen sie. Die jungen Larven, die sich später zu „Glasaalen“ entwickeln, wandern wieder ostwärts, gelangen in die europäischen Flüsse, wo sie so lange verbleiben, bis sie neuer Wandertrieb in die Tiefseeheimat zurückschwimmen läßt. Nach neuesten wissenschaftlichen Theorien rührt der geheimnisvolle Talzug aus der Frühzeit der Erdgestaltung her, als die beiden Kontinente Amerika und Afrika noch nahe beieinander gelegen waren. Darüber findet der interessierte Leser mehr am Ende dieses Werkes.

### Rätsel um Elefanten

Die Elefanten sind wohl die klügsten Vertreter des Tierreiches. Sie sind sogar „begabt“ genug, um Menschen zu foppen. Elefanten, die ausgewachsen in Gefangenschaft geraten, lassen sich noch innerhalb eines Jahres zähmen, was bei keinem anderen Tier der Wildnis gelingt.

Die grauen Kolosse haben überdies Humor, wenn man einem Tier diese Eigenschaft zusprechen darf. Haben sie in der Gefangenschaft etwa einmal Wacholderschnaps mit Ingwer zu kosten bekommen, nach Aussage ihrer Wärter ein probates Mittel gegen Erkältungen — dann wenden sie jede Möglichkeit an, um nochmals die gute Arznei zu bekommen. Sie simulieren, stöhnen, gebärden sich ganz unglücklich, bis sie eine zweite „Dosis“, also einen Eimer voll, erhalten.

Unter den Eingeborenen hat sich die Legende von versteckten, unauffindbaren Elefantenfriedhöfen erhalten, auf welche sich die Sterbenden zurückziehen sollen, um hier, fern von den anderen, zu verenden. Weder Beweis noch Gegenbeweis ist bisher erbracht worden.

Ursache zu dem Glauben der Eingeborenen ist die Tatsache, daß man im Dschungel kaum jemals Elefantenkadaver gefunden hat, ist die Beobachtung, daß Elefantenspuren zu Flußufern hin, aber nicht wieder zurückführen und auch nicht am jenseitigen Ufer weitergehen.

Forscher haben versucht, der Fährte altersschwacher Elefanten zu folgen, doch ist das nie ganz geglückt. Die Tiere bewegen sich trotz ihrer Massigkeit schnell und fast unhörbar durch den Urwald; lautlos schließen sich die Zweige der Bäume hinter ihnen. Obwohl die grauen Riesen nicht gut sehen, verfügen sie über eine ausgezeichnete Witterung. Über 600 Meter bemerken sie die Anwesenheit eines Menschen. Es ist auch nicht leicht, der alten Fährte eines Elefanten zu folgen, denn die Sechs-Tonnen-Kolosse treten tiefe Löcher in das weiche Erdreich, die sich in der Regenzeit mit Wasser füllen und zu metertiefen Sumpftümpeln werden. Rechts und links der Fährte aber rankt meist undurchdringliches Urwaldgestrüpp. Wie Forscher aussagen, ist es anstrengender, einem solchen Elefantenweg zu folgen, als ununterbrochen Hürden zu laufen.

Elefanten entfernen sich nie weit vom Wasser fort, es ist ihr Lebenselement. Daher mag es häufig vorkommen, daß sie im Wasser verenden und ihre Körper nicht mehr gefunden werden. Nach Schätzungen sterben jährlich etwa 2000 Elefanten, aber nicht alle können ihr Grab im Wasser gefunden haben.

Einige Male stieß man auf Stellen, an denen massenhaft Skelette lagen. Bei genaueren Untersuchungen stellte sich heraus, daß die hier verendeten Tiere eines unnatürlichen Todes gestorben waren, daß sich nahe dem Friedhof Wasserlöcher befanden, deren Inhalt Gifte enthielt.

Die Legende von den Elefantenfriedhöfen ist sicher auch auf eine merkwürdige, rätselhafte „Einstellung“ der Tiere zum Tode zurückzuführen, die nicht nur von Eingeborenen beobachtet wurde. So berichtet ein Missionar aus der Gegend von Kenia, daß er einmal gesehen habe, wie eine Frau ihr Kind in den Schatten eines Baumes legte. Kurz hinterher zog

eine Herde Elefanten gemächlich trotzend näher, hie und da mit dem Rüssel Grasbündel ausreißend. Als die Frau später zurückkam, um ihr Kind zu holen, fand sie es unverletzt, aber ganz mit Zweigen bedeckt vor. Die Elefanten hatten es wohl für tot gehalten und nach ihrer Sitte „beerdigt“. In einem anderen Falle schleuderte ein in Zorn geratener großer Elefant einen Jäger gegen einen Baumstamm, so daß dieser tot liegen blieb. Dann sammelten die übrigen Tiere Gräser, mit denen sie den Leichnam zudeckten; erst nach getaner Arbeit trotteten die Tiere wieder ab.

Geradezu rührend sind die Erzählungen der Urwaldforscher vom Elternglück der Elefanten. Die grauen wolligen Elefantenbabies mit der Haut von Marzipanschweinchen sind die verwöhntesten Kinder der Welt. Jede Mutter nimmt das Kind jeder anderen an. Beide Eltern verbätscheln die Kleinen und müssen zum Lohne als Zielscheiben für kindliche Scherze herhalten. Die jungen Kälber verstecken sich gerne, stoßen plötzlich einen Angstschrei aus, als ob sie verletzt wären; kommt die besorgte Mutter angelaufen, dann stürzen sie aus ihrem Versteck und rammen sie ehrfurchtslos in den Bauch.

### Tierische Elektrizität

Alles Lebende ist mit dem Auftreten elektrischer Erscheinungen verbunden, wenn auch noch so geringfügiger Art. Jeder Schatten einer Wolke, der über ein Pflanzenblatt zieht, jeder Lichteindruck, den das Auge empfindet, hat elektrische Ströme zur Folge. Jeder Herzschlag, jede unmerkliche Muskelbewegung, selbst die Drüsentätigkeit verrät sich durch Stromschwankungen. Temperaturunterschiede zwischen benachbarten Haut- und Blattstellen lassen Elektrizität entstehen, auch jeder Druck auf lebende Gewebe. Rheumatische Leiden können elektro-mechanisch erkannt und beurteilt werden, denn das Bild der jeweils auftretenden elektrischen Zustände ist beim Gesunden grundsätzlich anders als beim Rheumatiker. — Die Kontrolle der Herztätigkeit durch das Elektrokardio-

gramm ist eine allgemein bekannte diagnostische Methode. Mehr noch: seelische Einflüsse und Vorgänge lassen sich durch auftretende elektrische Ströme registrieren: angestrengtes Denken, Schreck, Freude etwa. Daß schließlich die sichere Feststellung, ob tot oder lebendig, durch die Kontrolle „Stromlosigkeit“ oder „Strom“ — um es drastisch auszudrücken — möglich ist, dürfte nach alledem nicht mehr erstaunlich sein. Die Verfahren zeigen sowohl bei Mensch und Tier als auch bei der Pflanze und selbst bei Samenkörnern Reaktionen. — Elektrophysiologische Untersuchungen gewinnen mehr und mehr an Bedeutung, lassen sich doch die verschiedensten Altersstufen und die Entwicklungsstadien von Lebewesen durch bestimmte elektrische Kennzeichen klarer charakterisieren als durch die Beobachtung sichtbarer äußerer Formen.

Handelt es sich bei den erwähnten Phänomenen stets nur um äußerst schwache, aber mit Präzisionsgeräten immer noch meßbare und unterscheidbare elektrische Ströme und Spannungen, so gibt es auch Fälle „tierischer Elektrizität“, bei denen sich sehr starke äußere Wirkungen zeigen. Gedacht ist dabei an die von gewissen Fischen erzeugte Elektrizität, die so kräftig ist, daß man bei der Berührung des Tieres einen heftigen Schlag erhält. Stromquellen sind bestimmte Organe der Fische, deren Deutung und Entstehungsgeschichte lange Zeit rätselhaft blieb. Im Altertum führte man die vom Zitterrochen abgegebenen elektrischen Schläge auf „Ausdünstungen“ oder „Gifte“ besonderer Art zurück. Plinius, der beim Vesuvausbruch im Jahre 79 ums Leben kam, meinte, daß es kein Gift sein könne, von dem die Lähmungen bei der Berührung der Tiere ausgingen: „Der Zitterrochen lähmt (erschüttert) selbst aus der Ferne, sobald er nur mit der Lanze berührt wird, den stärksten Arm. Man sieht daraus, daß es unsichtbare Kräfte gibt.“ Die metallische Lanze leitete die Ströme fort. Im Altgriechischen wurden die Zitterrochen „Narke“ genannt. Aus dieser Bezeichnung entstand viele hundert Jahre später der medizinische Ausdruck Narkose (narkosis = Erstarrung).

Nicht nur der Zitterrochen hat die merkwürdige Fähig-

keit, elektrische Schläge auszuteilen, in stärkerem Maße sogar zeigt der Zitteraal diese Eigenschaft, ebenso der Zitterwels.

Erst in letzter Zeit gelang es, das rätselhafte Dunkel um die starke Elektrizitätserzeugung dieser Wassertiere ein wenig zu erhellen. Völlige Klarheit besteht immer noch nicht.

Das elektrische Organ des Zitteraals nimmt etwa ein Drittel seines ganzen Körpers ein und vier Fünftel seiner Körperlänge. Nach neuesten Untersuchungen kann der erwachsene Fisch, gut genährt und ausgeruht, Ladungen bis zu 860 Volt erzeugen, eine kaum glaubhafte Leistung, wenn man mit unseren elektrischen Lichtnetzen mit Spannungen von 110 oder 220 Volt vergleicht.

Ein Zitteraal vermag innerhalb einer Stunde rund 150 Schläge auszuteilen, ohne daß eine wesentliche Abnahme der Stärke einträte, vorausgesetzt, daß kurze Erholungspausen eingeschaltet werden.

Am kräftigsten wirken sich die Elektrisierungen aus, wenn der Zitteraal gleichzeitig am Kopf- und Schwanzende berührt wird. Eindrucksvoll erzählt ein Forscher, der eine Expedition nach Südamerika eigens zum Studium der Zitteraale ausrüstete, wie er einen Schlag richtig zu spüren bekam. Er war ins Wasser gefallen, mit völlig durchnäßten, am Körper klebenden Kleidern eben ans Land gekommen, wo er sich bemühte, einen frisch gefangenen und sich heftig sträubenden Zitteraal von etwa fünf Fuß Länge in eine bereitgestellte Wanne zu werfen. Das Tier aber entschlüpfte ihm aus seinen mit Kautschukhandschuhen geschützten Händen und fiel ihm so auf beide Füße, daß der Kopf das eine und der Schwanz das andere Bein berührte. „In dieser Lage erhielt ich eine dichtgedrängte Reihe von Schlägen, die durch keine in Betracht kommende Nebenschließung geschwächt und bei guter Leitung durch die nassen Kleider mich mit unbeschreiblicher Stärke trafen. Laut aufschreiend vor Schmerz stand ich wie versteinert durch den Schreck, ohne mich des Tieres entledigen zu können.“

Ch. W. Coates berichtete in „The Atlantic Monthly“, New

York, von einer Begebenheit mit Zitteraalen, die hier auszugsweise folgt: „Eines Tages versuchte ich, ein ganzes Oxhoft (ein Gefäß, das etwa 200 Liter faßt) mit Aalen vom Zwischendeck eines Dampfers auszuladen. Ich hatte ein Paar dicke Gummihandschuhe an, und wir versuchten, das Oxhoft in Richtung auf die Luke zu bewegen; aber ohne Erfolg, denn für mich allein war der Behälter zu schwer, und als die Dockarbeiter mir zu helfen versuchten, erhielten sie dauernd elektrische Schläge. Einer von ihnen, ein Riese von einem Kerl, erklärte, er werde die Sache schaffen, machte seinen Ladehaken am Oxhoft fest und gab ihm einen gewaltigen Ruck. Es stürzte um, das Wasser floß heraus, und in einer glitschigen, schleimigen Kaskade ergossen sich die Aale aufs Deck! Die Leute ringsherum begannen wie verrückt herumzuhüpfen, um ihre Füße von dem stählernen Deck loszubekommen. Man stelle sich vor: vierzehn Riesenaale, manche von ihnen drei Meter lang, ringelten sich herum und gaben gleichzeitig mehrere hundert Volt Elektrizität ab! Ich weiß immer noch nicht, wie es uns schließlich doch gelang, sie wieder in den Behälter und endlich ins Aquarium zu bringen.“

### „Neue“ Tiere

Werden denn noch immer neue Tierarten entdeckt? Ja, und zwar erstaunlich viele. Linné gab im Jahre 1758 folgende Zahlen für die verschiedenen Arten an: Käfer 600, Schmetterlinge etwa ebenso viele, Vögel 450, Fische 400, Säugetiere 180, alles in allem rund 4200 verschiedene Arten. Um die Jahrhundertwende zählte man allein schon 13000 verschiedene Vogelarten und 300000 verschiedene Fischarten. Das sind kleine Zahlen gegenüber jenen, die heute lediglich für Insekten gelten. Da gibt es zum Beispiel 100000 Schmetterlings-, 130000 Käfer-, 30000 Fliegen- und 20000 Spinnenarten. Es gibt kein Nachschlagewerk, das alle Tierarten nennt, ein vollständiges Lexikon wird es nie geben können, es würde nach dem Zoologen R. Hesse erst in etwa 270 Jahren abgeschlossen

sein, vorausgesetzt, daß nicht immer weitere Spezies entdeckt werden, was gewiß sein dürfte.

Aus der Reihe der Entdeckungen „neuer“ Tiere — und hier soll allein von Großtieren die Rede sein — können nur einige wenige Erwähnung finden.

Bis 1894 war der „*Affenadler*“ unbekannt, den auch heute noch die wenigsten Tierkundler lebend gesehen haben. Es ist ein mächtiger Raubvogel, ein Großadler, der seinen Namen der Tatsache verdankt, daß seine Nahrung die gleiche wie die der Affen ist. In seiner Heimat, den Philippinen, fliegt er, kaum bemerkt, stolz und unnahbar, hoch über den Baumriesen des Landes. Er hat einen auffallend langen und schmalen Schnabel; ein Federschopf zielt den Kopf.

Das „*Riesenwaldschwein*“ ist eine Entdeckung aus den Jahren nach 1900. Das Tier, das eine Schulterhöhe von 120 Zentimeter erreicht, lebt in Zentralafrika.

Rieseneidechsen wurden 1912 auf einer Insel östlich Javas entdeckt. Die Zoologie nennt sie „*Riesenwarane*“. Die harmlosen Tiere erreichen Längen bis zu vier Meter.

Bis zum Jahre 1937 war der „*Koupry-Büffel*“ unbekannt, obwohl dieses Tier zu den größten lebenden gehört. Seine Heimat ist Indochina. Im Gegensatz zu anderen Büffelarten hat dieser Verwandte eigenartig zarte und feingliedrige Beine.

1944 ist das Entdeckerjahr der „*Vicognas*“, großer Huftiere, die fast wie Hirsche aussehen und in Argentinien leben.

Fünf Jahre später, 1949, beschreibt Ingo Krumbiegel eine bisher unbekanntes Wolfsart, die in den Anden gesehen wurde. Es ist ein Hochgebirgstier mit auffallend schwachem Gebiß, das den Namen „*Andenwolf*“ erhielt. Mit Schwanz erreicht das Tier fast eine Länge von zwei Metern; sein Körper ist mit 20 Zentimeter langen Haaren dicht bedeckt.

1951 kam die Mitteilung aus Hilo auf Hawaii, daß hier ein Seeungeheuer an den Strand getrieben worden sei, ein Ungetüm von 34 Meter Länge, mit einem stärksten Körpervolumen von acht Meter. Ein amerikanischer Biologe, Dr. Silberman, der von dem Fund benachrichtigt wurde und auf dem Luftwege nach Hilo kam, äußerte sich später wie folgt:

„Ein derartig drachen- oder saurierähnliches Ungeheuer habe ich noch nicht gesehen, obwohl es für den Kenner der Tiefsee keine allzu große Überraschung war, daß derartig gewaltige Nachkommen der Vorzeittiere die tiefsten Regionen der Meere vereinzelt bevölkern. Trotz ihres scheußlichen Anblicks sind diese sogenannten Tiefseedrachen nicht etwa räuberische Bewohner der Tiefseegebiete, sondern sie leben nur von pflanzlichen Stoffen und Kleintieren. Jedenfalls ist durch dieses sensationelle biologische Ereignis wieder einmal der Beweis dafür erbracht, daß wir uns nicht träumen lassen, was den Tiefseeforschern eines Tages begegnen kann, die bei 5000 und mehr Metern den Meeresgrund erreichen.“

Die um 1950 von amerikanischen Wissenschaftlern aufgestellte Behauptung, daß Vorzeittiere in Gestalt sogenannter „Tiefseedrachen“ noch leben, scheint sich erneut bestätigt zu haben, um so mehr, als im Sommer 1950 ein ähnliches, aber kleineres Ungeheuer aus dem Roten Meere angeschwemmt wurde.

### Die Schnee-Ungeheuer des Himalaja

Viel Rätselraten hat es um seltsame Fußspuren in den Schnee- und Eiswüsten des Himalaja-Gebietes gegeben. Aus dem Jahre 1921 stammt erste Kunde. Oberst Bury, der Leiter der ersten britischen Himalaja-Expedition, fand damals seltsame Eindrücke im Schnee nahe dem 7000 Meter hohen Lakhpa-La-Paß, nordöstlich vom Mount Everest. Sie ähnelten menschlichen Fußspuren. Höchst verwundert, in dieser unwirtlichen Gegend Lebenszeichen menschlicher oder menschenähnlicher Wesen gefunden zu haben, berichtete Oberst Bury auf schnellstem Wege nach London und fügte hinzu, daß seine Träger die Spuren bösen Dämonen zuschrieben, „grauenhaften Schneemännern“ oder „Scheusalen im Schnee“. Der Bericht löste heftige Diskussionen aus. Spätere Befragungen der Träger durch Naturwissenschaftler ergaben keine verwertbaren Resultate. Die Schilderungen der Eingeborenen

waren gar zu phantastisch. Die Füße der Schneemenschen seien nach hinten gedreht, damit sie besser klettern könnten. Sie hüllten sich statt in Kleider in ihr lang herabhängendes Haar. Schließlich bildete sich die Theorie heraus, es handle sich bei den „Schneemännern“ wahrscheinlich um entflozene tibetanische oder indische Verbrecher, die in den unbewohnten Gebirgsgebieten eine Zuflucht gesucht hätten, oder aber um Asketen, die in Anlehnung an die Yoga-Lehre ihr Leben in Abgeschlossenheit und unter Entsagung verbringen wollten. Einige Biologen vertraten die Ansicht, es handle sich vielleicht um eine große Affenart, andere meinten, Himalaja-Bären seien die Urheber der Spuren, zwei Meinungen, denen man sich allmählich allgemein anschloß.

Vier Jahre darauf unternahm der Italiener Tombazi eine Erkundungsreise in das nordöstliche Himalaja-Gebiet. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er seine Erlebnisse. Da heißt es unter anderem:

„Es war ungefähr 15 Kilometer vom Zemugletscher entfernt. Meine Träger riefen mich nach einem lauten Geschrei aus dem Zelt. Ein paar Sekunden lang war ich vom Schnee geblendet. Aber bald entdeckte ich das Objekt, von dem die Träger sprachen, 200 bis 300 Meter weiter unten im Tal. Kein Zweifel, die Figur sah genau aus wie ein menschliches Wesen mit aufrechtem Gang, das sich von Zeit zu Zeit bückte, um ein Büschel Zwergrhododendron auszureißen. Sie hob sich deutlich gegen den Schnee ab und war unbekleidet. Etwa eine Minute später verschwand sie im dichten Gebüsch. Ich untersuchte die Fußspuren; sie glichen denen eines Menschen, waren aber nur 18 bis 20 Zentimeter lang. Die fünf Zehen und die Sohle waren deutlich erkennbar, die Spur der Ferse war undeutlich. Es konnte sich nur um die Spuren eines Zweifüßlers handeln. Meine Erkundigungen ergaben, daß seit Anfang des Jahres kein Mensch in diese Richtung gewandert war. Die Kulis erfanden natürlich sofort phantastische Geschichten von Dämonen und Schneemenschen. Obwohl ich solchen Märchen trotz der überzeugenden Erzählergabe der Eingeborenen nicht den geringsten Glauben

schenkte, fällt es mir schwer, eine endgültige Deutung dieses Erlebnisses zu geben. Ich kann nur versichern, daß die Figur des geheimnisvollen Wesens völlig einer menschlichen Gestalt glich.“

Die Wissenschaft ging mit Achselzucken über diese „Phantastereien“ hinweg. Aber immer neue Kunde von gleichen Spuren gelangte nach Europa. 1936 war es Robert Kaulback, der im oberen Salween-Gebiet fünf Doppelspuren fand, die mit denen barfüßiger Menschen starke Ähnlichkeit hatten. Bären gab es in jener Gegend nicht, Affen hatte man noch nie dort gesehen. Einige Wochen später meldete ein in Indien stationierter britischer Luftwaffenoffizier, er habe im Nanda-Devi-Gebiet gleiche Spuren gefunden. Das Rätseln begann von neuem und blieb, wie nicht anders zu erwarten, ergebnislos. Ein Jahr darauf entdeckte ein passionierter Himalaja-Bergsteiger namens Smythe neuerdings Spuren eines großen tierischen Wesens in benachbarter Gegend. Obwohl die übermittelten Fotos Tatzenspuren eines großen Zweifüßlers zeigten, kamen die Zoologen überein, sie einem Bären zuzuschreiben. Damit war die Angelegenheit aber noch lange nicht abgetan. Immer neue, glaubwürdige Mitteilungen von einander unabhängiger Forschungsreisender wiesen auf gleiche oder ähnliche Spuren in den von den Vorgängern erkundeten Gebieten hin. Die Zoologen mußten schließlich zu der Ansicht gelangen, daß es sich um Lebewesen handle, die der Wissenschaft noch nicht bekannt waren.

1938 fand der englische Alpinist Tilman rätselhafte Schneespuren, aber anderer Art als jene, die seine Vorgänger entdeckt hatten. Das trug natürlich nicht dazu bei, klarer zu sehen. Immerhin scheint es sich einmal um Bären, das anderemal um eine bereits bekannte Affenart, um Langur-Affen, zu handeln.

Prinz Peter von Griechenland, ein Vetter König Pauls, der einige Monate lang anthropologischen Studien in Indien oblag, beruft sich unter anderem auf Schilderungen von Tibetanern. Er erzählt, daß eines der Fabelwesen, ein großer Affe, auf den die Beschreibung eines früheren Forschungsreisenden

zutraf, regelmäßig aus einem Brunnentrog in Kapur Dak am Jelep-Paß zu trinken pflegte. Um seiner habhaft zu werden, füllten die Einheimischen den Trog mit Chang, einem tibetischen Gerstenbier. Der Affe habe, wie gewohnt, aus dem Trog getrunken und sei kurz danach mit einem schweren Rausch zu Boden gesunken. Die Tibetaner fesselten ihn, um ihn nach dem nächsten Ort zu bringen und dort zur Schau zu stellen, unterwegs jedoch wurde der „Schneemensch“ wieder nüchtern und konnte sich unter ungeheurer Kraftentfaltung befreien und flüchten.

Mit diesem Bericht scheinen alle Zweifel zerstreut zu sein. Anlässlich der Smytheschen Fotografien erklärte nämlich bereits im Juli 1937 Captain Guy Dollman in einem Brief an die „Times“, die sich gerne mit dem Problem befaßte, es könne sich hierbei durchaus um den Langur-Affen handeln. Dieser Einwand wurde damals nicht beachtet. Jetzt erinnert man sich seiner. Wenn an ihm etwas Wahres ist, dann wäre wiederum die Theorie von zwei verschiedenen Sorten Ungeheuern falsch, und es gäbe doch nur einen „grauenhaften Schneemann“. Bis sich dieses Rätsel klärt, kann noch viel Zeit vergehen. Aber eines Tages wird wohl auch ein europäisches Auge das Ungeheuer erblicken und die Welt um ein Geheimnis ärmer sein.

## RÄTSEL UM LÄNDER UND MEERE

### Versunken und verschollen

#### Atlantis

Hat es jenes Inselland „Atlantis“, jenen geheimnisvollen Kontinent im Atlantischen Ozean, jemals gegeben? Die Meinungen sind scharf getrennt: absolute Negierung und überzeugte Bejahung. Wir wollen uns nicht in den Streit der Meinungen einschalten und nur berichten von dem, was jahrhundertelange Forschungsarbeit über das rätselhafte Land zutage gefördert hat.

Das Atlantis-Schrifttum hat einen ungeheuerlichen Umfang angenommen: das Verzeichnis allein umfaßt mehr als 25000 Bände. Neben der materialistischen Atlantisforschung haben sich die Vertreter okkulturwissenschaften mit dem Problem beschäftigt: Mystiker, Hellscher, Medien. Ihre „Erkenntnisse“ dürften eher als mehr oder weniger erfolgreiche Dichtungen aufgefaßt werden, denn als fundierende Beiträge. Raoul Francé äußert sich dazu mit recht herben Worten: „Sie kümmern sich nicht das geringste darum, daß alle erdgeschichtlichen Tatsachen, die Beschaffenheit des Meeresbodens, die große Tiefe zwischen Amerika und Afrika, kurz jedes und alles gegen eine solche Ansicht spricht, sie finden den Gedanken einer untergegangenen Atlantierrasse und atlantischen Kultur bezaubernd und anregend, das große Heer der Okkultisten, das auch so eine dunkle Afterwissensgemeinde ist, fällt ein, Medien sagen darüber aus — kurz und gut, neben der Erdgeschichte läuft beharrlich noch eine atlantische Geschichte, die man nicht zum Schweigen bringen kann, weil die Lust am freien Phantasieren eben keinen Gründen zugänglich ist.“ Immerhin: die Alten glaubten an die Existenz des sagenhaften Landes Atlantis. In den berühmten Dialogen des Plato findet sich eine Stelle, die der Erwähnung wert erscheint. Er läßt Kritias dem Sokrates eine sehr merkwürdige Geschichte erzählen, die er selbst für wahr hält:

„Ich hörte diese Geschichte“, so erzählt Kritias, „von meinem Urgroßvater, der sie von dem großen Philosophen Solon hatte. Im Nildelta steht die Stadt Sais, einstmals die Residenz des Pharaos Amasis. Sie war gegründet worden von der Göttin Neith, welche die Griechen Athene nennen. Die Bewohner von Sais sind Freunde der Athener, weil sie glauben, sie hätten den gleichen Ursprung. Darum wurde Solon von der Bevölkerung Sais' mit großen Ehren empfangen. Die weisesten Priester am Tempel der Göttin Neith weihten Solon in die ältesten Überlieferungen der menschlichen Geschichte und besonders der Geschichte von Sais ein. Solon begann zu ahnen, daß weder er noch seine griechischen Landsleute die geringste Vorstellung von den frühesten Epochen der Geschichte hatten. Die Priester erklärten diese Unkenntnis aus der Tatsache, daß verschiedene Katastrophen, darunter Überschwemmungen und Erdbeben, die Erinnerung an die Vergangenheit zerstört hätten. Manchmal jedoch, so fügten die Priester hinzu, ereignen sich viel furchtbarere Katastrophen, wenn nämlich das himmlische Feuer in Tätigkeit tritt. So ist die Geschichte von Phaeton, der sich den Flammenwagen seines Vaters Phöbus nahm und durch seine Unfähigkeit die halbe Welt in Brand setzte, durchaus wahr, wenn sie auch unwahrscheinlich klingen mag. Von Zeit zu Zeit erfolgten Störungen in der Bewegung der Himmelskörper, die dann Millionen von Leben vernichteten. Nach solchen Katastrophen fällt die Menschheit wieder zurück in Barbarei und vergißt die Kunst des Schreibens. Die Athener erinnern sich beispielsweise nur an eine Sintflut, obwohl es deren mehrere gegeben hat. Ihr kennt nicht einmal Euren eigenen Ursprung, und Ihr wißt nicht, daß Ihr ein schwächlicher Sproß einer großen und berühmten Rasse seid.“

Weiterhin unterrichteten die Priester Solon davon, daß ihre Kenntnis der Geschichte von Sais sich über 8000 Jahre erstreckte. Diese Manuskripte enthalten die Beschreibung eines Krieges zwischen den Athenern und einer alten Nation, die eine große Insel im Atlantischen Ozean bewohnte. In der Nachbarschaft jener Insel gab es andere, und hinter ihnen,



am Rande des Ozeans, lag ein großer Kontinent. Diese Insel, die den Namen Poseidonis oder Atlantis trug, wurde von Königen beherrscht, denen auch die benachbarten Inseln gehörten. Außerdem waren sie die Herren Lybiens und der Länder um das Tyrrenische Meer. Als eine atlantische Armee in Europa einfiel, bewahrte die Kraft der Stadt Athen, der Führerin der griechischen Koalition, Griechenland vor dem atlantischen Joch. Diesen Ereignissen folgte bald eine furchtbare Katastrophe: ein heftiges Erdbeben zerriß die Erde, und schwere, langdauernde Regengüsse überfluteten sie. Die griechischen Heerscharen kamen um, und Atlantis versank im Ozean.“

Plato gibt sogar die Ausmaße der Insel Atlantis an: 3000

Stadien in der Länge und 2000 Stadien in der Breite; in Quadratkilometern entspricht das einer Fläche von rund 200000. Mehr noch, er beschreibt die große Insel als ein Land mit fruchtbaren Ebenen, umgeben von hohen Gebirgszügen. Der Boden sei reich an Metallen gewesen. Das Klima soll milde, die Luft klar und rein gewesen sein. Einen Winter hätten die Atlantier nicht gekannt.

Die beigegebene Erdkarte läßt die angenommene Lage des verschollenen Kontinents mitten im Atlantik erkennen. Nach Plato soll das Land „in einer schlimmen Nacht im Abgrund des Meeres“ versunken sein, zeitlich um 9000 v. Chr.

Die Darlegungen des großen griechischen Philosophen sind später mit Skepsis aufgenommen worden. 150 Jahre nach Platos Tode vertrat der Naturphilosoph Straton die Ansicht, die Atlantis-Theorie sei ein Phantasieprodukt des Dichtersphilosophen. Der Römer Plinius schloß sich weitere 250 Jahre später dieser Meinung an, eine These, die im 19. Jahrhundert von Humboldt erneut aufgegriffen wurde.

Was sagt die moderne Wissenschaft zum Atlantisproblem? Nun, die Meinungen sind — wie gesagt — geteilt. Die einen glauben an die ehemalige Existenz eines atlantischen Kontinents, die anderen verlegen das alte Atlantis auf das europäische Festland, an die südwestliche Küste Spaniens.

Ein deutscher Forscher, K. Bilau, ist überzeugt, daß Plato recht hatte. Er vertritt die Ansicht, daß eine Verschiebung der kontinentalen und maritimen Verhältnisse vor Jahrtausenden stattgefunden habe, und bezieht sich auf Tiefenmessungen, die einwandfrei eine bedeutende Meeresbodenerhebung in der Mitte zwischen Amerika und Afrika erkennen lassen. Eine „atlantische Schwelle“ liegt zwischen einer westatlantischen und einer ostatlantischen Mulde. Bilau meint, daß der Untergang eines ganzen sechsten Kontinents, gemessen an der Größe des Erdballs, durchaus nicht als unerhörtes Ereignis gewertet werden müsse, daß eine Hebung oder Senkung des Wasserspiegels um 3000 Meter — um die es sich effektiv handeln würde — keine eigentliche Erdkatastrophe sei.

„Man stelle sich eine Erdkugel mit einem Durchmesser von 13 Metern vor. Wenn wir darauf die im Verhältnis richtige Meerestiefe am Äquator zeigen wollen, so müssen wir eine etwa zweieinhalb Millimeter dicke Linie ziehen. Wäre der Durchmesser unseres Globus nur ein Meter, so könnte die Meerestiefe sehr wohl durch eine dünne Firnisschicht dargestellt werden, wie sie bei Globen immer verwendet wird!“

Schon die geringste Abweichung von den normalen Erdumdrehungsverhältnissen würde genügen, um für menschliche Begriffe enorme, für geomathematische Begriffe geringfügige Veränderungen des Erdkrustenprofils herbeizuführen. So kommt Bilau schließlich zu einer Apotheose platonischer Gedanken, wenn er sagt:

„Tief unter dem Wasser des Ozeans ruht jetzt Atlantis, und nur seine höchsten Gipfel sind noch sichtbar in Gestalt der Azoren. Seine kalten und warmen Quellen, die von antiken Schriftstellern beschrieben wurden, fließen dort noch heute wie vor vielen Jahrtausenden. Die Bergseen von Atlantis sind jetzt in versunkene Seen verwandelt worden. Wenn wir genau den Hinweisen Platos folgen und die Lage von Poseidonis unter den halbversunkenen Gipfeln der Azoren suchen, so finden wir im Süden die Insel Dollabarata. Dort stand auf einer Erhebung, in der Mitte eines weiten und ziemlich geraden Tales, das von den Winden wohlgeschützt war, die Hauptstadt, das prächtige Poseidonis. Aber wir können jenes mächtige Zentrum einer unbekanntem vorgeschichtlichen Kultur nicht sehen; denn zwischen uns und der Stadt mit dem goldenen Tor liegt eine Wasserschicht von 3000 Metern Dicke. Es ist seltsam, daß die Wissenschaftler Atlantis überall gesucht haben, aber diesem Flecken die geringste Aufmerksamkeit schenkten, der schließlich von Plato deutlich angegeben wurde.“

Die Gegenseite weist darauf hin, daß nach der Theorie Alfred Wegeners, die sicherlich sehr viel für sich hat, der amerikanische und europäische Kontinent in der jüngeren Karbonzeit eine Einheit gebildet hätten, daß allmählich ein Auseinanderrücken der Festlandsmassen stattgefunden habe.

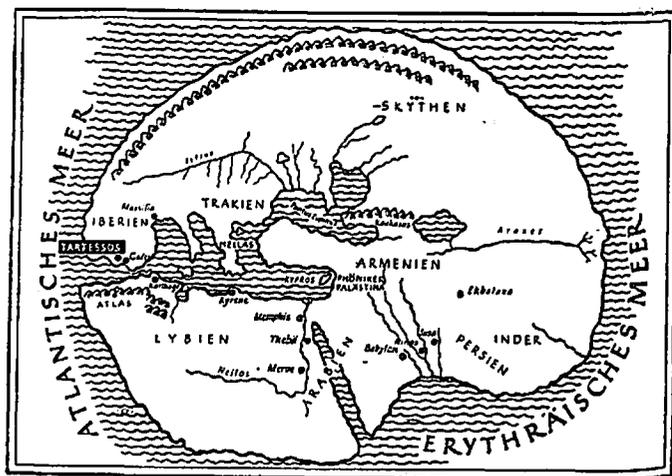


Zur Bekräftigung seiner Ansicht macht er darauf aufmerksam, wie genau östliche Küstenteile Amerikas und westliche Afrikas aneinanderpassen würden; er weist ferner auf die

Verwandtschaft zwischen der südlichen Küste von Südamerika mit der von Australien und Südostafrika hin, Teile eines ursprünglich Ganzen, das auseinanderriß. Ähnlich wie man die Bruchränder eines zerrissenen Papiers wieder ineinanderfügen kann, verhält es sich mit den Festlandsschollen, nur daß die Linien der Küsten sich im Lauf der Erdentwicklung mehr oder weniger verändert haben.

So ging ein Teil der Atlantisforschung andere Wege. Man war wohl überzeugt, daß sich die alte Sage auf eine Wirklichkeitsbasis gründen mußte, daß das utopische Märchen von Atlantis einen gewissen Wahrheitsgehalt hat. Archäologen fanden eine gewisse Übereinstimmung der althistorischen Berichte mit Forschungsarbeiten, die sich auf den Süden und Südwesten Spaniens erstreckten. Hier hat es einstmals eine reiche Stadt mit einem reichen Hinterland gegeben: Tartessos an der Mündung des Guadalquivir. Die „Silberstadt“ wird schon im Alten Testament im Buch der Könige erwähnt: „Salomo hatte bei Tarschisch (Tartessos) Schiffe auf dem Meere bei den Schiffen Hiram.“ Bei Hesekiel wird ebenfalls „Tarschisch“ als wohlhabender Handelsort erwähnt. Tartessos ist um 500 v. Chr. von den Karthagern zerstört und niedergebrannt worden. Kunde von Tartessos liegt bis in das zwölfte Jahrhundert v. Chr. vor.

Ein deutscher Altertumsforscher, Professor Dr. Adolf Schulten, hat zwischen den Weltkriegsgrabungen am unteren Guadalquivir durchgeführt, in der Hoffnung, auf Spuren der verschollenen Stadt zu stoßen. Er fand unter anderem einen Fingerring mit altgriechischen Inschriften aus der Zeit um 700 v. Chr., also aus der Zeit, da die Griechen, Gibraltar umquerend, nach Tartessos fuhren. Später, nach der Zerstörung der Silberstadt, wurde die Meerenge durch die Karthager für jedes fremde Schiff gesperrt. So geriet Tartessos, vielleicht das wirkliche Atlantis, in Vergessenheit. Nur die Sage wob märchenhafte Gespinste um die Verschollene.



Die Lage von Tartessos nach der Erdkarte Herodots (5. Jahrh. v. Chr.)

## Ophir

Kein Mensch hat bisher ergründen können, wo das geheimnisvolle Goldland Ophir einstmals wirklich lag, wenn auch die Wissenschaft stark zu der Annahme neigt, daß es irgendwo im Bereich des Festlandes um den Indischen Ozean bestanden haben muß. Im alttestamentarischen Buch der Könige findet sich folgende Stelle, die auf eine Expedition des Volkes Israel zum fernen Wunderland Ophir schließen läßt:

„Und Hiram sandte Schiffe durch seine Knechte, die des Meeres kundig waren, und fuhren mit den Knechten Salomons nach Ophir und holten von dannen vierhundertfünfzig Zentner Goldes und brachten es dem König Salomon . . . Und alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren golden, und alle Gefäße des Hauses vom Wald Libanon waren lauter Gold. Denn das Silber ward nicht gerechnet zur Zeit Salomons. Denn die Schiffe des Königs fuhren auf dem Meere mit den Knechten Hiram und kamen in drei Jahren einmal und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.“

Die Reise der Salomonischen Flotte, die um 950 v. Chr. stattgefunden haben mag, soll drei Jahre in Anspruch genommen haben. Entdeckt wurde das Goldland durch die Ägypter, die es ausbeuteten. Aber auch sie überlieferten der Nachwelt nichts Greifbares über die geographische Lage. Eine Reihe von Gelehrten, unter ihnen Alexander von Humboldt, vertreten die Ansicht, Ophir sei nur ein Sammelname für sehr verschiedene ferne Länder, etwa wie es der heutige Begriff „Levante“ ist. Andere wieder glauben mit Sicherheit behaupten zu dürfen, Ophir sei das Hinterland der Mozambique-Küste am oberen Sambesi. Belegt ist jedenfalls, daß die Ägypter hier in der fünften Dynastie Goldwäscherei betrieben, daß Ramses III. um 1180 den Goldbergbau ins Leben rief und dieser später von den Phöniziern (950—750) weitergeführt wurde, bis er langsam verfiel. Tatsache ist ferner, daß sich in dem gesamten Gebiet zahlreiche, zum Teil gewaltige und großartige Ruinen befinden, die auf besonderen Reichtum ihrer früheren Bewohner schließen lassen. Aber nur ein kleiner Teil der auf großen Entfernungen zerstreut liegenden Ruinen ist bisher durchforscht worden; Gewißheit darüber, daß Ophir hier oder dort lag, hat sich nicht ergeben.

## Thule

Das Land Thule lag für die Alten am nördlichsten Ende der Welt. Ein griechischer Geograph namens Pytheas „entdeckte“ es, denn für die Damaligen waren Länder, die nicht an das Mittelmeer grenzten, weltenfern. Etwa um 325 v. Chr. unternahm Pytheas eine Forschungsreise, die ihn nach dem noch ganz unbekanntem „Britannien“ führen sollte. Da die Karthager die Meerenge von Gibraltar gesperrt hatten, nahm er seinen Weg von Massilia aus, dem heutigen Marseille, zunächst über Land, der Rhone und Loire entlang. In Corbillo, einer schon zu Cäsars Zeiten spurlos verschollenen Stadt (in der Gegend des heutigen Saint Nazaire) schiffte er sich ein, um nordwärts zu fahren. Er hatte sich die Aufgabe gestellt,

herauszufinden, ob Britannien eine Insel oder ein vorspringender Teil des Festlandes sei. Weiteres Ziel war das sagenhafte und unbekanntes Bernsteinland, das weiter östlich liegen mußte. Von den Shetlandinseln aus, die er wahrscheinlich auf dieser großen Fahrt erreichte, fuhr er sechs Tage lang über das offene nordische Meer, überzeugt, auf Festland zu stoßen: er fand Thule. Fridtjof Nansen hat mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß die zwar nur spärlich erhalten gebliebenen Angaben Pytheas' und späterer Forscher auf Norwegen deuten, auf die Gegend der Bucht von Drontheim. Plinius hat die älteren Berichte ergänzt:

„Das äußerste von allen Ländern, die bekannt sind, ist Thule. Zur Sonnenwendzeit, also wenn die Sonne durch das Bild des Krebses geht, gibt es dort keine Nächte; im Winter dauert der Tag nur kurze Zeit, während die Nächte sehr lang sind. Manche behaupten sogar, dies sei sechs Monate ohne Unterbrechung der Fall. Als größte von allen Inseln dort nennen einige Berrice, von wo man nach Thule zu segeln pflegt.“

### Vineta

In der Sagenliteratur der Völker steht die Geschichte des im Meer versunkenen Vineta wohl an erster Stelle. Aber die in den Zeitläuften entstandenen romantischen Märchen von der „schönen, alten Wunderstadt“ haben prosaische Hintergründe. Schon der wohlklingende Name „Vineta“ hat einen wenig klangvollen Ursprung: „Jumne“. Latinisierung der Chronisten ließ aus Jumne IVMNETA entstehen. Durch den Irrtum eines Abschreibers und das Vertauschen der beiden ersten Buchstaben wurde daraus VIMNETA. In der Folgezeit verlor sich das M und „Vineta“ war entstanden.

Nahe der Küste der Ostseeinsel Usedom gibt es ein Riff, das Vinetariff. Es ist in der Volkslegende stets mit der versunkenen Stadt in Zusammenhang gebracht worden. Da mehrere Schiffsunfälle durch das in Seekarten nicht verzeich-

nete Riff verursacht wurden, erhielt die Legende von der in bestimmten Zeiten wieder auftauchenden Stadt stets neue Nahrung.

Aus der sandigen Untiefe vor der Küste Usedom's ragen zahlreiche Granitfindlinge auf, im klaren Wasser deutlich erkennbar. Sie haben die Phantasie der Seefahrer und Küstenbewohner angeregt, die in ihnen die Trümmer von Häusern und Kirchen zu sehen glaubten. Verschiedene Vinetaucher haben die Steinblöcke untersucht und keine Spuren menschlicher Bearbeitung festgestellt. Der vielfach geäußerten Annahme, daß das alte Jumne mit dem neuen Wollin identisch sei, wird von anderer Seite widersprochen: es habe im 11. Jahrhundert tatsächlich eine reiche Handelsstadt an der pommerschen Küste gegeben, die schon verlassen und verödet von einer gewaltigen Sturmflut restlos fortgeschwemmt worden sei. Bei aller Bewunderung der mit größtem Eifer tätigen Vinetaforscher ist es vielleicht beglückender, der Volkssage kritisch zu lauschen und die schönen Verse Wilhelm Müllers zu lesen:

„Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde,  
Klingen Abendglocken dumpf und matt,  
Uns zu geben wunderbare Kunde  
Von der schönen, alten Wunderstadt . . .“

### Runholt

War Vineta, die Sagenumwobene, eine in den Fluten der Ostsee versunkene Stadt, so ist die Hafenstadt Runholt, die es sicher einmal gab, den Sturmfluten der Nordsee zum Opfer gefallen. Ihr Name klingt in Detlev von Liliencrons Meeresballade nach:

„Heut bin ich über Runholt gefahren,  
Die Stadt ging unter vor sechshundert Jahren.“

Runholt lag auf einer der Halligen südöstlich von Sylt, genauer: auf einem später vom Meer überfluteten Teil der

Insel Nordstrand. Eine gewaltige Sturmkatastrophe vernichtete die Stadt im 14. Jahrhundert. Die Sage hat die verhältnismäßig kleine Hafensiedlung in eine große, reiche Stadt verzaubert. Sie erzählt, daß ein schwerer kirchlicher Frevel das Strafgericht des Himmels über den übermütigen Ort heraufbeschworen habe. Kecke Gesellen legten in der Trunkenheit ein Schwein in ein Bett und riefen den Priester zu ihm, um einem Sterbenden die Letzte Ölung zu geben. Als der Priester kam und den ihm gespielten Streich erkannte, entriß man ihm den Abendmahlskelch und trank Bier daraus. Daraufhin soll der Priester Gottes Gericht über die sündige Stadt herabgefleht haben; gleich in der nächsten Nacht fegte die Sturmflut Rungholt mit allen Bewohnern vom Erdboden hinweg.

Allmählich steigt das versunkene Land wieder empor. Bei Ebbe und kräftigem Landwind liegt das Rungholtland manchmal trocken. Überreste von Dämmen, Spuren ehemaliger Ackerfelder, Brunnenanlagen, Kennzeichen des ehemaligen Friedhofs, der Kirche, Reste von Schleusen zeigen sich dem Wattenmeerwanderer.

Als ein kleiner, für damalige Verhältnisse allerdings nicht unbedeutender Handelsplatz und großes Fischerdorf mit rund eintausend Einwohnern, so stellt sich Rungholt dem heutigen Forscher dar, untergegangen nicht ohne Schuld seiner Einwohner, die es versäumten, Dämme und Deiche gegen die zerstörenden Fluten zu ziehen.

#### Länder werden — Länder vergehen

Die Erdoberfläche hat ihr Gesicht — es wurde schon angedeutet — im Laufe der Jahrtausende ständig geändert. Die Bewegungen und Verschiebungen sind meist recht langsam, aber unaufhörlich gehen sie weiter.

Im steten Wechsel verändern sich Küstenstriche, Inselkonturen, formt sich das Bild ganzer Länder neu, zurückzuführen auf unterirdische Verschiebungen, auf Vulkantätigkeit, auf Meereseinflüsse, auf die Drehbewegung der Erde.

Für das bayerische Alpenvorland sind für einen hundertjährigen Abschnitt senkrechte Verschiebungen nachgewiesen worden, die fast einen Meter erreichen. In waagerechter Richtung bewegt sich der 2700 Meter hohe Wendelstein im Jahrhundert etwa um 25 Zentimeter; er rückt auf München zu und würde die Stadt — vorausgesetzt, daß diese nicht auch rutscht — in rund 300000 Jahren erreicht haben; die Münchener hätten dann das Gebirge wirklich vor ihren Toren.

Die ganze Donauebene bis zum Inn drängt nach Westen. Das Lechtal hebt sich alljährlich um 17 Millimeter; seine Bewohner werden in 200000 Jahren Hochgebirgler sein, denn dann leben sie in der luftigen Höhe von 3400 Metern! Aber ebensogut kann inzwischen eine rückläufige Bewegung einsetzen und das Lechtal wieder absinken.

Ein Beispiel für das Herauswachsen von Land aus dem Meer bietet die Küste des Bottnischen Meeresbusens. Hier war die Landhebung so groß, daß die Fahrstraßen und Häfen — in historischer Zeit — verlegt werden mußten. Eine Stadt, die vor 300 Jahren am Meer erbaut wurde, liegt heute ein beträchtliches Stück vom Ufer entfernt. Ein neuer Hafen mußte weit draußen erbaut werden, um die Schiffsverbindungen aufrechterhalten zu können. Dort, wo heute die wichtigste Stadt von Westfinnland, Vasa, liegt, war im Jahre 300 n. Chr. eine weite Wasserwüste; 500 Jahre später war eine Reihe von Inseln aufgetaucht. Im 14. Jahrhundert bildete sich eine Insel dort, wo später Vasa entstand. Zwischen den Jahren 300 und 1900 hat Finnland stark an Boden gewonnen, und das auf ganz unkriegerischem Wege.

Wie Nord- und Ostsee unaufhörlich Land verschlingen oder Land gebären, so treibt auch das Mittelmeer ein ähnliches Spiel. Sein Spiegel hebt sich ständig und begräbt immer mehr Küstenland unter seinen Fluten. Kaianlagen, Brücken und Straßen altitalienischer und altgriechischer am Meere gelegener Städte schimmern heute viele Meter tief aus dem Wasser herauf. An der tunesischen Küste schwimmen Fische durch die steinernen Gebäude alter Punierstädte. Längs der ägäischen Küste holt man Reste langsam im Wellengrab ver-

sunkener antiker Tempel ans Land. Malta sinkt ständig ab, wie Messungen beweisen, oder der Meeresspiegel steigt — was praktisch gleichbedeutend ist — jährlich um mehrere Millimeter. Korsika bewegt sich seitlich; seit der Geburt Napoleons ist die Insel um zehn Meter nach Osten abgewandert.

### Inselgeburten — Inselsterben

Das Auftauchen und Verschwinden von Inseln in aller Welt bereitet den Seekartenzeichnern manchen Ärger; es kommt sogar tatsächlich vor, daß Inseln, die auf der letzten Fahrt angelaufen und ordnungsgemäß auf der Seekarte verzeichnet wurden, bei der nächsten Reise nirgends zu finden, spurlos verschwunden waren. Wiederum erheben sich plötzlich Inseln an Stellen, wo man zuvor einige tausend Meter Tiefe gelotet hatte. Pflanzen beginnen auf den neuen Erdgebilden Wurzeln zu fassen, Vögel ihre Nester zu bauen; aber eines Tages ist die Insel ebenso plötzlich wieder verschwunden, wie sie erschienen war.

Zu den außerordentlichen Vorgängen dieser Art gehört die Geburt der Insel Ferdinandea im Süden von Sizilien im Juli 1831. Bereits einige Tage lang hatten die Fischer des nahen Sciacca infolge unaufhörlicher Erdstöße Todesängste ausgestanden, als das Meer an einem sonnigen Nachmittag urplötzlich zu sieden begann. Eine fünfzig Meter hohe Wassersäule stieg auf, und vulkanische Asche wurde Tausende von Metern hoch in die Luft geschleudert. Als der Rauchvorhang sich verzogen hatte, zeigte sich den erstaunten Blicken die aus dem Meer aufragende Krateröffnung eines Vulkans. Langsam stieg das neugeborene Land aus den Fluten, am Abend betrug der sichtbare Umfang des Kraters bereits fünf Kilometer. Ein paar Tage später erhoben sich neben dem ursprünglichen Vulkan zwei weitere Hügel von nicht weniger als 300 Meter Höhe.

Die Bevölkerung taufte die Insel auf den Namen Ferdinandea. England belegte das Neuland als nicht zu verachtenden

Zuwachs seiner Mittelmeerstützpunkte mit Beschlag, während geschäftstüchtige Fischer einen gewinnbringenden Fremdenverkehr ins Leben riefen. Ferdinandea aber wurde all dieser irdischen Betriebsamkeit bald müde. Im Oktober 1831 begann die Insel, wie von einem heftigen Fieberanfall geschüttelt, zu erbeben und in sich zusammenzusinken. In den ersten Novembertagen ragte nur noch ihr Gipfel aus dem Meer, und schließlich verschwand das Land völlig, während eine dreißig Meter hohe Säule siedenden Wassers zum Himmel stieg. Das einzige, was von ihr übrig blieb, ist ein unterseeisches Riff.

Noch seltsamere Vorgänge sind in den zu den Aläuten gehörenden Boguslaw-Inseln zu verzeichnen. Im Jahre 1768 beobachtete man hier das Erscheinen einer neuen Insel vulkanischen Ursprungs, die „Ship Rock“ getauft wurde. 28 Jahre später wurde als Folge eines gewaltigen vulkanischen Ausbruches eine zweite Insel geboren, der die Russen den Namen „Boguslaw“ gaben. Im Jahre 1888 verschwand Ship Rock, kurz nachdem eine dritte vulkanische Insel „Neu-Boguslaw“ mit einem 240 Meter hohen Gipfel aus den Fluten aufgetaucht war.

Knapp 20 Jahre blieb alles beim alten. Im Jahre 1906 jedoch zeigte das Beringmeer erneut Anzeichen von Unruhe. Am 1. September 1907 flog einer der Gipfel der Boguslaw-Insel buchstäblich in die Luft. Im September 1910 folgte ein neuer gewaltiger Ausbruch. Eine Forschungsexpedition, die 1926 die seltsame Inselgruppe aufsuchte, fand von Neu-Boguslaw nur noch ein paar Sandbänke, mitten unter ihnen einen Lavasprudel, der siedende Massen aus dem Meer heraus schleuderte. Zwischen den Sandbänken gab es Wasserlachen, in denen das Wasser dank der Lavatemperatur, trotz der arktischen Lage, etwa 20 Grad Celsius aufwies. Herden von Seehunden tummelten sich hier, Vogelschwärme hatten sich im warmen Sand niedergelassen.

Ein anderes Stück Erde, das seit Jahrzehnten mit der Menschheit Verstecken spielt, ist das im südlichen Teil des Stillen Ozeans gelegene, zu den Tonga-Inseln gehörende

Falcon-Insel. Es wurde im Jahre 1865 durch den Kapitän des englischen Kriegsschiffes „Falcon“ entdeckt und nach seinem Schiff benannt. 1877 kam abermals ein britisches Kriegsschiff in die Gegend, aber von der Falcon-Insel war nichts mehr zu sehen. Das einzige, was man vorfand, war eine quirlend und fauchend aus dem Wasser aufsteigende Rauchsäule. Erneute gewaltige Ausbrüche eines unterseeischen Vulkans ließen nach Verlauf eines Jahres die Falcon-Insel mit einem Gipfel von hundert Meter Höhe neu erstehen, aber nach weiteren drei Jahren versank sie abermals. 1927 tauchte die Insel nochmals auf, diesmal mit einem mächtigen Vulkan, der monatelang Asche und Lava spie. 1928 gelang es Eingeborenen der Tonga-Inseln, auf der Falcon-Insel zu landen und dort die Flagge des „Königreiches Tonga“ zu hissen; aber Gott Neptun kehrte sich nicht an das Hoheitszeichen, denn kurz darauf ließ er sie abermals untergehen.

Von zwei Inseln der St.-Brandon-Gruppe wird ähnliches berichtet. „Fou“ versank 1948 und ebenso „Avocaire“, die kurz danach wieder auftauchte.

Zu den vielen Seltsamkeiten der Inselgeburten gehört ein Eiland, dessen Kern ein Schiffswrack bildet. In der Essequibo-Mündung in British-Guayana lief eines Tages das Kriegsschiff „Dauntless“ auf Grund. Die Besatzung sah sich gezwungen, das Schiff zu verlassen; die Natur ergriff von ihm Besitz. Um das Wrack herum spülte Sand an, Unkraut faßte Fuß, etwas später schlugen Mangroven Wurzeln. Heute liegt hier eine Insel von über fünfzehn Kilometer Länge, die „Dauntless-Insel“.

### Weißer Flecken auf den Karten der Erde

Würden alle noch nicht erforschten Gebiete unserer Mutter Erde auf den Karten der Atlanten und auf den Globen weiß ausgespart werden, das gewohnte Bild würde sich sehr verändert darbieten. Denn wenn auch Flugzeuge die Kontinente kreuz und quer überflogen haben, *erforscht* sind breite Land-

striche noch immer nicht. Erst ein Fünftel unserer Welt ist mit Mitteln der Kartenaufnahme erfaßt.

In Südamerika gibt es in den riesigen urwaldbedeckten Amazonas-Gebieten auch heute noch Räume von der Ausdehnung europäischer Staaten, die noch nie von einem Weißen betreten wurden. Zwar ist der gewaltige Fluß selbst von einem bis zum anderen Ende befahren worden, ebenso sind Forscher und Händler die Nebenflüsse weit hinaufgefahren, aber was zwischen den Strömen liegt, ist unbekanntes Land. Nebenbei: einige der Amazonas-Nebenflüsse sind länger als der Rhein oder die Donau. Das gesamte Flußgebiet ist vierzehnmal so groß wie Deutschland vor 1933.

Südlich des Amazonas liegt die zweitgrößte brasilianische Provinz Matto Grosso. Über die Hälfte des Landes ist unerforscht, wenigstens für unsere Begriffe, denn es wurde bereits einmal von wagemutigen Portugiesen „erobert“, die hier im 18. Jahrhundert Kolonien gründeten und Städte erbauten. Unter wucherndem Urwaldgestrüpp kaum noch auffindbare Ruinen künden von ehemaliger Größe. Aber nichts an wissenschaftlichem oder kartografischem Material wurde überliefert. Matto Grosso, das unbekannteste Herz Südamerikas, muß noch einmal „entdeckt“ werden.

Unerforscht ist der größte Teil Neuguineas, obwohl Goldhunger Abenteurer tiefer in das Innere der unwirtlichen Großinsel eindringen ließ. Die Salomon-Inseln und die Neuen Hebriden sind immer noch eingehenderen Untersuchungen verschlossen geblieben. Im Inneren Australiens und Asiens liegen völlig unerforschte wasserlose Wüstenländer, ebenso in Arabien: die Dana-Wüste umfaßt mehr als 130 000 Quadratkilometer unbekanntes Land. Große Teile Sibiriens werden erst heute langsam erforscht. Das nördlichste Kanada, das Innere Alaskas und Grönlands sind ebenso fremde Gebiete, wie Teile der Südspitze Amerikas. Ein sechster Kontinent in der Antarktis, von einer ungefähren Ausdehnung von acht Millionen Quadratkilometern, harret noch seiner Erschließung.

## Meere unter der Sahara

Südlich von Algier liegt das Sahara-Wüstenland Rir, in dem jahrelang kein Regen fällt. Vor einem Jahrhundert versuchten die Franzosen die längst vertrockneten Dattelpalmenhaine, die früher in reichlichen Mengen auf vielen Oasen standen, zu neuem Leben zu erwecken. Sie bohrten Brunnen in vielfältiger Zahl, und die wenigen noch erhaltenen Palmen vermehrten sich durch reichlich zugeführtes Wasser beträchtlich. Grundwasser war in genügender, ja in kaum erwarteter Menge vorhanden. Das Interesse der Geologen war geweckt. Forschungen des französischen Gelehrten Savorin ergaben, daß unter den bisher durch Brunnenbohrungen erreichten Schichten tiefere lagen, deren Wasserrichtum noch weit größer sein mußte. Er fand bei Bodenuntersuchungen, daß eine tiefliegende undurchlässige Gesteinsschicht das weitere Versickern der vom Atlas zufließenden beträchtlichen Wassermengen — jährlich etwa eine halbe Milliarde Kubikmeter — verhinderte. Die unterirdischen Wasser erhielten den Namen „Savorins-Meer“. Da die wasserzurückhaltende Gesteinsschicht beckenförmig geschwungen verläuft, kann man effektiv von einem unterirdischen See sprechen, allerdings ohne daß man sich die Vorstellung von einem befahrbaren Höhlengewässer machen darf. Der tiefste Punkt des riesigen Beckens, dessen Wasserinhalt durch die erhöhten Ränder nicht durch Zuflüsse aus dem Mittelmeer vermehrt wird, liegt bei etwa 5000 Metern. Die Absichten der französischen Regierung gehen dahin, die unterirdischen Wassermassen zur Urbarmachung der ausgetrockneten Wüstengebiete zu benutzen. Ein Großplan sieht die etappenweise Schaffung von großen Oasen vor, die sich später aneinanderschließen sollen und damit fruchtbares Neuland mit einer Ausdehnung von etwa 600 000 Quadratkilometern bilden werden.

Unterhalb der Lybischen Wüste, südwestlich von Alexandria, müssen sich ebenso gewaltige unterirdische Wasseransammlungen befinden, „fossile Wasser“, wie die Fachleute sagen. Auch an ihre Nutzbarmachung will man sich wagen,

damit in der östlichen Sahara einstmals vorhandenes Pflanzenleben neu entstehen kann.

In utopischen Romanen sind jene Unterweltwasser als riesige Höhlenmeere geschildert worden, die mit dem Mittelmeer in Verbindung stehen und mit Unterseebooten erreicht werden können. Das allerdings sind reine Phantasieprodukte, wenn auch bestechende.

## Warme Seen am Südpol — Eis am Äquator

Eine deutsche Expedition entdeckte 1939 eine warme Oase in der Antarktis, rund 150 Kilometer vom Südpol entfernt. Zehn Jahre lang wurde das Wissen um diesen seltsamen Landfleck mitten im ewigen Eis geheimgehalten. Das „warme“ Gebiet, das der Größe nach etwa Schottland entspricht, liegt im Königin-Maud-Land. Kein Mensch hat es bisher betreten, nur vom Flugzeug aus wurde es gesichtet und fotografiert: Aus alpinem Hochland glitzern im Widerschein der Sonne eine Reihe eisfreier Seen. Die abfallenden Flanken der bis 4000 Meter hohen Berge waren bis auf wenige Tüpfel schneefrei. „Neu-Schwabenland“ nannten die Expeditionsmitglieder das seltsame Land.

Gibt es in einer der kältesten Regionen der Erde warme Seen, so wartet eine der heißesten mit schnee- und eisbedeckten Gipfeln auf. Trotz der glühenden Tropensonne ist der 6000 Meter hohe Kilimandscharo mit einem gewaltigen Gletscherdach bedeckt. 3000 Kilometer weit leuchtet der weiße Gipfel des erloschenen mächtigen Vulkans über dichtem Urwald in das Tropenland hinein.

## ZUM SCHLUSS

Der Leser mag vielleicht beim Durchblättern dieses Buches manches Geheimnis nicht behandelt finden, das ihn interessiert. Eine Erklärung dazu scheint angebracht. — Vor der Niederschrift des Manuskriptes sah sich der Verfasser vor einem Berg, ähnlich jenem, der das ersehnte Schlaraffenland umgibt, und es galt, sich hindurchzuarbeiten. Jenseits eröffnete sich ein unübersehbar großes Land, das Wunderland der Geheimnisse. Unmöglich, überallhin vorzudringen. Von manchem wurde berichtet, vieles aber mußte übergangen werden, sollten nicht hundert Bände entstehen. So blieb der Inhalt beschränkt auf Ausschnitte aus vielen Wissensgebieten, in der Hoffnung, daß eines Tages eine Ergänzung möglich sein wird. Dem Verfasser lag es zugleich daran, eine breite Grenze zwischen Sinn und Unsinn, zwischen Glauben und Aberglauben zu ziehen. Wenn es ihm gelungen sein sollte, seine Leser vorübergehend zu fesseln, dann ist sein Mühen reichlich belohnt.



alcam fraw ctwäi c

„Alraunwurzel“, altd deutscher Holzschnitt

## LITERATURVERZEICHNIS

- Bossard, Robert: *Psychologie des Traumbewußtseins*  
(Rascher, Zürich 1951)
- Braghine, A.: *Atlantis* (Union Deutsche Verlagsges.  
Stuttgart 1946)
- Esser, Alfred: *Geheimnisvolle Kräfte*  
(Staufen-Verlag, Köln 1949)
- Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung*  
(A. F. Deuticke, Wien 1945)
- Fürst u. Moßkowsky: *Das Buch der 1000 Wunder*  
(Albert Langen, München 1916)
- Georg, Eugen: *Der Mensch und das Geheimnis*  
(Safari-Verlag, Berlin 1937)
- Gicklhorn, Josef: *Elektrizität im Lebendigen*  
(W. Braumüller-Universitätsverlag,  
Wien 1948)
- Halifax, Lord: *Ghost Book*  
(Geoffrey Bles, London 1946)
- Hennig, Richard: *Von rätselhaften Ländern*  
(Delphin-Verlag, München 1925)
- Hennig, Richard: *Wo lag das Paradies?*  
(Druckhaus Tempelhof,  
Berlin 1930)
- Herrmann, Paul: *Das große Wagnis*  
(Zeitgeschichte-Verlag,  
Berlin 1936)
- Jung, C. G.: *Über die Psychologie des Unterbewußten*  
(Rascher, Zürich 1944)
- Krumbiegel, Ingo: *Von neuen und unentdeckten Tierarten*  
(Franckh, Stuttgart 1950)

- Löhr, H.: *Aberglauben und Medizin*  
Leipzig 1942
- Müller-Freienfels: *Menschenkenntnis und Menschenbehandlung*  
(Druckhaus Tempelhof 1951)
- Quiring, Henri: *Wünschelrute und Geophysik*  
(Sebastian Lux, Murnau 1950)
- Reiners, Ludwig: *Steht es in den Sternen?*  
(Paul List, München 1951)
- Rohracher, Huber: *Einführung in die Psychologie*  
(Urban & Schwarzenberg,  
Wien 1948)
- Schmidt, Fred: *Schiffe und Schicksale*  
(Dietrich Reimer, Berlin 1935)
- Scholz, Wilh. von: *Zufall und das Schicksal*  
(Paul List, München 1937)
- Schultz-Hencke, H.: *Lehrbuch der Traumanalyse*  
(G. Thieme, Stuttgart 1949)
- Schwarz, Leopold: *Physische und metaphysische Rätsel*  
(Verlag Leopold Schwarz,  
Zusmarshausen bei Augsburg)
- Wilsmann, A. Ch.: *Wunderwelt unter der Tarnkappe*  
(Fels-Verlag, Essen 1943)
- Wizinger, Robert: *Chemische Plaudereien*  
(Buchgemeinde Bonn 1935)
- Wolff, Theod.: *Vom lachenden Denken*  
(Scherl, Berlin 1931)
- Woltereck, Heinz: *Das Tor zur Seele*  
(Heering-Verlag, Seebruck 1951)
- Zechlin, Egmont: *Maritime Weltgeschichte*  
(Hoffmann & Campe,  
Hamburg 1947)
- Universitas, Zeitschrift (Wissenschaftl. Verlagsges.  
Stuttgart 1947—1952)